NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665524 6

Digitized by Google

Digitized by Google

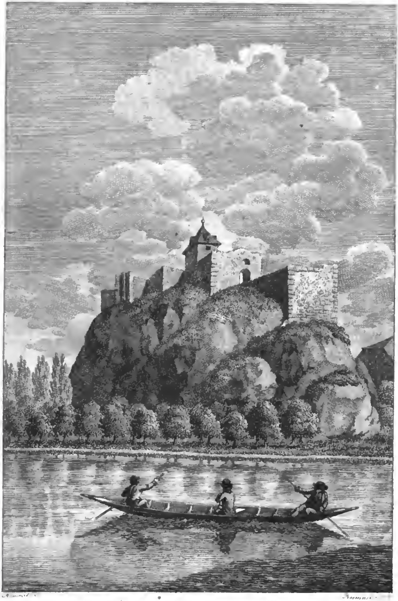
Gottschalck.
EAW
Digitized by Google

~~George Wilhelm Emilius von [illegible]~~

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

~~Heinrich Kiel~~



Giebichenstein.

Digitized by Google

3800

Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands,

von

Friedrich Gottſchalk.

Kunitzburg.

Erſter Band.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Halle,

bei Hemmerde und Schwetſchke. 1815.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
816287
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1918 L

Inhalt
des erſten Bandes.

Ueber die Entſtehung, den Verfall und die Bauart der Ritterburgen in Deutſchland . . . . Seite 1
1. Kynaſt bei Warmbrunn in Schleſien 51
2. Hohenzollern bei Hechingen im Fürſtenthum Hohenzollern-Hechingen 85
3. Scharzfeld bei Oſterrode am Harz im Königreich Hannover 109
4. Kunitzburg bei Jena an der Saale im Großherzogthum Sachſen-Weimar 123
5. Giebichenſtein bei Halle an der Saale . . 135
6. Anhalt bei Ballenſtedt am Harz im Herzogthum Anhalt-Bernburg 157
7. Stolpen bei Dresden im Königreich Sachſen . . 169
8. Falkenberg bei Detmold im Fürſtenthum Lippe 187
9. Starchemberg bei Wien 193
10. Pleſſe bei Göttingen im Königreich Hannover . 205

11. Wirtemberg bei Stuttgart im Königreich Wirtemberg . . . . Seite 231
12. Spatenberg bei Sondershauſen im Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen 245
13. Lichtenberg bei Oſtheim vor der Rhön, im Großherzogthum Sachſen-Weimar 267
14. Troßky im Königreich Böhmen 277
15. Harzburg zwiſchen Goslar und Wernigerode am Harz im Königreich Hannover 285
16. Berneck zwiſchen Baireuth und Hof im Königreich Baiern 303
17. Stransberg bei Sondershauſen im Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt 315
18. Nordeck bei Marburg im Kurfürſtenthum Heſſen 325
19. Rötteln bei Lörrach im Großherzogthum Baden 331

Ueber

Ueber
die Entſtehung, den Verfall
und die Bauart
der Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands.

Eine gedrängte Darſtellung desjenigen, was zur Erbauung der deutſchen Bergſchlöſſer Veranlaſſung gab, eine Aufzählung der mannigfachen Urſachen zu ihrer Zerſtörung und zu ihrem Verfall, und einige allgemeine Bemerkungen über die gewöhnliche äußere und innere Einrichtung und Bauart derſelben, dürften wohl keine überflüſſige Einleitung in die Geſchichte und Beſchreibung der Burgen ſeyn. Sie wird einen Ueberblick vom Ganzen gewähren, welcher bei der ſpeciellen Geſchichte der Burgen nicht anzubringen war. Sie wird, indem ſie die Ritterzeiten in ihrer wahren Geſtalt zeigt, dazu beitragen, den lachenden Gemälden, die wir in Romanen und Gedichten davon finden, und durch welche ſie eigentlich ſo viel Anziehendes für uns erhalten haben, das blendende Farbenſpiel zu nehmen. Sie wird die Ueberzeugung herbeiführen, daß wir uns glücklich preiſen können, ſie nicht erlebt

zu haben, und dagegen von einer höhern Stufe der Kultur auf jene rohen Zeiten zurückblicken können, wo das Recht des Stärkern — vor deſſen Rückkehr, wenn auch in abgeänderter Form, uns und unſere Nachkommen der Himmel bewahren wolle — das einzig geltende war. Sie wird endlich manchen Wiederholungen vorbeugen, die außerdem nöthig geweſen wären, um verſtändlich zu ſeyn.

In den Zeiten der nächſten Nachkommen Ludwigs des Frommen, eines Sohnes Karls des Großen, wurden die Grenzen des unter Einem Könige vereinigten Deutſchlands durch die Anfälle und durch die Einbrüche benachbarter fremder Völker außerordentlich beunruhigt. Vorzüglich verſuchten es die Normänner, ein Zuſammenfluß däniſcher, norwegiſcher und ſchwediſcher Seeräuber, an den nördlichen Grenzen Deutſchlands, die ſlaviſchen Völkerſchaften aber, und vor allen die Sorben, die Wenden und Böhmen, von der Elbe her, in Thüringen und in das heutige Niederſachſen einzudringen. Gelang ihnen ein ſolcher Raubzug, ſo verwüſteten, mordeten und raubten ſie nach Art der Barbaren. Alle Kriege, gegen ſie geführt, alle Einfälle, die in ihre Länder gethan wurden, waren nicht hinreichend, dieſe wilden Horden zu zähmen, und ſie in ihren Grenzen zurückzuhalten. Um dieß nun zu bewirken, fingen beſonders die Grenzbewohner an, feſte Oerter zu erbauen, in welchen

ſie gegen ihre Feinde geſichert waren, und von wo aus ſie ſich beſſer vertheidigen konnten. Die Muſter dazu nahmen ſie von den in den Gegenden des Rheins und der Donau noch in Menge befindlichen römiſchen Burgen her. Eine jede ſolche Burg wurde demnach eine kleine oder größere Feſtung, die nur mit Gewalt nach einer ordentlichen Belagerung erobert werden konnte.

Anfangs erlaubten die Könige die Anlegung ſolcher Oerter ſehr gern, ja ſie ermunterten ſogar dazu, indem ſie durch die Befeſtigung ihrer Grenzen ihre eigene Sicherheit und Selbſterhaltung gegründeter glaubten; aber nur zu bald mußten ſie einſehen, daß ſie durch dieſe von den Umſtänden abgedrungene Erlaubniß die äußere und innere Ruhe des Staates auf das gefährlichſte untergraben hatten. Denn der Adel oder die Grundbeſitzer fingen an, auf den ihnen zugehörigen Hügeln und Bergen befeſtigte Schlöſſer zu errichten. In dieſe legte der Eigenthümer eine Art von Beſatzung, die gewöhnlich keinen Sold erhielt, ſondern ſich von Raub und Beute nährte, die umliegende Gegend ausplünderte und die Vorüberziehenden beraubte. Es ſchien ihnen zweckmäßig und vortheilhaft, in Streitigkeiten mit ihren Nachbarn das durch das Kampfrecht ſcheinbar gebilligte Recht der Selbſthülfe auszuüben. Sie verheerten daher die Beſitzungen deſſen, der ſie beleidigt hatte, oder an welchen ſie eine rechtliche Forderung zu haben glaubten. Jeder, der im Stande war, ſich durch einen Theil ſeiner Beſitzungen, die er Andern zu Lehn gab, einen Anhang von getreuen Vaſallen

zu verſchaffen, bediente ſich eines uneingeſchränkten Rechts der Waffen: und ſo entſtand das Fauſtrecht.

Dieſes ſchreckliche, durch die Geſetze begünſtigte Recht, Privatſtreitigkeiten durch Privatkriege zu ſchlichten, machte Deutſchland viele Jahrhunderte lang zum unglücklichſten Schauplatze von Krieg, Raub, Mord und Brand. Man übte es nicht nur gegen ſeine Feinde, oder gegen ſolche aus, an die man gegründete Anſprüche zu machen hatte, ſondern die mächtigen Burgbeſitzer mißbrauchten es auch ohne allen rechtlichen Schein, die benachbarten Landleute zu überfallen, zu berauben, oder zu zwingen, ſich unter ihren Schutz zu begeben und ihnen Dienſte zu leiſten. Aber auch damit begnügten ſich die Burgherren nicht. Viele von ihnen lebten als öffentliche Räuber, indem ſie die Heerſtraßen mit ihren Reiſigen beſetzten und Reiſende beraubten und plünderten. Einem vorüberziehenden Kaufmann Alles abnehmen; einen Landeigenthümer auf ſeinem Guthe überfallen und ausplündern; einem reichen Pfaffen auflauern, ihn auf die Burg ſchleppen, und ſo lange gefangen halten, bis er ſich durch eine beträchtliche Summe gelöſt hatte: das war ſo wenig Schande, daß mancher Nominal-Edle ſich es vielmehr zur Ehre anrechnete, oder es doch für ein erlaubtes Handwerk hielt. Dieſe Art von Gewaltthätigkeiten der Schnapphähne gegen die Geiſtlichkeit nannte man in der Sprache des Fauſtrechts das Niederwerfen, wogegen die Dekretalen der Päpſte ſtets, jedoch immer fruchtlos, eiferten. Selbſt Exkom-

munikationen und Interdikte wirkten nicht, da ſie zu häufig kamen.

Die deutſchen Könige widerſetzten ſich zwar aus allen Kräften dieſen himmelſchreienden, für ihre eigene Exiſtenz gefährlichen, Gewaltthätigkeiten, und ließen die Raubburgen ſo viel möglich zerſtören; allein ſie waren zu ſchwach, ihren Anordnungen den gehörigen Nachdruck zu geben: und ſo fraß das eingeriſſene Uebel wie ein Krebsſchaden immer mehr um ſich.

Schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts ließen die damaligen deutſchen Könige Verordnungen gegen das eingeriſſene Fauſtrecht ergehen, worin ſie den Uebertretern mit dem göttlichen und königlichen Bann droheten. Karl der Kahle ließ im Jahre 864 alle Burgen, die ohne königliche Erlaubniß erbauet waren, niederreißen; allein die Zwiſtigkeiten in der regierenden Karolingiſchen Familie und die immerwährende Furcht vor den Anfällen benachbarter Völker, beſonders der Hunnen, welche die Einrichtung kriegeriſcher Anſtalten zur Vertheidigung des Vaterlandes zur Hauptbeſchäftigung der Regierung machen mußte, ſo wie die Eiferſucht und das unaufhörliche Entgegenſtreben der Könige und mehrerer zu mächtig gewordener Staatsbedienten, endlich noch die ſchädlichen Folgen des Lehnweſens, waren die Urſachen von dem Sinken des Anſehens der Könige, und wurden eben hierdurch die Stützen des Fauſtrechts. Die Könige mußten zufrieden ſeyn, daß ihre Vaſallen die Lehndienſte gehörig leiſteten, wenn ſie ſie dazu aufforderten, und durften ſich nicht viel

darum bekümmern, was jene mit ihren Bauern oder Leibeigenen vornahmen, oder was ſie untereinander für Streitigkeiten hatten.

So griff das verderbliche Fauſtrecht immer weiter um ſich, vorzüglich zu Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts. Das Uebergewicht, das um dieſe Zeit der geiſtliche Stand über den weltlichen erhielt, gab Gelegenheit zu einer heftigen und gefährlichen Eiferſucht zwiſchen beiden Ständen, und erzeugte auch eine Menge grauſamer Befehdungen, die oft nur durch die äußerſte Strenge der Könige beigelegt werden konnte*).

Den Vortheil, den der Beſitz der Burgen in Fehden gewährte, verkannten indeſſen die Regenten ſelbſt nicht. Ludwig II., Landgraf von Thüringen, erbauete die Wartburg, die Neueburg, und Kaiſer Heinrich IV. ließ von 1072 bis 1076 eine überaus bedeutende Anzahl Burgen in Thüringen und Sachſen wider die Bewohner dieſes Landes aufführen. Wo nur ein gelegener Hügel war, ließ Letzterer Kaſtelle anlegen. Wurde eine Stadt, eine Burg belagert und nicht bald erobert: gleich ſtiegen um ſie Burgen in die Höhe, an welchen das Landvolk Tag und Nacht arbeiten und die Koſten des Baues noch obenein tragen mußten. Alle belegte Heinrich mit ſtarker Beſatzung, welche nicht er beſoldete, ſondern das Land unentgeltlich verpflegen mußte. Dieſes wäre nun noch

*) Geſchichte des Ritterweſens im Mittelalter, von J. Kaiſerer. Wien 1804. 8. S. 329.

zu ertragen geweſen, allein dieſe Beſatzungen verlangten mehr, als ihnen zukam; und da ſie dieß nicht gutwillig erhielten, ſo beraubten und plünderten ſie die umliegende Gegend, trieben Heerden weg und begingen überhaupt alle mögliche Ausſchweifungen. Um ſich dagegen zu ſchützen und Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können, legten die Landbewohner ebenfalls feſte Burgen an *): und ſo war denn immer eine Burg die Veranlaſſung zur Erbauung einer andern.

Wie ſehr Heinrich den Anbau ſolcher Burgen übertrieb, davon finden wir in vielen Gegenden Sachſens und Thüringens noch jetzt die überzeugendſten Spuren. So ſieht man in den Ebenen des Niederharzes, und beſonders um Quedlinburg herum, gegen zwanzig Ueberreſte alter Schlöſſer aus jenen unglücklichen Zeiten in einem Bezirk von zwei bis drei Meilen **).

Alle dieſe Schlöſſer wurden aber in dem ſächſiſchen Kriege, der von 1070 bis 1089 dauerte, bald von den königlichen Völkern, bald von den Landesbewohnern erobert, zerſtört und wieder aufgebauet, wie wir dieß bei Erzählung der Schickſale mehrerer Schlöſſer dieſer Gegenden ausführlicher hören werden.

*) Heinrich, deutſche Reichsgeſchichte, 2ter Band, S. 367. 511. 512.

**) Mehr über Heinrichs erbauete Burgen wird in dieſem Bande bei der Geſchichte des Schloſſes Spatenberg vorkommen.

Immer mehr breitete ſich jedoch das Fauſtrecht aus, und nach der Erzählung gleichzeitiger Schriftſteller trieb die unlautere Beſchäftigung des Straßenraubes der Adel oder der Ritterſtand faſt ausſchließend.

Deutſchland hatte indeſſen außer den Normännern und Wenden noch einen neuen weit gefährlichern Feind an den Ungarn bekommen, welche ihre jährlichen Einfälle oft bis in das Innere, ja bis an die entgegengeſetzten Grenzen Deutſchlands ausdehnten. Dieſe Einfälle waren die Urſache, daß die Herzöge, Mark- und Landgrafen, auch andere Große, da die Rettung jeder einzelnen Provinz beinahe allein von ihren Vertheidigungsanſtalten abhing, immer mächtiger wurden, das Anſehn der Könige aber, deſto tiefer ſank. Die Vaſallen jeder einzelnen Provinz ſetzten unter dem Schutze der Herzöge und der andern mächtigen Reichsbeamten ihre Befehdungen und Räubereien fort: und ſo geſchah es, daß das Fauſtrecht, auch unter den Königen aus dem ſächſiſchen Hauſe, ungehindert fortdauerte, und zuletzt für ein allgemeines, wohlhergebrachtes Recht gehalten wurde.

Heinrich II. erließ noch eine Verordnung dagegen, allein die Könige konnten es nicht mehr unterdrücken, ſondern begnügten ſich, wie Konrad II., damit, eine ſogenannte Treuge, oder einen auf göttlichen Befehl für einige Tage in der Woche verordneten Waffenſtillſtand, bekannt zu machen.

Aehnliche, auf die Wiederherſtellung des öffentlichen Landfriedens abzweckende Verordnungen erließen auch

ſeine Nachfolger *). Friedrich I. erneuerte die alte Strafe des Hundetragens für die Befehder, und verurtheilte 1155 wirklich zwei der angeſehenſten Reichsfürſten dazu: den Erzbiſchof von Mainz und den rheiniſchen Pfalzgrafen Herrmann von Stahleck, weil ſie einander befehdet und die ganze Rheingegend durch Raub, Mord und Brand verwüſtet hatten. Der Erzbiſchof wurde jedoch wegen ſeines hohen Alters davon dispenſirt, aber der Pfalzgraf mußte mit noch zehn mitſchuldigen Grafen eine deutſche Meile weit räudige Hunde tragen. Dieß Beiſpiel machte in ganz Deutſchland einen ſo wohlthätigen Eindruck auf die Befehder, daß ſie ihre Waffen lange Zeit ruhen ließen, beſonders da Friedrich überall herumreiſte, verſchiedene Raubſchlöſſer zerſtörte, und ſogar einige ergriffene Räuber am Leben beſtrafte. Friedrich wurde jedoch durch die unglücklichen italieniſchen Kriege verhindert, die Ordnung ferner ſo zu erhalten; und am Ende ſeiner Regierung mußte er die Befehdungen unter der Einſchränkung zulaſſen, daß ſie wenigſtens drei Tage vorher durch einen ſichern Boten angeſagt werden ſollten, damit Niemand ungewarnt und unvorbereitet überfallen werden konnte.

Friedrich II., der mit Leibes- und Lebensgefahr, ja mit der Gefahr, die Krone zu verlieren, in ſeinen Erbkönigreichen Ordnung und Gerechtigkeit hergeſtellt hatte, verſuchte dieß auch in Anſehung Deutſchlands. Auf dem berühmten Reichstage, den er 1235 zu Mainz hielt, errich-

*) Kaiſerer, Geſch. des Ritterweſens, S. 335.

tete er einen Landfrieden für Deutſchland. Nur Schade, daß Friedrich zugleich König von Sicilien war, und daß er mehr an Italien, als an Vollſtreckung ſeiner Geſetze in Deutſchland dachte.

Wie es nach ſeiner wiederholten Exkommunikation und ungeachtet des angeordneten Landfriedens doch noch in Deutſchland ausſah, beſchreibt uns ein damaliger Geſchichtſchreiber *) mit folgenden Worten:

„Pabſt Gregorius IX. exkommunicirte den Kaiſer. „Nun freuten ſich die Räuber, die Leuteſchinder frohlock„ten über die erhaſchte Beute. Die Pflugſcharen wurden „in Schwerter, und die Senſen in Lanzen verwandelt. „Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei ſich führte, „um ſogleich Feuer anlegen zu können."

Auch Wilhelm von Holland ſorgte für die öffentliche Ruhe, und brachte 1255 einen neuen Landfrieden zu Stande; allein da nach ſeinem Tode das Reich kein allgemein anerkanntes Oberhaupt hatte, ſo war an die genaue Vollſtreckung weder ſeines, noch des Friedrichſchen Landfriedens zu denken. Jeder that, was er wollte; jeder mußte ſich zu ſchützen ſuchen, ſo gut er konnte.

So gab unter andern der Tod des Landgrafen, zuletzt Königs Heinrich Raspe, Veranlaſſung zu einem Succeſſionskriege unter ſeinen Seitenverwandten, welcher von 1248 bis 1265 Thüringen mit Unglück und Elend erfüllte, da jeder Herr ſeyn wollte und keiner es war. In

*) Conradi epiſcopi chronicon bei Urſtis, S. 574.

dieſem Kriege entſtanden ſechzehn neue Burgen, welche aber größtentheils auch im Laufe deſſelben wieder zerſtört wurden. Eine thüringiſche Chronik *) ſchildert den damaligen Zuſtand Thüringens mit folgenden Worten:

„Als der römiſche König Heinrich (Raspe) ohne Leibeserben ſtarb, entſtand viel Uebels und Bosheit auf dem „Lande zu Thüringen und Heſſen, denn ein jeglicher wollte „des andern Herr ſeyn. Da waren zween Ritter, Herr „Herwig von Hurſelgau, und Herr Johann Otze mit an„dern ihren Helfern, die huben an, und raubten von Ei„ſenach an zween Enden, und trieben all ihr Vieh weg „bis gen Zcemberg. Da fingen ſie den Vogt von Zcem„berg, der ihnen das gerne gewehrt hätte. Darnach die „andern Edlen Mächtigen, die erwählten Berge, und „baueten Schloſſe, wo ſie wollten. Die erbarn Leute an „der Werre worfen ſich zu Hauſe und bauten Branden„fels. Die von Eſchewe bauten die Krachenburg und den „Heldenſtein. Die von Stockhuſen baueten die Mali„tenburg bei Fiſchbach, die von Wangenheim baueten die „Kalnburg. Die von Kolſtede baueten Stenfurth. Herr „Herrman Schwarz, Ritter, bauete Stroyß nauwe. „Die von Lupnitze baueten Leuchtenwald. Die von Ko„beſten baueten Scharfenberg, die von Frankenſtein Wal„denburg. Herr Walter von Farila ward Feynd der „Grafen von Schwarzburg und von Keffernberg, und

*) Fortſetz. der thür. Chronik in Schminke's monument. Haſſiae, Th. 2. S. 408.

„verbrannte ihnen ihre armen Leute, und die Grafen „wollten ihm das wehren und kamen mit ihm zu Streit „bei Homberg, und es glückte ihm, daß er drei Grafen „mit vielen erbaren Leuten fing, und mit ihm heim„führte.“

Dieß war auch der Zuſtand von ganz Deutſchland, nur daß es in einigen großen und geſchloſſenen Ländern, z. B. in Baiern, Böhmen und Brandenburg, etwas leidlicher ausgeſehen haben mag.

Die Burgen oder Schlöſſer, die ſchon in den vorigen Zeiten eine Plage von Deutſchland waren, wurden es nun viel ärger. Nebſt dem, daß mehrere davon in förmliche Raubſchlöſſer ausarteten, waren auch die übrigen, die zur Beſchützung einer Gegend angelegt waren, nicht viel beſſer. Ich will die Sache durch ein Beiſpiel erläutern, welches dem Leſer ein deutliches Bild von den damaligen Zeiten entwerfen wird.

Ein fränkiſcher Ritter, Namens Schott, bauete auf den Grund und Boden des Kloſters Banz das Schloß Schottenau. Er ſtarb während des Baues, wurde excommunicirt, und blieb lange Zeit unbegraben liegen. Dennoch ſuchte ſein Sohn den Bau zu vollenden. Da kam der Herzog von Meran als Erb- und Schirmvogt des Kloſters, und wollte auf dem nahe dabei gelegenen Berge Steglitz ebenfalls eine Burg bauen, obgleich der Biſchof Otto von Bamberg, der den Berg dem Kloſter geſchenkt, ſchon im voraus alle die excommunicirt hatte, die ſich unterſtehen würden, eine Burg darauf zu errich-

ten. Der Herzog bediente ſich jedoch folgender Gründe gegen die Vorſtellung des Abts: Als Vogt des Kloſters habe er das Recht dazu; zur Verhütung der Beraubung und Verheerung ſeiner Güter müſſe er es thun, und wenn er es nicht thäte, dürfte ihm der Biſchof von Würzburg zuvorkommen. „Nun" — ſagte der Abt in einer Urkunde des Kloſters Banz — „war alſo unſere Kirche in „Mitte der Wölfe. Denn was die von Schottenau übrig „ließen, raubten die Burgmänner des Herzogs, und was „die Raupe noch übrig ließ, verzehrte die Heuſchrecke, „und ſo weinten die Mönche, das umliegende Land ward „verheeret, der Ackersmann geplagt, und um die Früchte „ſeiner Arbeit gebracht," bis endlich auf dringendes Anſuchen des Abts die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg mit dem Herzoge übereinkamen, daß beide Burgen niedergeriſſen werden ſollten, welches auch geſchah *).

Ungeachtet der zu Gunſten der Geiſtlichen emanirten Konſtitution Kaiſer Friedrichs II., war in den folgenden Zeiten kein Berg, der nicht ſeinem Herrn oder dem Nachbar deſſelben die Verſuchung eingeflößt hätte, eine Burg darauf zu erbauen, wie wir dieß theils aus den noch vorhandenen Trümmern, theils aus andern Urkunden und Denkmalen erſehen können. Selbſt die Erzbiſchöfe von Mainz hatten mehrere Fehden mit den Grafen von Reineck, weil dieſe durchaus in den benachbarten, dem Erzſtifte zugehörigen Speſſarter Walde Schlöſſer anlegen wollten.

*) Schmidt, Geſchichte der Deutſchen, 7ter Bd. S. 156.

Hieraus kann man leicht ſchließen, wie es erſt den minder Mächtigen ergangen ſeyn mag.

Ja ſogar aus ihren gewöhnlichen Wohnhäuſern und Reſidenzen, ſie mochten allein auf Bergen oder in Städten liegen, machten die Fürſten und Grafen Burgen und Feſtungen. Man ſieht daraus, daß ſie ſich nicht allein vor auswärtigen Feinden, ſondern ſogar vor ihren eigenen Unterthanen fürchteten. Die Biſchöfe dachten nicht viel beſſer, oder waren vielmehr gezwungen, eben ſo zu denken und ſich zu verſchanzen, um vor ihren eigenen Schäflein ſicher zu ſeyn. Manche verließen ſogar ihre Reſidenzſtädte, ob es ihnen gleich die alten Kirchengeſetze geboten, in Städten zu wohnen, und erbauten ſich auf Höhen Burgen.

Da nicht jeder Ritter im Stande war, ſich eine Burg zu bauen, ſo vereinigten ſich manchmal mehrere, und bauten eine auf gemeinſchaftliche Koſten, die ſie dann auch mit vereinter Macht vertheidigten. Die Herrſchaft darüber blieb gemeinſchaftlich, woraus die ſogenannten Ganerbſchaften entſtanden ſind.

Diejenigen, welche in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebten, erlaubten es einander, wenn einer vom Feinde verfolgt ward, in der Burg des Andern ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen. Daraus entſtand das Oeffnungsrecht.

Auch den Urſprung des Geleitsrechts finden wir in dieſen Zeiten. Da nemlich wegen der vielen Fehden und wegen der förmlichen Räubereien, die Straßen ſehr unſicher waren, ſo blieb dem Kaufmanne nichts übrig, als entweder in einem ſtarken Gefolge oder unter einer ſichern

Bedeckung zu reiſen. Dieſe von Haus mitzunehmen, war theils zu koſtbar, theils würden die Landesherren fremden Bewaffneten den Durchzug nicht verſtattet haben. Sie mußten ſie ſich daher von Letztern gegen eine gewiſſe Erkenntlichkeit erbitten, wozu ſich dieſe um ſo williger verſtanden, indem ſie dadurch ihre Einkünfte vermehren und ihre Söldner zum Theil von fremdem Gelde erhalten konnten. Aber auch dieſe an ſich gute Einrichtung artete zuletzt aus, weil man auch diejenigen geleitete, die kein Geleit verlangten, oder ſie weiter geleitete, als ſie geleitet ſeyn wollten, oder als es den Nachbarn, die ebenfalls das Geleitsrecht ausüben konnten, anſtändig war, worüber Streitigkeiten in Menge entſtanden *).

Wenn unſere Zeiten an Einfalt der Sitten und an ſo mancher Tugend des häuslichen Lebens dem Ritterzeitalter nicht gleichkommen, wenn wir es um ſeine koloſſaliſche Kraft, um den eiſernen Geiſt und das Ausharren in Gefahren mit Recht beneiden, ſo übertreffen ſie daſſelbe doch an Menſchlichkeit und an gefühlvoller Theilnahme an dem Glück und Wohl unſerer Nebenmenſchen. Freilich wich mit ihm Einfalt der Sitten, aber zugleich auch die unbeſchreibliche Rohheit und Gefühlloſigkeit, die unerbittliche Grauſamkeit und Hartherzigkeit, die feſt, wie ihre Thürme, waren, und ſo ausgezeichnete Merkmale der Ritterzeit ſind. Wo giebt es wohl unter uns Deutſchen einen Regenten, der es wagen darf, ein Symbol, wie

*) Schmidt ebend. S. 154.

das des Grafen Eberhard von Wirtemberg — Gottes Freund und aller Menſchen Feind! — zu wählen?

Aber ſelbſt die angeſtrengteſten und anhaltendſten Bemühungen eines von edlem Ritterſinn und von unabläſſiger Thätigkeit beſeelten Rudolphs von Habsburg, waren nicht vermögend, das vielköpfige Ungeheuer, die Raubſucht der Ritter, zu tilgen. Gleich nach dieſes Kaiſers Zurückkunft aus Oeſterreich im Jahre 1281 war es ſein erſtes Geſchäft, auf einem Reichstage zu Regensburg von den fränkiſchen Biſchöfen, Grafen, Herren, Edelleuten und Städten auf fünf Jahre lang einen neuen Landfrieden, welches der dritte in dieſem Jahrhundert errichtete war, beſchwören zu laſſen. Eben ſo ließ er in dieſem Jahre auf einem Reichstage zu Mainz den von Friedrich 1235 gegebenen Landfrieden von den anweſenden Kurfürſten, Fürſten u. ſ. f. am Rheine, von Koſtnitz bis Kölln, auf fünf Jahre lang beſchwören. Die ſchwäbiſchen und baierſchen Stände mußten dieß 1286, die elſaſſiſchen aber 1288 ebenfalls thun.

Eine in ſeinem aufgerichteten Landfrieden begriffene Verordnung war, daß niemand eine Burg haben ſolle, es geſchehe denn ohne des Landes Schaden. Allein dieſe alte Plage Deutſchlands dauerte deſſen ungeachtet fort. Rudolph war daher ſehr darauf bedacht, Raubburgen theils durch ſeine Landvögte zerſtören zu laſſen, theils ſelbſt zu belagern und zu zerſtören *). So ſoll er im Jahre

1290

*) Schmidt ebend. 8ter Bd. S. 89.

1290 ſechs und ſechzig Raubſchlöſſer in Thüringen zerſtört haben. Man kann ſich hieraus einen Begriff von der zahlloſen Menge ſolcher Adlerneſter in Deutſchland machen, da in Thüringen allein eine ſo bedeutende Zahl verwüſtet werden konnte, und außer dieſen doch manches auf ſeinem Felsgipfel unerobert ſtehen geblieben ſeyn mag. Eine eben ſo beträchtliche Anzahl zerſtörte er auch in Franken und Schwaben. Gegen dreißig landfriedensbrüchige Edelleute ließ dieſer muthige Herrſcher zu gleicher Zeit auf das empfindlichſte beſtrafen, und den vorhin erwähnten Grafen Eberhard von Wirtemberg züchtigte er auf die ausgezeichnetſte Weiſe; aber dennoch waren ſolche Beiſpiele nicht hinreichend, Schrecken zu erregen und andere Grundſätze einzuflößen.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zerſtörte Friedrich mit der gebiſſenen Wange auch ſehr viele Raubſchlöſſer, beſonders in Sachſen.

Im Jahr 1317 ließ Kaiſer Ludwig der Baier durch die Burggrafen von Nürnberg alle Burgen daſiger Gegend zerſtören, welche räuberiſchen Edelleuten zum Aufenthalt dienten, und gab ihnen gleich alle die zu Lehn, die ſie zerſtören würden. Dieſe Vollmacht wurde vom Kaiſer Karl IV. im Jahr 1355 erneuert, und die Burggrafen Johann II. und Albrecht beauftragt, alle Raubſchlöſſer einzunehmen und als Reichslehn zu behalten *).

*) Helfrecht, Ruinen, Alterthümer und noch ſtehende Schlöſſer auf dem Fichtelberge. Hof, 1795. S. 15.

Auch mehrern ſächſiſchen Städten ertheilte Karl die Erlaubniß, gegen die Wegelagerungen und Befehdungen der Raubritter vom Sattel und Stegreif (Steigbügel), welche hier beſonders ſchaarenweiſe wie Raubvögel in den unzugänglichſten Felſenfeſten horſteten, einen eigenen Bund zu ſchließen.

Unter dieſem Drucke, dem Deutſchland unterlag, wurde gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Gebrauch des Schießpulvers bekannt. Die Kriegs- und Belagerungskunſt erhielt nun eine ganz andere Geſtalt. Alle bis dahin zum Vertheidigen, Belagern und Berennen gebrauchten Maſchinen, als Bogen, Pfeile, Armbrüſte, Wurfmaſchinen, Mauerbrecher, wichen dem groben Geſchütz, oder wurden wenigſtens nur neben dieſem gebraucht. Dieß aber war der meiſten Schlöſſer Ruin, ſelbſt derer, welchen man mit den bisher üblichen Belagerungsmaſchinen entweder nur mit vieler Mühe oder gar nicht beikommen konnte, und ſie daher für unüberwindlich hielt. Das erſte Geſchütz, wobei man ſich des Pulvers bediente, waren ſogenannte bombardae oder Donnerbüchſen, welche anfangs mit ſteinernen und hernach erſt mit eiſernen Kugeln geladen waren.

Mit dem Fauſtrecht blieb es jedoch in dieſem Zeitraum faſt noch eben ſo, wie in den beiden vorhergegangenen Jahrhunderten. Man ſuchte nur die Wirkungen deſſelben durch die Vereinigung mehrerer Fürſten, Herren und Stände zur Aufrechthaltung und Befolgung der Geſetze des Privatkrieges zu vermindern. Ausländer nann-

ten damals den deutſchen Adel eine große Räuberbande, unter welcher der Raubſüchtigſte der Geehrteſte ſey.

Nach dem Egerſchen Landfrieden von 1389 ſollten alle Straßen, Kirchen, Klöſter, Pfaffheit, Kirchhöfe, Mühlen, alle Pflüge mit Pferden, nebſt den Bebauern der Weingärten, Aecker und Felder ſicher ſeyn und nicht angetaſtet werden dürfen. Die kriegführenden Partteien durften im höchſten Nothfalle nicht mehr Fourage vom Felde nehmen, als ſie mit der Lanze von der Heerſtraße erreichen konnten. Niemand durfte an den Stillſtands- oder Friedenstagen die Waffen gebrauchen; ſelbſt bei Belagerungen wurde an dieſen Tagen geruht. Auch mußten die Parteien einander die Fehde wenigſtens drei Tage zuvor durch einen ſichern Boten ankündigen und ſich unterdeſſen auf der Heerſtraße ſo ruhig und ordentlich verhalten, wie andere Reiſende, wenn ſie nicht alle Landfriedensſtände und den Kaiſer ſelbſt wider ſich aufbringen wollten. Allein ein ſolcher Landfriede war immer nur auf einige Jahre geſchloſſen. Seine Vorſchriften zu befolgen, waren auch nur diejenigen ſchuldig, welche ihm freiwillig beigetreten waren. Für Nichtbeigetretene hatte er daher keine verbindende Kraft, und ſo war es immer der Fall, daß, während hier ein Landfriede abgeſchloſſen war, dort die heftigſten Fehden geführt wurden. Auch ſahen die minder mächtigen Reichs- und Landſtände den Landfrieden meiſtens als ein verſtecktes Mittel an, ſie ſicher zu machen und zu entwaffnen, um ſie deſto leichter unter das Joch zu bringen. Freilich beſtätigte die Erfahrung

ſehr oft dieſen Argwohn, und es entſtand zuletzt das Sprichwort: es iſt dem Landfrieden nicht zu trauen *).

Der Huſſitenkrieg, welcher ſeit 1420 als Sache des deutſchen Reichs betrachtet wurde, und bis 1438 dauerte, war das Grab vieler Burgen. Im Jahr 1430 allein verwüſteten die Huſſiten in Meißen, Franken und Niederbaiern über hundert Städte und Schlöſſer.

Es gehört gewiß mit zu den Unbegreiflichkeiten, die nicht ſelten in der Geſchichte aufſtoßen, wie es möglich war, daß die Regenten einer großen und doch auch nicht ganz unkultivirten Nation den Greuel, durch Staatsbürger ſelbſt ſchändlicher Weiſe unaufhörlich in die Eingeweide des Staats wüthen zu laſſen, viele Jahrhunderte lang entweder nicht abſtellen konnten, oder — wie es faſt noch wahrſcheinlicher iſt — von Grund aus nicht abſtellen wollten. Alle von dem neunten Jahrhundert her bis zu Ende des funfzehnten dagegen gemachten Vorkehrungen griffen das Uebel nie an der Wurzel an. Sie waren bloß Palliative, die den Schaden nicht nur nicht heilten, ſondern zum Theil auch ſogar übel ärger machten, indem ſie durch Einſchränkung des alleräußerſten Mißbrauchs, wie z. B. in der Treuge der Fall war, die unvernünftige Idee von der Rechtlichkeit der Privatſelbſthülfe an ſich gewiſſermaßen ſogar ſanktionirten. Der tief eingewurzelte Glaube an dieſe vermeintliche Rechtlichkeit — wovon die Regenten ſelbſt angeſteckt waren — diente dem Unweſen

*) Heinrich, deutſche Reichsgeſch. Bd. 8.

einigermaßen zur Beſchönigung, wenigſtens ſo lange, als keine ordentlich beſtellten Gerichtshöfe vorhanden waren, bei welchen Jedermann im Reiche hätte Recht ſuchen und finden können. Ordentliche, mit Energie ausgeführte Einrichtung des Gerichtsweſens im Reiche wäre das ſicherſte Mittel geweſen, dem Fauſtrechte früher ein Ende, und die vielen Raubſchlöſſer unſchädlich zu machen. Dieß war aber gerade der Punkt, an welchen man bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts gewöhnlich gar nicht dachte; oder, wurden auch einige Male Vorſchläge darüber gemacht, ſo blieben ſie doch immer unausgeführt. Es war alſo wirklich keine Juſtiz im Lande.

In einem ſolchen geſetzloſen Zuſtande, wo Jeder das Richteramt ſelbſt übte und gleich von vorn herein exekutiviſch verfuhr, da war es freilich möglich, Thatſachen, wie folgende, ungeſtraft zu begehen. Der Graf Johann von Hohenſtein haßte die Mönche im Kloſter Walkenried, weil ſie ihm einſt ihre Thore geſchloſſen hatten, als er von einer Fehde, reich mit Beute beladen, zurückkam, und dieſe hier in den friedlichen Kloſtermauern mit ſeinen Geſellen theilen wollte. Er neckte und zwickte ſie, wo er konnte, und fand, als ihr Nachbar, häufige Gelegenheit dazu. Einige ſeiner Vaſallen folgten dieſem Beiſpiele, und machten es eben ſo. Einer von ihnen fand einmal einen Mönch in ſeinem Jagdgehege, den er ſchon einige Male gewarnt und ſich ſolche Beſuche verbeten hatte. Jetzt ließ er ihn ergreifen, beiſtecken, und ein eigends dazu verfertigtes Halsband mit Stacheln verfertigen, das, wenn es ge-

ſchloſſen war, nicht wieder geöffnet werden konnte. Dieß wurde dem Mönche um den Hals gelegt und er nun wieder frei gelaſſen. Unter den heftigſten Schmerzen eilte er nach ſeinem Kloſter zurück. Der Hals ſchwoll entſetzlich an, er konnte weder eſſen noch trinken. Seine Brüder verſuchten alles Mögliche, ihm zu helfen, aber Alles war vergebens. Sie hielten daher Betſtunde, ſegneten den armen Bruder zum Tode ein, und brachten ihn dann in die Schmiede. Hier wurde das Halsband auf dem Amboß zerſchlagen, aber der Unglückliche ſtarb unter dieſer Operation *).

Wo es ſo herging, wo ſolche eigenmächtige, ſolche willkührliche Rechts-Unpflege gehandhabt wurde, da konnten freilich auch die vielfältigſten Zerſtörungen einzelner Raubburgen ſolchen Gräueln, den Folgen des Fauſtrechts, nicht Einhalt thun. Da, wo heute zehn ſolcher Räuberhöhlen vernichtet waren, wurden morgen unter dem Vorwande der Sicherheit zehn andere und noch mehrere wieder erbauet, und die Räubereien daraus nahmen von Tage zu Tage mehr überhand. Im funfzehnten Jahrhundert war die Zerrüttung aufs Höchſte geſtiegen. Dazumal war — wie ſich ein gleichzeitiger Schriftſteller, der italieniſche Biſchof Johann Anton Kampanus, ausdrückt — ganz Deutſchland eine Mördergrube, und bei dem Adel war Raubgierde, je ausſchweifender ſie war, deſto ruhmvoller. Der

*) Hoche, Geſchichte Hohenſteins, S. 157.

Adel behielt jedoch dieſen Ruhm nicht ausſchließend. Die Städte nahmen ebenfalls Theil daran, und zuletzt hielt ſich jeder Unterthan, bis auf den niedrigſten Pöbel herunter, berechtigt, eigene Fehdebriefe zu ſchreiben. So finden ſich Fehdebriefe der Bäcker und Buben des Markgrafen von Baden an verſchiedene Reichsſtädte vom Jahre 1450, desgleichen der Bäcker des Pfalzgrafen Ludwigs von Augsburg von 1462, und endlich ſogar ein Fehdebrief von einem Koch zu Eppenſtein mit ſeinen Küchenjungen, Viehmägden, Schüſſelwäſchern ꝛc. an den Grafen Otto von Solms, von 1477. Dieſe höchſt ſeltſame Urkunde *) iſt einer Mittheilung hier werth. Sie lautet folgendergeſtalt:

„Wyßet Walgeborn Jungher, Jungher Ott, Grave zu Solms, daz ich, Hennz Koche, mit mynen Kochenknaben, Behemeden, und allen mynen Brot-Geſynne, nemlich Cleßgin und Henchin, Kochenknaben, und Elßgin und Lükel, Behemeden, mit unſern Helffern, es ſyen Mezeler, Holzdreyer oder Schoßeln-Weſcherßen, uwer, des uweren, uwer Lande, Lüte, und ſonderlich uwers Vehs, fient ſin wollen, um unſers gnädigen Jongher, Gottfrieds von Eppenſtein, Herrn zu Münzenberg, willen, und ſonderlich der Urſach halben, als ich Hennz Koche uwer Hemel einſtechen wollte, ſin

*) Sie findet ſich in Müllers Reichstagstheatrum Friedrichs des 5ten, erſte Vorſtellung S. 97., und auch in Pütters teutſcher Reichsgeſchichte, 2te Ausg. von 1783. S. 373.

„ich mich darüber in ein Bein geſtochen, und auch, daz
„ich mit mynen Anhang für dieſer Zyt, als wir uns zu
„dieſer Vehede geſchickt, viel Arbeit gehabt han, und
„obe Gott will noch zu vielmaln thund werden, Und ob
„ir, oder uwer Vehe des einicher Schaden, es were mit
„Süden oder Braten nemene wurdt, wollen wir unſere
„Ere an uch hiermit gnugſam verwart hain, und ſchei-
„den doch in dieſer Vehde uß Hermand Kochen und ſin
„Mitgeſellen in der Kochen. Datum unter myn Lükeln,
„der Vehemede, koßelichen Innſiegel, des wir anderen
„uns in der Kochen zu gemeiner Nottarf gepruchen.
„Am Mittwochend nach Andreå, anno milleſimo qua-
„dringenteſimo ſeptuageſimo ſeptimo."

Dem Schluſſe des funfzehnten Jahrhunderts war es endlich vorbehalten, den Grund zur völligen Aufhebung des Fauſtrechts uhd aller damit verbundenen Gräuel zu legen. Der Kaiſer Max I. war zwar ſelbſt gar nicht willens, auf dem im Jahre 1495 zu Worms gehaltenen Reichstage dieſe höchſt wichtige Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die Stände nöthigten ihn aber, auf dieſem Reichstage, mit gänzlicher Abſchaffung des Fauſtrechts, den ewigen allgemeinen Landfrieden zu vollziehen, und zu gleicher Zeit, um dieſer Anordnung den gehörigen Nachdruck zu geben, unter dem Namen des Kammergerichts ein beſtändiges Reichsjuſtiztribunal zu errichten.

Hierdurch hatte man nun zwar den öffentlichen Räubereien vorgebeugt, aber im Geheimen und deſto gefährlicher trieb ſie der Adel noch immer fort, ſo, daß noch

1512 auf einem Reichstage über einreißende Mißhandlungen, über heimliches Wegfangen, Blenden, Wegführen, Mordbrennen u. ſ. w. Klage geführt wurde. Wie ließ ſich auch erwarten, daß jene Menſchen eine, Jahrhunderte alte, Lebensweiſe mit Einem Male ſollten verlaſſen können, eine Lebensweiſe, welche ſie für die einem Ritter einzig würdige hielten, die ihre Väter ernährt, bereichert hatte, in deren Ausübung ſie aufgewachſen, die ihnen zur andern Natur geworden war! Nur allmählig ließ ſich eine Aenderung, eine Milderung dieſer Rohheit erwarten, welche durch die im ſechzehnten Jahrhundert nach und nach verſchwindenden Turniere, mit denen der Rittergeiſt und der Geſchmack an ritterlichen Uebungen ſich verlor, beſonders bewirkt wurde.

Wie ſchwer es aber hielt, die ſelbſt an den Höfen der erſten Reichsſtände durch das Fauſtrecht eingeriſſenen unglaublich rohen Sitten zu verdrängen, davon iſt ein redender Beweis, daß noch im Jahre 1524 die damaligen Kurfürſten von Trier und Pfalz, ingleichen die Biſchöfe von Strasburg, Würzburg, Freiſingen, Speier, Utrecht und Regensburg, nebſt fünf rheiniſchen Pfalzgrafen, auch der Markgraf Kaſimir von Brandenburg und der Landgraf Philipp von Heſſen, zur gänzlichen, oder wenigſtens halben Abſtellung des Saufens und Fluchens eine eigene Vereinigung unter ſich zu treffen für nöthig fanden. Sie iſt zu charakteriſtiſch, als daß ich ſie nicht hier ebenfalls mittheilen ſollte *).

*) Pütter a. a. O. S. 390.

„Nachdem wir alle jetzunder eigner Perſon uff der „Frölichkeit eines Geſellen Schießens der Armbruſt bey „einander allhier zu Heydelberg geweſen, bey uns bedacht „und erfunden, daß aus Gotteslåſterungen und „bisshero gebrauchtem Zutrinken, vielerlei „Bosheit-Unrath und verderblicher Unwillen in ganzer „Teutſcher Nation entſtanden und erwachſen, darum uns „Gott dem allmächtigen zu Lob und zuvorkommen fer„nern Unrath, mit einander einhelliglich entſchloſſen, und „bey unſern fürſtl. Worten einander zugeſagt und verſpro„chen, und thun das in Krafft dieſes Brieffs, daß unſer „jeglicher Churfürſt und Fürſt obgemeldt, wir ſeyn Geiſt„lich oder Weltlich, nun fühℯro hin für unſere eigene „Perſon der Gotteslåſterung und Zutrin„kens gantz oder halb uns enthalten und må„ſſigen, auch allen und jeglichen unſern Ober- und Unter„amtleuten, Hoffgeſind und Dienern, Unterthanen und „Verwandten bey einer nahmlichen Straffe ernſtlich gebie„ten, dergleichen bey der Ritterſchaft in eines jeden „Fürſtenthum und Landen geſeßen fleiſiglich bitten „und daran ſeyn ſollen und wollen, ſich gleichermaſſen, „wie Wir, des Gotteslåſtern und Zutrinckens gantz oder „halb zu enthalten, und müſſig zu ſtehen, und welche „unſre Amtleuthe, Hoffgeſind, Diener oder Knecht ſol„ches zu halten Beſchwerung tragen, das überfahren und „nicht halten wollen oder würden, den oder dieſelben ſoll „unſer jeglicher zu ſtunden mit Ausrichtung ſeines Lohns „beurlauben, an ſeinem Amt oder am Hoff zu bleiben

„nicht mehr geſtatten, desgleichen unſer Churfürſten und „Fürſten, bey dem er geweſen, eine Schrifft, wie „er abgeſchieden, ſich dieſer Ordnung nach wiße fer„ner zu halten; Gleichermaßen ſollen wir bey unſern Amt„leuten, Hoffgeſinde und Dienern mit ihren Knechten, „wie vorſtehet, die Dingen auch zu vollſtrecken verſchaffen, „und die Unterthanen, welche dieſes Gebott übertretten, „und nicht halten würden, mit einer Poen, die darauf „von einem jeden Churfürſten oder Fürſten geſetzt werden „ſoll, ſo oft ſich das begibt, ohnablåßig ſtraffen, auch „die von Adel in eines jeden Fürſtenthum und Landſchaft „geſeſſen, durch gebürliche Mittel und Weeg, ſo viel mög„lich, davon zu weiſen unterſtehen. Wäre es aber, daß „unſer vorgemeldte Churfürſten und Fürſten einer oder „mehr in die Niederlande, in Sachſen, die „Marck, Mecklenburg, Pommern oder derglei„chen, da Zutrincken die Gewohnheit, käme, und über „fleiſſig Weigerung Zutrinckens nicht geübriget ſeyn mögte, „ſollen dieſelbigen ſolche Zeit mit ihrem Hoffgeſind und „Dienern ungefährt und mit dieſer Ordnung nicht ge„bunden ſeyn."

Aber auch hundert und dreißig Jahre ſpäter finden wir noch unter den höhern Ständen dieſelbe Rohheit der Sitten, und vorzüglich jenen gehäſſigen, den Menſchen zum Thiere hinabziehenden Hang des Saufens. Eine höchſt merkwürdige Urkunde darüber verwahrt noch jetzt die Herzogliche Bibliothek zu Gotha in der Ur-

ſchrift *). Es iſt dieß folgender Revers, den ein ſächſiſcher Edelmann, Wolf Dietrich von Brandenſtein, am Tage nach einem großen Saufgelage, über das Verſprechen, ſich während ſechs Wochen nicht betrinken zu wollen, ausſtellte, und lautet wörtlich ſo:

„Demnach ich Endes Verzeichneter wegen geſtrigen „übertriebenen Trunks, wodurch ich leicht um Leib und „Leben, meiner armen Weib und Kind zum höchſten Scha„den hätte kommen ſollen, mich nunmehro reſolvirt habe, „zwiſchen hier und Jacobi **) mich mit dergleichen Laſter „niemals zu überladen, auch zu deßen ſteifer und feſter „Haltung derſelben, da ich mich etwa binnen dieſer Zeit „darzu veranlaßen dürfte, verpflichte ich mich zu allen„malen ein paar gute Maulſchellen, von meinem „gnädigen Herrn, oder weme es ihre F. G. (Fürſtliche „Gnaden) jemandes von den ihrigen anbefehlen wollte, „zu erhalten oder mich ſonſten mit einer ungewöhnlichen „Adelichen Strafe belegen zu laßen. Zu mehrerer Be„kräftigung habe ich ſolches eigenhändig unterſchrieben. „Altenburg den 9ten Juni 1652.

(L. S.) Wolf Dietrich von Brandenſtein."

Dann folgt noch die Nachſchrift:

„Darbey iſt zu gedenken, daß, wenn es auch ander„weit (anderwärts, an einem andern Orte) geſchehen

*) Ich nehme ſie aus dem 2ten Stücke der Beiträge zur ſächſiſchen Geſchichte, beſonders des ſächſiſchen Adels. Altenburg, 1791. 8. S. 40.

**) Jacobi fällt den 25ſten Julius.

„ſollte, ich mich gleichwohl zu ebenmäßiger Strafe er„kenne."

Kann es wohl einen ſtärkern Beleg von der Sittenrohheit jener Tage geben, als dieſen! Welcher hoher Grad von Verworfenheit, von Ehrloſigkeit, von gänzlichem Mangel an Zartgefühl gehörte dazu, eine ſolche Urkunde mit Namen und Wappen, und zwar nur für ſechs Wochen gültig, zu unterzeichnen!

In dem tumultvollen Bauernkriege, der 1524 in Schwaben ausbrach, und ſich mit unglaublicher Schnelle durch die Länder am Rhein, an der Donau, am Bodenſee, in Franken und bis nach Thüringen und Sachſen verbreitete, fanden viele Schlöſſer ihren Untergang. In Franken hatten die Bauern über zweihundert Schlöſſer, adelige Häuſer und Klöſter ausgeplündert und verwüſtet, und im ganzen Laufe dieſes zügelloſen Aufruhrs, der ſich erſt 1525, durch die Niederlage der thüringiſchen Bauern bei Frankenhauſen im Schwarzburgſchen, endigte, fielen gewiß mehrere Hunderte von den Schlöſſern in Schutt zuſammen.

Auch der ſchwäbiſche Bund, der 1380 durch die Vereinigung der meiſten Reichsſtädte in Schwaben, Franken und Baiern entſtand, hundert Jahre ſpäter von neuem aufgerichtet, vom Kaiſer Friedrich III. zu Augsburg beſtätigt, erſt 1532 aufgelöſt wurde, und ſich durch ſeine Macht ein gewaltiges Anſehn verſchaffte, hatte die Zerſtörung der Burgen zur Hauptabſicht. Im Jahre 1523 vernichtete er gegen dreißig.

In der Nähe mancher Schlöſſer waren unterdeſſen kleine Städte, Flecken und Dörfer erbauet worden, und die dahin geſetzten Haupt- und Amtleute ſorgten nun für genauere Gerechtigkeitspflege und Sicherheit. Viele der Schlöſſer dienten, nachdem die dazu gehörigen Güter und ſie ſelbſt den Landesregenten heimgefallen, oder von ihnen erkauft worden waren, noch einige Zeit zu Wohnungen der Beamten, bis man auch ſie in Ebenen bequemer wohnen ließ, da meiſtens glücklichere Sicherheit keine ſo feſten Wohnungen mehr nöthig machte. Die Burgen verfielen daher *).

Eine der gefährlichſten Epochen für die Exiſtenz der bis dahin noch erhaltenen Burgen war der dreißigjährige Krieg. Er ſtürzte viele nieder, er verwiſchte viele aus der Reihe der Dinge. Nach ihm hörte man auf, im Kriege ſolche kleine Feſtungen der Aufmerkſamkeit zu würdigen, und ließ ſie gewöhnlich als unbedeutende Punkte unbeachtet und unbelagert liegen. Auch in dem letzten Jahrzehend des ſiebzehnten Jahrhunderts, wo der Vandalismus der Franzoſen alle Städte und Dörfer am Rhein, im Wirtembergiſchen, Mainziſchen, Badenſchen, und in der Pfalz zerſtörte, wurde dieß Schickſal vielen Burgen zu Theil.

Im ſiebenjährigen Kriege kommen einige Beiſpiele vor, wo man verſchiedene alte Burgen nicht ganz außer Acht ließ. Reinſtein, Stolpen, Scharzfeld und andere

*) Helfrecht a. a. O. S. 19.

wurden belagert, erobert und zerſtört, mehr aber wohl nebenbei, denn von ihrem Beſitze hing weder großer Vortheil noch Nachtheil ab.

Der franzöſiſche Krieg hat, ſo viel mir bekannt iſt, nur drei Bergſchlöſſer, die zu wirklichen Feſtungen geworden waren, zerſtört: Ehrenbreitſtein und Rheinfels, beide am Rhein, und Königſtein bei Frankfurt.

Gegenwärtig kann man annehmen, daß zwei Drittheile der Burgen, die Deutſchland nach und nach auf ſeinen Hügeln und Bergen emporſteigen ſah, in Ruinen liegen. Von vielen iſt jede Spur gänzlich verwiſcht, und der Ort, der ſie trug, nicht einmal mit Gewißheit anzugeben. Von vielen ſieht man nur noch Erhöhungen und Vertiefungen, von Bäumen und Geſträuch bedeckt, mit einer dichten Erdenlage und Raſen überzogen. Am häufigſten trifft man noch Fragmente von Thürmen an, welche bei der größern Steinmaſſe und Dauerhaftigkeit ihrer Bauart dem Verwittern auch am längſten widerſtehen konnten. Wo daher alle Gebäude zerfallen ſind, da kann man gewöhnlich noch das Fundament der Thürme erkennen. Von einer großen Zahl Schlöſſer ſieht man noch viele Bruchſtücke ſtehen: Thürme, Thore, Wände, Treppen u. ſ. f.

Wir würden von weit mehrern noch dergleichen ſehen, wenn ſie nicht in neuern Zeiten ſo oft auf die unverzeihlichſte Art gewaltſam zerſtört worden wären. Das, was die Naturſchönheiten einer Gegend erhöht, ſollte billig immer unter dem Schutze der Obrigkeit ſtehen. Iſt dieſe

außer Stande, neue anzulegen, oder der Natur nachzuhelfen, ſo wäre es deſto mehr Pflicht für ſie, für die Erhaltung der vorhandenen Sorge zu tragen, und daran verübte Frevel auf das ſtrengſte zu ahnden. Leider aber geht ſie nur zu oft mit dem ſchlechteſten Beiſpiele voran. Hierunter rechne ich beſonders das Abbrechen und Einreißen von Burgruinen, welche doch wohl einer Landſchaft zur höchſten Zierde gereichen. Ein Dutzend Beiſpiele hier anzuführen, wo die Regierungen ſelbſt, beſonders Finanzkollegien, das Abtragen von Burgen anbefohlen, um die Steine zu andern Bauen zu nutzen, ſollte mir ſehr leicht ſeyn. Ich verſpare aber die Anzeigen ſolcher Sünden bis zur Geſchichtserzählung der Burgen ſelbſt, wo ich ohne Schonung ſagen werde, und, der Vollſtändigkeit der Geſchichte halber, ſchon ſagen muß, welche Behörde ſo wenig hiſtoriſchen und äſthetiſchen, aber deſto mehr Zahlen-Sinn hatte, den Befehl zum Untergang, zur Zerſtörung, zum gänzlichen Verſchwinden, ſolcher, mit Nichts wieder hervor zu rufender Denkmale und Urkunden der Vorzeit, zu ertheilen, oder doch durch Stillſchweigen und Zulaſſung darein zu willigen.

Man kann es der deutſchen Wißbegierde mit ziemlichem Rechte zum Vorwurf machen, daß ſie mehr nach dem Aeußern ſtrebt, als nach dem, was ihr im Innern zunächſt liegt, und daß ſie oft das Einheimiſch-Denkwürdige ſorglos überſieht, um jenſeit der Grenze Alles anzuſtaunen. Dieß iſt leider ein alter Fehler, deſſen uns das gänzliche Verſchwinden ſo vieler koſtbarer Denkmäler

der

der deutſchen Vorzeit laut genug anklagt. Wir ſcheuen keinen Koſtenaufwand, um Antiken aus fernen Zonen zu uns herüber zu verpflanzen, und durch Nachhelfen und Ausflicken ihre oft ganz verſtümmelte Form einiger Maaßen herzuſtellen. Wir ſtellen ſie ſorgfältig auf, bewundern dieſe Fragmente alter Kunſt und Bildnerei, und ahnden es ſtreng, wenn ein Frevler es wagt, ſich daran zu vergreifen und ſie zu beſchädigen. Aber unſere deutſchen Denkwürdigkeiten der Geſchichte, die Monumente aus dem Leben unſerer Urväter kennen wir kaum, achten wir nicht, reißen wir nieder, um — bei Erbauung eines Brauhauſes, eines Schaafſtalles auf dem nahgelegenen Pachthofe eine kleine Erſparniß zu machen. Wir graben verſunkene Mauern auf, nennen es Reſte römiſcher Baukunſt, ſparen kein Geld dabei, ſtechen unſere Vermuthungen in Kupfer, wie das Gebäude geformt geweſen ſeyn könne, geben uns Mühe, an der Hand der Alten zu beweiſen, daß die hervorgewühlten Steine die Grundmauern eines römiſchen Baues waren: und unſere Denkmähler aus einer Zeit, in welcher die Deutſchen den Namen einer Nation mehr noch als jetzt verdienten und behaupten konnten, untergraben, zerſtören wir. Als ob es eine ſo große Ehre ſey, ſagen zu können: hier hat ein von Römern erbautes Haus geſtanden! — als ob es keine ſey, ſagen zu können: dieſe Burg war einſt der Wohnſitz deutſcher Kaiſer, hier lebte Heinrich IV., Friedrich II., dort ward Wittekind getauft. Dieſe Mauern umgaben die Tapfern, welche zur Gründung der Freiheit Deutſchlands kühne Pläne ent-

warfen; in jenen entſprang das mächtige Geſchlecht, aus welchem ſieben Kaiſer die deutſche Krone trugen, u. ſ. w.

Bei aller dieſer Lauheit gegen ſolche einheimiſche Wahrzeichen aus der Vorwelt, welche ſie niederreißen oder doch verfallen läßt, treiben wir dennoch eine kleinliche Spielerei mit Nachbildung derſelben. Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts fing das Ritterweſen an, zum herrſchenden Geſchmack zu gehören. Ritterromane wurden von allen Leſebibliotheken verlangt; Ritterfehden tobten auf unſern Theatern; Kinder liefen mit Helm und Schild auf den Straßen; die Ueberbleibſel der alten Burgen wurden mit heiligem Schauer beſucht, und wo keine Ruinen vorhanden waren, bauete man ſich welche; alle nach einem großen Plane angelegte Gärten wurden mit ſolchen neuen Ruinen geziert, die oft noch mehr Zeit- und Koſtenaufwand verurſachten, als ein neues bequemes Wohnhaus erfordert haben würde, und von denen Delille in ſeinen Gärten ſehr treffend ſagt:

Loin ces monumens, dont la ruine feinte
imite mal du temps l'inimitable empreinte;
tous ces temples anciens, recemment contrefaits,
ces restes d'un château, qui n'exista jamais,
ces vieux ponts nés d'hier, et cette tour gothique
ayant l'air délabré, sans avoir l'air antique,
artifice à la fois impuissant et grossier:
je crois voir cet enfant tristement grimacier,
qui jouant la viellesse, et ridant son visage,
perd, sans paroitre vieux, les graces du jeune âge.

Größtentheils war dieſe Liebhaberei nur ein kleinliches Spiel. Ein gothiſcher Thurm, ein halb verfallener Bogen, ein Paar Gewölbe, welche unter der antiken verfallenen Außenſeite einige moderne und luxuriös möblirte Zimmer verbargen, machten das Ganze aus. Am ernſthafteſten wurde noch auf der Wilhelmshöhe bei Kaſſel die Sache genommen und behandelt. Man bauete ein völliges Ritterſchloß, geräumig genug, von einer großen Familie und Dienerſchaft bewohnt zu werden. Sey aber auch eine künſtliche Ruine noch ſo ſchön, noch ſo groß, ſo wird ſie doch nie den Werth oder das Anziehende wirklicher Ruinen erhalten; denn ſie war nie Zeitgenoſſe unſerer Voreltern, ſie lehrte uns nichts von ihrer Geſchichte, und beſchäftigt allenfalls den Verſtand, nie aber das Herz. Der kleinſte Reſt einer wirklichen Burg iſt und bleibt daher ein weit ideenreicherer Gegenſtand, als alles Machwerk der noch ſo künſtlich aufgeführten und noch ſo täuſchend durch einander geworfenen Trümmern.

Doch der Eifer für die gute Sache entführt mich meinem Zwecke. Ich kehre nach dieſer Einſchaltung zur Hauptſache zurück.

Von einer großen Anzahl Burgen ſieht man alſo noch jetzt ſehr bedeutende Bruchſtücke. Eben ſo giebt es viele, denen bloß die Bedachung fehlt, wie Hardenberg bei Göttingen, wo man ſich noch die deutlichſte Vorſtellung von der ehemaligen Einrichtung machen kann. Auch noch ganz vollſtändig erhaltene ſind da, als Hohenzollern, Falkenſtein am Harz, Rabeneck im Bamberg=

ſchen, Wachſenburg bei Erfurt, Hohenſtein in Franken, und viele andere noch. Meiſtens dienen dieſe zu Wohnungen für Invaliden, für Forſtbediente, zu Getreidemagazinen, oder Staatsgefängniſſen; ſelten ſind ſie noch die Wohnung der Familie, die daraus entſproßte. Die am ſorgfältigſten erhaltene Burg, welche uns ganz in das Mittelalter zurückzaubert, indem ſie bis auf die geringſte Kleinigkeit das lebendigſte Bild einer Ritterburg darſtellt, iſt, meines Wiſſens, Hohlenfels im Herzogthum Naſſau.

Man würde ſich übrigens ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß alle Burgen und Ritterſitze jener Zeit Raubſchlöſſer geweſen wären. Vielen dürfen wir zurufen: Friede ſey mit der Aſche eurer Bewohner! — Es gab Burgherren, die edel im eigentlichen Sinne des Worts waren, und ſich nicht zu den Gräuelthaten ihres Zeitalters herabwürdigten. Da aber ein Jeder den Befehdungen unruhiger Nachbarn ausgeſetzt war, ſo mußte auch der Ruhigſte ſeinen Wohnſitz ſo feſt als möglich machen, um ſich gegen Ueberfälle zu ſichern. Viele waren die Wiege erlauchter, noch blühender Fürſtenhäuſer, oder adeliger Familien, die noch ihre Namen führen; der größte Theil verdiente freilich den Namen der Räuberhöhlen ungeſchlachter Menſchen, für deren Handwerk jetzt der Galgen, oder eine tiefe, allgemeine Verachtung der Lohn ſeyn würde.

Ich breche hier meine Mittheilungen über das Aufkommen und Verlöſchen der Burgen ab. Für den Liebhaber möchte ich ſonſt zu weitläufig werden, und für

den eigentlichen Hiſtoriker doch nicht Alles erſchöpfen. Was noch hierher gehört hätte, wird ſich in der Folge gelegentlich anbringen laſſen. Jetzt nur noch Einiges über die Lage, Bauart und gewöhnliche innere Einrichtung der meiſten Burgen.

Die Lage der alten Burgen iſt ſehr verſchieden. Viele liegen auf ſehr hohen Bergen und Felſen, von andern Bergen umgeben, als das Bolzenſchloß auf dem Rieſengebirge, Queſtenberg am Harz, Rudolphſtein auf dem Fichtelgebirge; viele auf minder hohen, in großen Ebenen allein ſtehenden Bergen oder Hügeln, als die Gleichen, Taucha, Landsberg in Sachſen; oder auf der Ecke einer hohen, oben ebenen Thalwand, wo eine, auch mehrere Seiten, ſteil abhangen, wie Lohmen in Sachſen; oder auf dem hervorſpringenden Rücken einer Bergwand, wie Hohnſtein bei Dresden, Pleſſe bei Göttingen, Schönbrunn auf dem Fichtelgebirge. Andere liegen am Abhange und tiefer, als der Gipfel eines Berges oder einer Bergwand, da, wo die Natur einen kegelförmigen Vorſprung bildete, wie Rothenburg in der goldenen Aue, Scharzfeld, Harzburg am Harz, Wehlen an der Elbe; oder auf einem niedrigen Berge am Fuße einer Bergwand, wie Schönburg; oder auf einem Hügel in der Mitte eines Thales, wie die Gersdorfsburg bei Quedlinburg; oder ganz auf der Ebene, aber am Fuße eines Gebirges, wie die Bremſerburg am Rhein. Auf den höchſten Bergen lagen aber nie welche. Hier war doch den alten Herren das Klima

zu rauh, ungeachtet ſie noch nicht ſo verweichlicht waren, wie ihre Enkel es ſind.

Die meiſten Burgen verrathen in ihrer Anlage die Abſicht, eine gewiſſe Gegend zu beherrſchen und beobachten zu können, oder, ganz im Verborgenen zu liegen. Im erſten Falle iſt der Grund wohl nicht in einer Neigung für den Genuß, den der Ueberblick einer ſchönen Landſchaft gewährt, zu ſuchen, was höchſtens untergeordneter Zweck geweſen wäre, ſondern darin, daß der Adler gern in der Höhe ſchwebt, wenn er auf Beute Jagd macht. Auf ihren Felſen konnten ſie tief ins Land ſchauen, die Straßen beobachten, ſich bereit halten, wenn der Feind anrückte, und ausfallen, wenn ein Reiſender gezogen kam. Im letztern Falle ahmte man der Spinne nach: dieſe lagert ſich verborgen in den Hintergrund, um von da aus unbemerkt und plötzlich auf ihren Raub hervorſchießen zu können. So die Ritter ſolcher Burgen. In Gebirgsgegenden trifft man häufig dergleichen verſteckte Burgen an. Tief zwiſchen Bergen, ganz ohne Ausſicht in die Ferne, liegen ſie; aber eine Heerſtraße oder ein Fluß gingen gewiß dicht, oder doch in einer ſolchen Entfernung dabei weg, daß ſie von der Burg aus genau beobachtet werden konnten. Aber auch Ritter, welche dieſem Bilde nicht gleichen, Gefühl für Recht und Unrecht hatten, waren doch zu ihrer eigenen Sicherheit genöthigt, eine ähnliche Lage zu ihren Wohnungen zu wählen.

Um ihre Beobachtungsſphäre ſo weit als möglich ausdehnen zu können, baueten ſie, in naher und weiter Ent-

fernung von der Burg, Wartthürme auf Hügel und Anhöhen, von welchen man viele Straßen überſehen konnte. Dieſe wurden mit Mannſchaft beſetzt, um zu beobachten, und von da aus Signale zur Verſammlung und zum Angriffe geben zu können, oder um den Bewohnern einer Gegend zu melden, wenn es Zeit ſey, zur Vertheidigung oder zur Flucht ſich anzuſchicken. Am Tage geſchah dieß von einer Warte zur andern durch verabredete Zeichen, des Nachts durch angemachtes Feuer, und ſo waren ſie die Telegraphen damaliger Zeit. In vielen Gegenden Deutſchlands findet man dergleichen Warten noch in großer Menge, und zum Theil noch ſehr gut erhalten. Sie waren rund, viereckig, achteckig, auch wohl halb rund und halb eckig und ſehr hoch, ſtanden entweder ganz frei, oder wären von einem Wall und einer Mauer umgeben. Der Eingang war nicht unten, ſondern immer in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß angebracht. Zu dieſem gelangten die ausgeſtellten Vorpoſten auf Leitern, welche ſie hinter ſich hinaufzogen, und dadurch Jedem den Zugang verſperrten. Inwendig waren ſie oben gewölbt. Durch dieſe gewölbte Decke führte eine Oeffnung auf die Höhe des Thurms, wo man hinter einer ringsherum laufenden Bruſtwehr umherlugen konnte.

Alle auf Bergen und Anhöhen erbaueten Schlöſſer hießen Bergveſten, Bergſchlöſſer. Es gab aber auch Waſſerveſten, Waſſerburgen. Dieſe lagen in Ebenen, und waren, außer den Thürmen, Baſteien und Bruſtwehren, zur Beſchützung mit Waſſergräben und Moräſten umge-

ben, über welche eine Zugbrücke ging. Von dieſer Gattung ſind die meiſten bis jetzt noch erhalten, da ſie der flachen Lage wegen mit Vortheil länger bewohnt wurden und noch bewohnt werden könnten. Man findet ihrer noch oft in Städten und Dörfern, z. B. in Leipzig die Pleißenburg, in Furra bei Nordhauſen das von Wurmbſche Schloß. Oft waren ſie Veranlaſſung zur Erbauung des Orts, der ſie jetzt umgiebt, indem ſich da leichter Menſchen anſiedelten, wo ſie geſchützt zu ſeyn glaubten, oder es waren Unterthanen, Leibeigene, die ihr Herr um ſich her verſammelte.

In den früheſten Zeiten und bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts bauete man von Holz und Erde. Die Schlöſſer waren daher anfänglich nichts anders, als Schanzen oder Blockhäuſer, die vielleicht ein Damm oder Wall, mit Weiden oder andern Bäumen durchflochten, umgab. Mit den Fortſchritten in der Kunſt zu bauen, gewannen auch die Burgen eine beſſere Geſtalt und feſtere Einrichtung, und ſeit man anfing, von Kalk und Steinen zu bauen, wurden dieſe auch bei der Errichtung der Burgen angewendet.

Einige laſſen es noch in ihren Ruinen verrathen, daß ſie lange vor den Kreuzzügen entſtanden ſeyn müſſen. Um jene Zeit erhielt zuerſt die Bauart der Deutſchen, beſonders in den nördlichen Ländern, eine beſſere Form. Die Deutſchen lernten in Italien, Griechenland und Aſien die beſſere Baukunſt kennen. Sie ahmten aber freilich nicht ſowohl die geſchmackvolle antike, als die ſchnörkelhafte

gothiſche nach. Doch erhielten die Gebäude mehr Schönheit und Ebenmaaß, als ehedem, und wurden in der Folge immer zweckmäßiger eingerichtet. Je älter aber eine Burg iſt, deſto weniger zeigt ſich Ebenmaaß, deſto weniger hatte ſie Fenſter und äußere Zugänge, deſto dicker waren die Mauern. Vielleicht hätte man manche Burg wohl eher für ein Spiel der grotesken Natur in Anhäufung der Steine halten können, als einige Neuere die Pyramiden in Aegypten dafür annehmen *).

Betrachtet man die alten Bergſchlöſſer in der Nähe, ſo leitet das Sonderbare ihrer Form, die Regelloſigkeit ihrer Figur unſer Auge bald auf den Boden, der ſie trägt, und man findet bei einiger Aufmerkſamkeit, daß die Erbauer den zu einer Burg auserſehenen Platz nicht etwa zuvor ebneten, ihn zur Ausführung ihres Plans einrichteten, ſondern daß ſie ihm gar nichts von ſeiner natürlichen Geſtalt nahmen, ſich mit Erbauung ihrer Gebäude nach ſeiner urſprünglichen Form richteten, und dieſe, ſo gut es gehen wollte, benutzten. Darum konnte ihnen auch nicht jeder Platz gleich lieb ſeyn, und ſie ſuchten immer nur ſolche auf, wo ihnen die Natur die wenigſten Hinderniſſe in den Weg gelegt, ihnen vielleicht ſchon vorgearbeitet hatte. Dieſer Umſtand veranlaßte Ludwig den Springer und noch Andere, — wie wir in der Folge ſehen werden — ſogar auf fremdem Boden Burgen zu erbauen, bloß weil ſie da Plätze gefunden zu haben glaubten, die

*) Helfrecht, S. 23.

ihnen dazu tauglich ſchienen *). Von dieſem Einrichten des Gebäudes nach der Form des Bodens war eine natürliche Folge die Unregelmäßigkeit, wozu indeſſen auch der Umſtand beigetragen haben mag, daß viele Burgen nur nach und nach entſtanden.

Die mehreſten Reſte, und beſonders, bis jetzt noch erhaltene Burgen, geben uns einen lebhaften Begriff von dem Geiſte und den Bedürfniſſen der Zeit ihrer Entſtehung, und des damals in ſtetem Kriege mit ſich ſelbſt verwickelten Volks. Nirgends eine Spur von Ebenmaaß und Wohlgefallen an ſchönen Verhältniſſen; nirgends regelmäßige Formen, noch Feinheit des Geſchmacks in der Baukunſt. Dagegen eine hohe, erſtaunenswürdige, kühne Lage auf ſteilen, überhängenden Felſen; eine alle Begriffe überſteigende Feſtigkeit; eine ängſtliche Sorgfalt, jeden Zugang möglichſt zu erſchweren; ein geringer Umfang; ungeheuer dicke, feſte Mauern; enge, oft in Felſen gehauene, gewölbte Gemächer; wenige und von außen ſehr kleine, ſchmale, enge Oeffnungen und Fenſter, die ſich nur nach innen zu erweitern, ſo, daß man darin ſitzen, liegen, oft ſogar ſtehen konnte; tiefe Gewölbe, unterirdiſche Gänge u. ſ. w.: alles dieß waren Produkte der gräuelvollen Zeiten des Mittelalters, Abdrücke des Geſchmacks jener Tage, wo an Feſtigkeit und Sicherheit bei weitem mehr gelegen war, als an Pracht, architektoniſcher Schön-

*) Verzeichn. der Berg- und Raubſchlöſſer des Mittelalters, S. 106.

heit und Zierde, hellen Zimmern und häuslicher Bequemlichkeit.

Meiſtens richtete man ſich in der Anlage ganz nach dem Theile des Berges, auf welchem das Schloß ſtehen ſollte, ohne eben ein regelmäßiges Viereck abzuſtecken. Dieſen Platz befeſtigte man rings umher mit ſtarken Mauern. Auf der Seite, wo ſich der Berg noch weiter fortſetzte, legte man mehrere ſtarke Wälle, und zuweilen einen doppelten und dreifachen Graben an. Wenn es der Raum verſtattete, ſo zog man rings um die Burg einen Wall mit Mauern, kleinen Thürmen an den Ecken und einem oder mehrern Gräben, welche meiſtens mit Mauern gefüttert wurden. Wo aber bei ſteilen Abhängen auf einer oder mehrern Seiten ein Graben rings herum unmöglich oder unnöthig war, da grub man wenigſtens, ſo weit man konnte, den Boden ab, legte bei der Einfahrt eine Zugbrücke über den Graben, und umgab den Schloßhof durch eine dicke Mauer mit Schießſcharten, welche oben eine Bruſtwehr hatte. Vor dem Graben war meiſtens ein Thurm, welcher die Zugbrücke und die Einfahrt deckte. Oft war auch vor dem Hauptthore eine Burghuth oder feſte Wohnung derer, welche das Schloß beſchützen ſollten.

Der innere Eingang, zu welchem die Zugbrücke führte, beſtand entweder aus einem Thorhauſe, auf welchem der Thorwärter die Aufſicht hatte, oder aus einer bloßen ſtarken Mauer mit einem Thore, über welchem gewöhnlich das Wappen des Eigenthümers in Stein

gehauen war. An dieſem Portale zog man die Zugbrücke auf. Der Pforte zur Seite finden ſich zuweilen hervorſtehende gemauerte Baſteien, oder kleine runde Thürme mit Schießſcharten; zuweilen deckten das Thor bloß die höher liegenden und mit einer Bruſtwehr verſehenen Mauern des Zwingers. Die Mauern des innern Hofraums richteten ſich nach der Figur des Berges oder nach den herum liegenden Felſen, und bildeten gerade Linien oder krümmten ſich zu einem Bogen, wie es der Lage angemeſſen war. Die Ecken wurden jedes Mal durch hervorſtehende Baſteien oder Defenſionsthürmchen geſichert, aus welchen man eine Linie beſtreichen konnte. Das Thor am Hofraum findet man nie der Pforte am Hauptgebäude gegenüber. Auch wenn es der Raum geſtattet hätte, geſchah dieß nicht, ſondern immer in ſchiefer oder umgekehrter Richtung. Im innern Hofraume lagen die Neben- und Wirthſchaftsgebäude, zuweilen auch eine Kapelle. Doch findet man dieſe bei manchen Schlöſſern auch außerhalb der Ringmauern in einiger Entfernung vor der Burg, z. B. bei der Lauenburg am Harz, bei Berneck u. ſ. w., weil man ſie durch ihre Heiligkeit hinreichend gedeckt glaubte. Ferner lagen noch im Innern die Wohnungen für den Kapellan, Stallmeiſter, Haus- oder Burgvogt, die Knappen und andere Diener, unter welchen ſich die Ställe für die Pferde befanden. Auch waren entweder am Thorhauſe oder an andern Orten des Hofraums Gefängniſſe angebracht.

Wenige Schlöſſer waren geräumig. Gewöhnlich leitete ein ſehr enger Eingang — durch welchen nicht zwei Menſchen neben einander kommen konnten, und der nicht an der Erde, ſondern in einer Höhe angebracht war, zu welcher eine herabgelaſſene Treppe führte — dem traurigen Dunkel zu, das in den meiſten Schlöſſern herrſchte. Denn oft umzog ſie, wenigſtens von der Seite, welcher die Natur die wenigſte Feſtigkeit gegeben hatte, noch eine innere Mauer, die zuweilen mit dem Hauptgebäude einerlei Höhe hatte.

Die älteſten Burgen hatten ſehr wenige und enge Fenſter, wenig weiter als Schießſcharten. Erſt an denen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert erblickt man einige Regelmäßigkeit. Unten hatten die Gebäude ſechs bis acht Fuß dicke Mauern, welche ſich nach oben zu etwas abſchrägten und von innen erweiterten. Bei einigen waren mehrere Stockwerke, bei andern nur das Erdgeſchloß gewölbt. Dieſes war nie zu Wohnungen, ſondern zu Kellern, Vorrathskammern, auch zu Kaſematten eingerichtet. In dem obern Stock waren erſt die Wohnzimmer, die Säle u. ſ. f. Einen Balkon hatte faſt jedes Schloß, um ſich von ihm herab zu zeigen, oder Befehle zu ertheilen, oder durch den Herold etwas bekannt machen zu laſſen. Am Thorhauſe war meiſtens über dem Thore eine große Oeffnung, von welcher herab man fragte, welcher Ritter, Herold oder Knappe eingelaſſen zu werden verlange. Dann waren hin und wieder Schlupfwinkel und verborgene Gänge angelegt, durch die man unbemerkt

aus dem Schloſſe kommen konnte. Sie führten oft halbe Stunden weit unter der Erde fort, entweder in ein anderes Schloß, oder in einen Wald, oder ſonſt an einen verborgenen Ort. Häufig waren ſie ſogar unter Flüſſen weggeführt. Die vielen Burgen an beiden Ufern des Neckars ſtanden meiſtens durch ſolche Gänge, welche unter dem Neckar hin liefen, in Verbindung. So auch die Schlöſſer Eiſenberg und Stein im Schönburgſchen, deren geheimer Gang unter der Mulde weg lief.

Einige Schlöſſer lagen innerhalb ſehr hoher Felſen, welche zum Einſchluß des Schloßraumes mit benutzt wurden. Die Zwiſchenräume, wo die Felſen nicht ganz zuſammenſchloſſen, füllte man alsdann mit Mauer oder kleinen Thürmen aus, wie z. B. beim Schloſſe Rudolphſtein auf dem Fichtelgebirge.

Ueber alle Gebäude und kleine Thürme, wodurch die Linien der Außenwerke gedeckt waren, ragte ein hoher Thurm hervor, von deſſen Spitze man über die umliegende Gegend eine freie Ausſicht hatte, und Signale geben konnte. Gewöhnlich war ſeine Form rund; man findet aber auch viereckige, halb runde und halb eckige, wie bei Falkenſtein am Harz, ſechseckige, wie bei Liebenſtein im Meiningſchen, oder achteckige, wie bei Gersdorfsburg. Dieſer Thurm hatte unten keinen Eingang, ſondern erſt in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß nach innen zu. Vom Hauptgebäude ließ man eine Fallbrücke hinüber an den Thurm fallen, wenn man ihn beſteigen wollte. Ge-

wöhnlich hatte er Gewölbe auf Gewölben, ohne Treppen in die Tiefe. Jedes Gewölbe hatte in der Mitte ein viereckiges Loch, durch welches man ſich hinabließ oder hinaufzog. Der unterſte Raum des Thurms war das grauenvolle Burgverließ, worin unglückliche Gefangene, der gemeinſten Wohlthaten der Natur beraubt, in der unreinſten Luft, oft unter modernden Gebeinen und Ungeziefer lebendig begraben, mit Sehnſucht nach Freiheit, oder nach dem letzten Ende ihrer Qualen ſchmachteten. Dieß ſchreckliche Behältniß ging meiſtens weit in die Erde hinab *). Die Thürme waren übrigens immer maſſiv bis unter das Dach. Bei runden findet man hin und wieder, daß ſelbſt das Dach von Steinen ſpitzig oder rund gemauert und gewölbt war.

Im Innern des Hofraums fehlte es endlich nie an einem Brunnen, der mit unglaublicher Mühe und Geduld in Felſen hinab gegraben wurde, oft bis zur Sohle des Berges, auf dem das Schloß ſtand.

Die Mauern der mehreſten Schlöſſer ſind aus Steinen von unbedeutender Größe errichtet, deren Zwiſchenräume mit Kalk und Gyps ausgegoſſen wurden. Hieran iſt entweder die Härte der Steine oder der Mangel an mechaniſchen Hebewerkzeugen Schuld. Der erſte Grund kann wenigſtens kein allgemeiner ſeyn, da man dieſelbe Bemerkung an Schlöſſern machen kann, welche aus Sand-

*) Helfrecht, S. 27 u. f.

ſteinen erbauet ſind. Ueberhaupt aber pflegt dieſer kleinliche Styl den uralten Gebäuden, deren Ueberreſte wir noch ſehen, eigen zu ſeyn, ſo wie er auch in anderer Rückſicht ein charakteriſtiſches Merkzeichen von der Kindheit der Kunſt in allen Werken iſt, die eine große und mannigfaltige Zuſammenſetzung leiden. Die Kunſtprodukte noch unkultivirter Völker ſind immer getreue Kopieen der Natur ihres Landes und der dadurch modificirten Denkungsart. In dem wollüſtigen Klima Hindoſtans verrieth ſich die Kindheit der Kunſt durch überladene Zierathen. In den kalten Nordländern that ſie eben das durch die Menge der gebrauchten Materialien und durch ihre kleinliche Behandlung. Der Indier gab ſeinen Pagoden die Geſtalt von ausgehöhlten Felſen, und bedeckte ſie ganz mit geſchmackloſen Zierathen; der minder üppige, minder in Bildern denkende und handelnde Deutſche thürmte die harten Maſſen ſeines Landes auf einander und bauete Burgen, die ſeinen tauſendjährigen Eichſtämmen nicht unähnlich waren.

Die ganze Bauart jener erfahrungsloſen Epoche iſt eine ſonderbare Vermiſchung des Ungeheuern mit dem Kleinlichen. Die erſtaunliche Feſtigkeit alter Gebäude würde daher bei der unverhältnißmäßigen Größe der Steine, aus denen ſie mehrentheils errichtet waren, unbegreiflich ſeyn, wenn nicht erfahrene Baumeiſter längſt dargethan hätten, daß ſie dieſelbe bloß ihrer Solidität und dem ungeheuern Umfange ihrer Mauern zu danken

hat-

hatten. Eine Mauer nach moderner Angabe — ſie ſey aus den größten und härteſten Quaderſteinen errichtet — wird nie die Feſtigkeit der alt-römiſchen oder gothiſchen Gebäude erhalten, die durch ihre eigene Maſſe unterſtützt, und eben dadurch gegen die langſamen, aber unwiderſtehlichen Verheerungen der Luftſäure und Witterung geſichert waren. Die Natur iſt nie unthätig; ſie wirkt entweder zur Dauer oder zur Zerſtörung. Jene Steinmaſſen, durch ihre eigene Laſt gedrückt, und gegen das Eindringen ſcharfer Feuchtigkeit geſichert, erhielten nach und nach die Dichtigkeit und Dauer eines natürlichen Felſens *). Aber auch ein beſſeres Bindungsmittel wußten die Alten zu verfertigen, zu deſſen Beſitz wir, bei allen ſchon gemachten Verſuchen, wohl nicht wieder gelangen werden. Bei mancher Ruine finden wir hiervon auffallende Belege. Der eine der Thürme am Heidelberger Schloſſe iſt halb umgeſtürzt, aber nicht zerbröckelt, ſondern liegt noch jetzt als eine Maſſe da. Von den Außenwerken des Mansfelder Schloſſes ſind ganze Wände, und zwar mit Gewalt, geſprengt, ohne zu berſten. Was möchte wohl mehr die Güte des Mörtels anzeigen, als dieß. Verſuchen wir ein Gleiches mit unſern Mauern, ob ſie dieſe Probe beſtehen werden: — ſchwerlich! Man hat verſchiedene Urſachen dieſer Feſtigkeit angegeben, ohne doch vielleicht die wahren zu finden. Einige ſuchen ſie darin, daß der Kalk ehedem beſſer gebrannt worden ſey

*) Journ. von u. für Deutſchl. 1790. 1. St.

Digitized by Google

als jetzt, Andere im langſamen Bauen. Die mehreſte Wahrſcheinlichkeit hat aber wohl die Meinung, daß man ſonſt den Kalk viele Jahre lang in tiefen Gruben gähren ließ. Hierdurch erhielt er eine ungemeine Bindungskraft. Dann umgab man die aufzuführenden Mauern mit Brettern, löſchte den Kalk auf den Steinen und ließ ihn da kochen, wodurch eine Art Verſchmelzung der Steine mit einander vorging.

1.

K y n a ſt
b e i W a r m b r u n n.

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
dieſe morſchen Ueberreſte waren:
Ein bethürmtes Schloß voll Majeſtät,
auf des Berges Felſenſtirn erhöht!

Matthiſſon.

1.

K y n a ſt.

Verdient je ein Theil Deutſchlands, daß man ihn bereiſe, ſo iſt es Schleſien. Man könnte es eine vollſtändige Encyklopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Beſitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunſt, die nur in ſeinem Gefolge aufblühen, die Lücken füllte, welche hier noch zu finden ſind. Wer Schleſiens ſchöne Natur noch nicht erblickte, ſeines Rieſengebirges wilde Maſſen — über welche Rübezahl einſt waltete — noch nicht durchſtrich, von den hohen Felſenzinnen dieſer gigantiſchen Bergkette noch nicht herabſah auf Landſchaften, welche unbeſchreiblich ſchöne Gemälde bilden, der kann auch nicht ſagen, daß er die ſchönſten Theile unſers Vaterlandes geſehen habe. Wer es aber bereiſte, der beſtieg auch gewiß die Ruinen der Burg Kynaſt, mit deren Beſchreibung und Geſchichte ich dieſe Gallerie deutſcher Burgen eröffnen will.

Drei Viertelſtunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen Schafgotſch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf

welchem die Ruinen des Kynaſts ſtehen; und wer dieſe beſteigen will, den führt der Weg erſt durch dieſes Dorf. Ueber der Thür eines Hauſes findet man hier eine große Tafel befeſtigt, mit den Worten:

Wer den Kynaſt will beſchauen,
Kann ſich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon, ein Bauer, iſt der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß ſich ſchon an ihn wenden, da er den Schlüſſel zu der Stube im ehemaligen Wachtthurme hat, wo er für die Reiſenden den Wirth macht. Dieß Aemtchen, das ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynaſts giebt, nährt ihn zwar nicht ganz, bringt ihm aber doch, beſonders während der Badezeit, ein Erhebliches ein. Im Erledigungsfalle beſtimmt der Graf ſelbſt den Nachfolger. Mit ihm ſteigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg — der im Jahre 1800, wo die Königin von Preußen den Kynaſt beſuchte, gemacht wurde — hinan. Wem er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann ſich auch in Seſſeln, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit ſtehen, hinauftragen laſſen. Auf dieſem Wege kommt man zum „hohlen Stein", einer durch über einander geſtürzte Granitblöcke gebildeten Kluft. Mit etwas Mühe drängt man ſich durch ihren Eingang, geht ſo einen natürlichen Stollen ungefähr dreißig Schritte lang fort, und kommt dann wieder an einer andern Stelle des Berges heraus. Das allmählige Entſchwinden des Tageslichts beim Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finſtern tappt,

und das eben ſo allmählige Wiedererſcheinen deſſelben, je mehr man ſich dem Ausgange nähert, macht einen eben ſo ſeltenen als ſchönen Eindruck, den jedoch eine unbezwingliche Beſorgniß begleitet, daß eben jetzt dieſe Felſenmaſſen rücken und die Ausgänge ſich ſchließen möchten. Schon oft hat dieſe Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in ältern und neuern Zeiten, zum ſichern Schlupfwinkel gedient; und noch im Jahre 1807 verbargen ſich Soldaten vom Freikorps des Prinzen von Anhalt-Pleß darin.

Von hier führt der Cicerone noch auf den „Wachtſtein" (auch Käſe und Brodt genant), von welchem er erzählt, daß ſonſt eine Wache da geſtanden habe, um die benachbarte Gegend zu überſehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen, — und dann iſt man vor dem Thore der alten Veſte. Der Kommandant wohnt, wie geſagt, nicht hier, hat aber auf dem ſchon erwähnten ehemaligen Thurme, der viereckig und jetzt mit Schindeln bedeckt iſt, eine Stube, wo man allerlei Erfriſchungen haben kann. Hat man ihm nun den Wunſch zu erkennen gegeben, das Innere der Burg — die er verſchloſſen hält — zu ſehen, ſo entfernt er ſich einen Augenblick, und ſtatt des Mannes, der in ganz ländlicher Kleidung mit dem Reiſenden aus Hermsdorf heraufſtieg, tritt bald darauf, ganz verwandelt, eine halb militäriſche Geſtalt auf, die in einen hellbläulichen Rock gekleidet, den dreieckigen Hut tief in die Stirn gedrückt, an einem braunen Haſelſtock gravitätiſch daher ſchreitet, und nun die nachgeſuchte Beſichti-

gung der Burg mit einem gnädigen Fiat bewilligt. So und nie anders empfängt und führt er Fremde ein, und um den militäriſchen Spaß vollkommen zu machen, ſchlagen ſeine Kinder beim Eintreten die Trommel.

Geräumig und durchaus feſt war die Burg, wozu ſchon die natürliche Form des Berges, ſeine Steinklüfte und Felſen viel mitwirkten. Sie beſtand aus zwei, durch hohe und ſtarke Mauern von einander abgeſonderten Baſteien mit mehreren Rundeln, Streichwehren und einem ſehr hohen, das Ganze beherrſchenden Thurme an der Mittagsſeite. Jene umgab eine weitläufige, noch jetzt ſichtbare Ringmauer. Dieſer ſteht außerhalb derſelben, und hat ganz oben ein Fenſter, mit eiſernem Gitter verſehen, durch das ſich einſt — ſo erzählt der Führer — ein auf den Tod Gefangener, der die Stäbe durchbrach, flüchtete. Wahrlich, ein Sprung, der den von Ludwig dem Springer noch übertrifft.

Durch drei Thore hindurch gelangt man in das Innere der Ruine, welche drei Höfe oder freie Plätze umſchließen. In den Gebäuden befanden ſich vordem eine Kapelle, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere Zimmer, neun Kammern, zwei Schüttböden, zwei Keller in Felſen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drei tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüſtkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und eins unter der Erde. Von allem dieſem ſieht man jetzt nur die Ueberreſte, zum Theil mit Raſen bezogen, und mit dazwiſchen aufgeſproßten Bäumen und Geſträuch

umgrünt. Habichte horſten in den Spalten der Trümmern, ob es gleich im Sommer hier nie ruhig iſt und von Fremden ſelten leer wird.

Von den drei Brunnen giebt der eine noch Waſſer; der zweite iſt verſchüttet, und der dritte iſt ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzoſe, der im Jahr 1808 um Oſtern herum, wo hier noch Schnee lag, den Kynaſt allein beſuchte, fiel in dieſen, arbeitete ſich aber doch mit unſäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft. Auf einem der innern Hofräume iſt zur Beluſtigung der Bauern aus den nahen Dörfern eine Kegelbahn angelegt, und jährlich wird noch am Sonntage nach Pfingſten ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemaligen Jahrmarkts, unter dieſen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zuſammenlockt. Der alte ſchleſiſche Chroniſt Naſo, der den Kynaſt noch in völlig gutem Zuſtande ſah, erzählt uns vom Innern Folgendes:

„Wiewohl nicht ein weitläufiger Raum darin zu finden iſt, ſo iſt das Schloß dennoch in drei unterſchiedene Theile auf dem harten Felſen dergeſtalt abgeſondert, daß ein jeder Ort von den Bruſtwehren abſonderlich beſchirmet, und der höchſte Theil von dem darüber hoch erhobenen Thurme mit Steinwürfen erhalten werden könnte. In dem untern Stocke des Schloſſes pflegt der Hauptmann ſeine Wohnung zu haben, in dem andern Theile haben die ankommenden Gäſte, dafern ſie über Nacht auf der Feſtung bleiben ſollen, ihre bequemen Zimmer."

„In dem obern Stock ſind zwei kleine Zeughäuſer, welche beiderſeits mit allerlei Kriegswerkzeugen und dazu dienlichen Nothdurften reichlich verſehen ſind; dann in dem untern Zeughauſe findet man verſchiedene Schußgewehre, an langen Röhren, Flinten, Musketen, Doppelhaken und dazu gehöriger Muſterung; ingleichen viel altes Seitengewehr, als lange und breite Schwerdter, ſo die alten Fürſten und Herzoge in den Kriegeszeiten führen laſſen. In beſagtem wohlverwahrtem Zimmer iſt auch vorhanden, des weiland ſtreitbaren Helden und Kaiſerlichen Kriegs-Obriſten Tobiä von Werne und Gieſenburg, deſſen mannliche und heroiſche Thaten faſt dem ganzen römiſchen Reiche bekannt ſind, in Feldzügen geführeter Harniſch, welchen zwar eine vierpfündige Kugel getroffen, dennoch aber weder der Harniſch durchbrochen, noch weniger des Tapfern darunter verborgenen Gemüths heldenmüthiges Beginnen gemindert hat."

„In dem andern und obern Zeughauſe werden verwahrt mancherlei Harniſche, Panzerhemden und Sturmhauben, deren theils von der Liegnitzer Wahlſtadt, als die Tartaren im Jahre 1241 die Chriſten bei der Stadt Liegnitz erlegt und obgeſieget, dahin zum ewigen Gedächtniß verſetzet worden *). In beiden Zimmern iſt an Blei, Kugeln, Pulver und Lunten, auch andern Kriegswaaren,

*) Sie müſſen doch wohl erſt an andern Orten geweſen ſeyn, da der Kynaſt erſt 1292 zu bauen angefangen worden, wie Naſo ſelbſt ſagt.

kein Mangel, alſo, daß die Feſtung mit einer geringen Beſatzung, ſintemalen des Schloſſes Umkreis nicht groß, ſich einer ziemlichen Heeresmacht widerſetzen könnte. Es haben zwar im Jahre 1426 die Huſſiten ſich gelüſten laſſen, den Ort zu gewinnen, indem ſie aber die Unmöglichkeit, wegen Kürze der Zeit, zu Sinne gezogen, ſind ſelbige, ohne einigen Angriff und Sturm, vorbei gegangen, alſo, daß die Feſtung Kynaſt, bis auf unſere Zeiten, eine unverſehrte Jungfrau geblieben iſt, u. ſ. f."

Die Ausſicht, welche man vom Kynaſt auf die umliegende Gegend hat, iſt ſchön und reich. Vorzüglich wird man dieß auf drei Standpunkten finden. Zuerſt auf der Fläche zwiſchen dem äußerſten Wachtthurme, der jetzt das Stübchen des Kommandanten ausmacht, und der erſten großen Ringmauer. Hier, und zwar bei einigen bretternen offenen Häuſern oder Buden, mit Tiſchen und Bänken verſehen, überſchaut man das ganze Hirſchberger und Warmbrunner Thal, ja man ſieht rechts bis Schmiedeberg, und ſo einen Theil des Schmiedeberger Thales. Hirſchberg, Kunersdorf, Herisdorf und Warmbrunn, die in einer faſt ununterbrochenen Häuſerreihe ſtehen, erſcheinen beinahe wie eine große Stadt, begrenzt durch die Hirſchberger und Warmbrunner Thürme. Sie liegen geradezu gegen Mitternacht, und ſind umgrenzt von Saatfeldern, Wieſen und einer Menge kleiner Seen und Teiche. Rechts liegen der Prudelberg, die Fiſchbacher Berge, Buchwald, und ganz rechts ſieht man den Thurm von Schmiedeberg mit einigen Häuſern der Stadt; dahinter

neue Berge, welche die Ausſicht verdecken und den Hirſch⸗berger vom Schweidnitzer Kreis trennen. Die Berge über Warmbrunn und Hirſchberg hinaus überſchaut man, und aus der fernen Ebene treten hervor der Spitzberg, der Goldberg; benachbart iſt und mehr links der Gröditz⸗berg im Fürſtenthum Liegnitz, auf welchem auch ein wich⸗tiges Bergſchloß ſtand, deſſen Beſatzung der des Kynaſts und umgekehrt, bei herannahendem Feinde, Feuerſignale gab. — Ganz links, dicht unter dem Berge, liegt Herms⸗dorf mit ſeinem ſchönen Schloſſe, weiter hinten Peters⸗dorf, und noch weiter hinten das weit und zerſtreut lie⸗gende Schreiberau.

Die Ausſicht auf die fernen Gegenden links hat man ſchöner aus den Fenſtern der Burg, die gegen Abend hin⸗aus liegen, und wohin man gelangt, wenn man durch die alte Kapelle rechts ab geht. Von hier aus erblickt man links die Gebirgskette mit dem darunter liegenden Agne⸗tendorf, die Schneegruben, die verſchiedenen Felſengruben der Sudeten bis zum Kämnitzberge, der bei Flinsberg liegt und die Ausſicht beſchließt, ausgezeichnet durch einen klei⸗nen Wald, der, ganz abgeſchnitten vom übrigen Gehölze, auf ihm ſteht. Schreiberau dehnt ſich dicht hinter Peters⸗dorf die Berge hinauf; noch mehr rechts liegt der Bieber⸗ſtein, eine wunderbare Felsformation, die wie eine alte Burg von fern ausſieht, und dicht dabei erblickt man, durch eine Bergſchlucht, die Ruinen der Burg Greifen⸗ſtein. Hieran ſchließt ſich rechts die Ausſicht, die ich eben vorher zu beſchreiben ſuchte.

Steigt man innerhalb der erſten und zweiten Mauer an dem Abhange herum, dicht unter dem Thurme, ſo hat man die dritte Ausſicht gegen Mittag; denn man überſieht dann die ganze Kette des Gebirges, obgleich, da man zu dicht darunter ſteht, verkürzt. Deutlich ſieht man die Kapelle auf der Koppe, ſchauerlich iſt von hier der Blick in die jähe Tiefe, die gleich an dieſer Stelle hinabgeht. Nur Felſenmaſſen und einzelnes Geſträuch, unten aber Bäume, decken den Abgrund.

Eine leichte Mühe und geringer Aufwand von Koſten könnte die herrlichſte und höchſte allgemeine Ausſicht bewirken, wenn der Zugang zu dem noch unverſehrten Hauptthurme eröffnet und dieſer mit einer Gallerie umgeben würde. Dieſer Platz würde alle Standpunkte, die man jetzt nehmen muß, vereinigen. Der Beſitzer der Burg, Graf Schafgotſch, würde ſich ein großes Verdienſt und den wärmſten Dank jedes Reiſenden erwerben, wenn er dieſe Einrichtung treffen ließe.

Von herrlicher und großer Wirkung, beſonders bei ſtillem Wetter, iſt das Abfeuern eines kleinen Böllers nach dem Gebirge zu, was der Kommandant gewöhnlich veranſtaltet. Kaum iſt der Schuß gefallen, ſo geben links die Berge, wie einen lang rollenden Donner und gleich einem Pelotonfeuer, ein lang gedehntes Echo wieder. Dann rollt rechter Hand, aber ſchwächer, ein langer Donner über die Berge, ſtärker tönt er hierauf wieder von der Mitte der Gebirge, und endlich hört man ganz aus der Ferne noch einzelne Töne, einzelne Schläge.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in den die Hiergeweſenen ihren Namen ſchreiben. Seltſam iſt es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu ſehen, die den Kynaſt und ſeine Umgebungen vor der Sündfluth darſtellt.

Wahrſcheinlich hat der Berg Kynaſt von Kienbäumen oder Kiefern den Namen, vielleicht auch von einem ſolchen Baume, der wegen ſeiner vorzüglichen Höhe merkwürdig geweſen, und in den älteſten Zeiten da geſtanden haben ſoll, wo jetzt die Ruinen des Schloſſes ſtehen.

Ueber den Kynaſt gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu beſtätigen die Mühe lohnte. Zu dieſen gehören vorzüglich die merkwürdigen Prophezeihungen des Joh. Andr. Thieme, Predigers in dem benachbarten Obergiersdorf. Dieſer Mann wollte die Gabe beſitzen, aus der Konſtellation der Planeten die Schickſale der Menſchen vorherzuſagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf dieſe Kraft geſtützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Joh. Ulrich Grafen von Schafgotſch, Beſitzer von Kynaſt, einen unnatürlichen Tod vorher an. Er that dieß freilich zu einer ſehr unpaſſenden Zeit, am Geburtstage des Grafen, den 2ten März 1635, wo eine große Geſellſchaft zur Feier des Tages auf Kynaſt verſammelt war. Der Graf ſelbſt war nicht zugegen. Seiner Gewohnheit nach verbrachte er dieſen Tag in ſeinem Zimmer betend und faſtend, und Gott mit inbrünſtiger Andacht

für verliehene Jahre dankend; aber er ſah es gern, wenn die Geſellſchaft, die er deſſen ungeachtet zuſammen bat, fröhlich war. Und das war ſie auch dießmal. Man ſprach und ſcherzte und trank und plauderte. Unter andern fing der Paſtor Thieme, ein Aſtrolog und Chiromant, an, von dem Laufe der Himmelskörper und der Konſtellation der Geſtirne ein Weitläufiges zu reden, und ſeine gründlichen Kenntniſſe in dieſen Wiſſenſchaften an den Tag zu legen. Man hörte ihm lange und mit Aufmerkſamkeit zu. Als er aber unvorſichtig genug und ſo ganz ohne alles Zartgefühl war, ſeine Vorherſagungskunſt am Herrn des Hauſes, der doch auch ſein Patronatherr war, zu üben, und zu erklären: „daß der Saturn und der Mars bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hauſe der Sonne eine gefährliche Oppoſition gehabt hätten, welches auf den gewaltſamen Tod des Grafen, und zwar durch ein kaltes Eiſen, deute", und dabei ſelbſt in ein ernſtes Staunen gerieth und zu Gott betete, es zum Beſten des Grafen zu kehren, da ſtürmte die ganze Geſellſchaft heftig auf den fatalen Propheten ein, daß er ihre, aus dem Becher erſchlürfte Fröhlichkeit auf eine ſo höchſt unangenehme, widrige Weiſe ſtöre. Beſonders erbittert war der Stallmeiſter und Kammerdiener des Grafen, der zum Paſtor ſprach: „Ich hätte nimmermehr gedacht, daß in einem ehrwürdigen Geiſtlichen, ja bereits grauen Haupte, dergleichen fantaſtiſche Dinge ſtecken ſollten, den Anfang und das Ende des menſchlichen Lebens zu entdecken, da doch noch kein Fernglas geſchliffen, womit man ins Kabinet der

göttlichen Geheimniſſe ſehen könnte." Zugleich drohte er, dem Grafen Alles wieder ſagen zu wollen. Die Uebrigen baten ihn zwar, das Uebel nicht noch ärger zu machen, und er verſprach auch zu ſchweigen; als aber die Gäſte fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieſer von ihm zu wiſſen verlangte, wie und womit ſich ſeine Gäſte unterhalten hätten, war er doch ſchwach und unvorſichtig genug, ihm auch das Prognoſtikon des Paſtors Thieme zu erzählen. Der Graf lachte, beſann ſich einen Augenblick, wie er wohl den Paſtor auf eine recht ausgezeichnete Weiſe mit ſeiner Sterndeuterei aufs Bloße ſtellen könne, und gab alsdann Befehl, ſämmtlichen Gäſten ſogleich reitende Boten nachzuſenden, und ſie zu erſuchen, ſich des andern Tags wieder auf Kynaſt bei ihm einzufinden, um mit ihm eine Jagdpartie zu machen und dann ein fröhliches Mittagsmahl einzunehmen. Was geſchah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein ſäugendes Lamm holen und ſagte zum Prediger Thieme: er habe von ſeiner Weiſſagungsgabe gehört, und wünſchte davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte ſo gut ſeyn, und dieſem die Nativität ſtellen. — Thieme weigerte ſich lange. Er meynte, daß ein großer Unterſchied zwiſchen einem Thiere und einem Menſchen ſey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet ſeine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen, und Unfähigkeit in dieſem Falle vorſchützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht

alſo:

alſo: er glaubte ſeinen Ruf begründen zu müſſen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Heerde, von welcher dieß Lamm ſey, kommen laſſen. Dieſen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren ſey. Nach erhaltener Antwort machte er einige aſtronomiſche Berechnungen, und ſprach dann: „dieß Lamm wird der Wolf freſſen!“ — Alle lachten laut auf. Der Graf aber gab ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu ſchlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Urſache davon zu ſagen; und nun begab ſich, bis zum Mittagsmahl, die ganze Geſellſchaft auf die Jagd.

Auf dem Schloſſe lief nun ſchon ſeit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum, der wie ein Haushund überall hin, ſelbſt in die Küche durfte, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er ſogar oft zum Drehen der Bratmaſchine gebraucht wurde. Zufällig kam dieſer in die Küche, als das Lamm am Spieße ſtak und ſchon halb gebraten war; und da den Koch eben ein Geſchäft aus der Küche entfernt hatte, ſo machte ſich der Wolf, ganz gegen ſeine Gewohnheit, über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei ſeiner Rückkehr kaum noch die Reſte fand, er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umſtandes nicht kannte, ſo glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der

Braten nicht vermißt werden würde, und war getröſtet *).

Die Jagdgeſellſchaft kam zurück. Man ſetzte ſich fröhlich zur Tafel, ſcherzte mit dem Paſtor Thieme, und der Graf freuete ſich ſchon auf den Augenblick, wo er ihm das Lamm gebraten werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ ſich nach der Urſache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf ſich zu ſeines Herrn Füßen, und erzählte das Geſchehene zum Erſtaunen aller Anweſenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten ſein Meſſer auf den Tiſch: „Der „Wille des Herrn geſchehe! Ich weiß, daß ich jederzeit „meinem Kaiſer treu gedient und des Landes Beſte red„lich geſucht habe! Herr, du wirſt meine Unſchuld ge„wiß an den Tag bringen!" Er mußte ſich zu Bett begeben, da er ſich nicht wohl fühlte, und die Gäſte ſchlichen traurig nach Hauſe.

Thieme's traurige Prophezeihung ging leider vier Monate darauf wirklich in Erfüllung. Der Graf wurde am 25ſten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um ſich vor den Reichsſtänden wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entſchuldigen, und wegen der Verwaltung ſeines Amts (er war General der kaiſerlichen Truppen in Schleſien) Rechenſchaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, ſich zu ſchonen, und wollten

*)) Man zeigt noch jetzt in den Ruinen dieſe Küche, ein kleines enges Behältniß.

ihn von der Reiſe zurückhalten; er reiſte aber doch, denn er lebte im Gefühle ſeiner Schuldloſigkeit. Kaum war er in Regensburg angelangt, ſo beſetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann ſeine Wohnung, kündigte ihm Arreſt an, und forderte im Namen Kaiſers Ferdinand II. ihm den Degen ab. Der Graf verweigerte dieß mit den Worten: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, habe „ihn aus des Kaiſers Händen empfangen, und werde ihn „keinem Kapitain übergeben!" Als aber gleich darauf ein Oberſter mit demſelben Begehren zu ihm eintrat, gab er den Degen ohne Widerrede ab. Am folgenden Tage führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde Seiner Majeſtät nach Schweden geheime Korreſpondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu verſorgen habende Detaſchement zu zahlenden Gelder untergeſchlagen, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht ſeine lutheriſchen Unterthanen in Schleſien aufgewiegelt habe, ſich zuſammen zu rotten und die Katholiken zu vertilgen? — „Das Erſte," erwiederte er, „habe ich nie im Sinne gehabt, an das Zweite nie gedacht, „und das Dritte darf ich nicht erſt widerlegen, weil meine „katholiſchen Bedienten wiſſen, daß dieß nicht ſo iſt." Man legte ihm hierauf falſche, untergeſchobene Briefe vor, die er geſchrieben haben ſolle, und woraus man ihm den Hochverrath beweiſen wollte. „Wer dieſe geſchrieben," ſagte er ganz gelaſſen, „mag den Inhalt vor Gott verantwor„ten." Obige drei Fragen wurden ihm mehrere Male vor-

gelegt, da er aber immer bei ſeiner erſten Antwort blieb, ſo ſchickte man ihm endlich den Scharfrichter zu, welcher ihn mit der Tortur bedrohen mußte. Es blieb auch nicht bei der bloßen Drohung, ſie wurde wirklich angewendet, doch ohne Erfolg. Auch nicht ein Wort konnte man dem guten Grafen abpreſſen, das ihn verdächtig gemacht hätte. Nachdem nun der Oberſte von Teufel und der Oberauditeur Götze von Wien zurückgekommen waren, wohin ſie geſchickt worden, um dem Kaiſer vom Verlauf der Sache zu referiren und die Akten vorzulegen, traten am 21ſten Julius einige Offiziere in das Zimmer des Grafen, entſchuldigten ſich mit bebender Stimme, daß ſie befehligt wären, ihm eine traurige Nachricht mitzutheilen, und eröffneten ihm, daß er, auf Befehl Sr. Majeſtät des Kaiſers, vom Leben zum Tode gebracht werden ſolle. Der Graf erwiederte hierauf mit vieler Ruhe und Ergebenheit: „Ich weiß, daß mein Blut ſchon lange eingeſchenkt iſt; „es darf nur getrunken werden! So gern ich ſterbe, und „lieber Unrecht leiden als Unrecht thun will, ſo jammern „mich doch meine Kinder. Ich bitte nun um einen Prediger, mit dem ich mich unterreden kann." Nach einer rührenden Unterhaltung fragten ihn die Abgeordneten: ob er in dieſem Zimmer ſterben wolle? man würde ihm dieß nicht abſchlagen. Er ſagte: „ich habe ſo gelebt, daß „dieſer Schimpf und Spott zwar groß, mein Gewiſſen „aber doch rein iſt; und wenn ich das für Gnade halten „ſoll, ſo bleibe es lieber bei der Ungnade! Ich will lieber unter meines Gottes freiem Himmel ſterben, als im

„Dunkeln hingerichtet werden!“ Die Abgeordneten und alle anweſenden Offiziere entfernten ſich, nachdem ſie mit vielen Thränen von ihm Abſchied genommen. Er wurde nur traurig, wenn er an ſeine Kinder dachte. Nun kam der Superintendent M. Lenz, der ſich lange mit ihm unterhielt. Gleich darauf kamen mehrere Jeſuiten, und hießen Herrn Lenz gehen. Sie blieben drei Stunden beim Grafen, redeten hart, und disputirten viel mit ihm. Er ließ während dieſes Geſprächs eine Bibel holen, worauf ſie ihn ſogleich verließen. An dieſem Tage durfte Lenz nicht wieder zum Grafen. Aber am 22ſten Julius kam er und noch ein Prediger zu ihm. Mit der größten Andacht beichtete der Graf bei offenen Thüren und empfing das heilige Abendmahl, wobei er vor den lauten Klagen und Schluchzen der Anweſenden kaum ſprechen konnte. Nachdem die Geiſtlichen ihn verlaſſen hatten, ſchrieb er noch mehrere Abſchiedsbriefe an die Seinigen, vertheilte ſeine Sachen unter die Bedienten, ließ ſich den Sarg machen und bereitete ſich zum Tode. Die letzte Nacht brachte er mit Gebet zu. Früh am 23ſten Julius beſuchten ihn noch einmal die Geiſtlichen, die er nach Verſicherung des herzlichſten Danks mit den Worten entließ: „ich habe „nun durch Gott einen ſolchen Troſt gefaßt, daß ich weiter keines Troſtes mehr bedarf!“ Ein Offizier forderte ihn zur Richtſtätte. Mit gelaſſenem Muthe und bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er mit ihm vom Rathhauſe und wurde auf den Platz zur Heide gebracht, wo in dem Gaſthofe, zum Kreuz genannt, Standrecht über ihn

gehalten und er dann zur Bühne auf einem Wagen geführt wurde. Es traten einige Jeſuiten zu ihm, die ihn mit ihrer Fürſprache aber ſo beunruhigten, daß er ſie gehen hieß. Er ſtieg mit heiterer Miene ab und die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch knieete, welches er ſich ſelbſt hatte aufbreiten laſſen, und betete. Dann ſtand er auf, ſegnete ſeine Kinder, ſeine Freunde, ſeine Bedienten, und zuletzt alle ſeine Unterthanen mit der herzlichſten Rührung. Hierauf wandte er ſich zum Oberſten, zum Auditeur und den Beiſitzern, und fragte zum erſten Mal: „Weil ich „ſterben ſoll, ſo mag man mir doch vor Gott und aller „Welt ſagen, welches die Urſache meines Todes ſey, da„mit nicht jemand meynen dürfe, ich ſtürbe als ein Dieb „oder Uebelthäter!“ Der Richter gab ihm zur Antwort: Wir thun, was uns der Römiſche Kaiſer befiehlt! Er fragte zum zweiten Mal nach der Urſache ſeines Todes, und erhielt die vorige Antwort. Da er die Frage zum dritten Mal wiederholte, ließ man die Trommeln rühren, um nicht mehr zu hören, was er ſprach.

Nachdem ihm ſein Kammerdiener den Oberrock ausgezogen und die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden hatte, ſagte er: „nun ſo will ich mich hierher „ſetzen, um meines Gottes Willen, dem ich mich mit Leib „und Seele übergeben habe, und in Geduld ſeiner erwar„ten!“ Er ſetzte ſich auf den für ihn bereiteten Stuhl nieder, wo ihn durch den Scharfrichter der Kopf abgeſchlagen wurde. Einige ſeiner Bedienten nahmen den Körper von dem Stuhle herunter, fielen nieder und bete-

ten, legten ihn und den Kopf in den Sarg, und trugen ihn in Gegenwart vieler tauſend Zuſchauer in ſein Zimmer. Noch an dieſem Tage wurde er ohne alle Ceremonie auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab geſetzt, welches er ſich ſelbſt hatte machen laſſen. Eine Menge Volks begleitete ihn, fiel vor dem Sarge nieder und beweinte ſeinen Tod. Sein Leichnam wurde nicht abgewaſchen, weil er dieß ſelbſt nicht haben wollte, ſondern geſagt hatte: „ich will ſo, wie ich nach „meinem Tode ſeyn werde, vor dem Richterſtuhl Chriſti „erſcheinen.“

Dieß iſt die wahre Darſtellung einer Begebenheit, welche ein immerwährendes Denkmal und merkwürdiges Beiſpiel des Religionshaſſes und Verfolgungsgeiſtes der Jeſuiten bleiben wird. Denn nicht wegen einer geheimen Verſchwörung gegen den Kaiſer und einer Korreſpondenz mit dem Könige von Schweden wurde der unſchuldige Graf hingerichtet, ſondern aus Religionshaß der Jeſuiten. Jn Hermsdorf unterm Kynaſt wird das Schwerdt, mit welchem er hingerichtet worden iſt, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

Doch, wenden wir den Blick von dieſem ſcheuslichen Gemälde religiöſer Barbarei, von dieſem Schmutzflecken in Ferdinands Regierungsjahren, von dieſem empörenden Juſtizmorde, gleich denen, womit ſich Buonaparte in unſern Tagen ſo oft beſudelt hat. Die romantiſche Sage von der ſpröden Kunigunde trete auf, und erzähle uns von dem ſeltnen Männerhaß eines Weibes in der Jugendblüthe.

Kunigunde, das einzige Kind eines der früheſten Beſitzer des Kynaſts, hatte von ihrem Vater — der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben — eine männliche Erziehung genoſſen. Wenn ſie recht wild umhertobte, mit den Waffen ſpielte, Pferde bändigte, mit ſeinen Reiſigen ſich unterhielt, liebkoſte er ſie am zärtlichſten. Sie liebte aber auch ihn höchſt innig, und war daher ganz untröſtlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund ſtürzte, und an den Felſen den Kopf zerſchellte. Sie ließ den Entſeelten an dem faſt unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es ſich nun zur Pflicht, täglich das Grab zu beſuchen. Ihre vorige Lebensart ſetzte ſie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düſterer war. Ihre Beſuche beim Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felſen, welche ihr, wie ſie ſagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte ſie die Bergwohnung nicht verlaſſen, ob ſie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie ſchien ihren Aufenthalt zu lieben, weil ſie mit ihm zürnen konnte.

Nach des Vaters Tode fanden ſich eine Menge ſtattlicher Ritter ein, die um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entſcheidende Antwort, keiner wußte, woran er war, bis ſie endlich erklärt, daß ſie ſich alle auf den nächſten Gertruditag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erſchien, und auf Kynaſt wimmelte es von Freiern und Nicht-Freiern; denn die ſonderbare Beſtellung

Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köſtlich beſetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oel der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahete der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeiſtert, ſtürmte auf ſie ein, aber vergebens. Endlich fuhr ſie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun iſt's Zeit, die ſo trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer ſie hören will, folge mir."

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelſchein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als ſie angelangt war, riß ſie dem Pater das Kruzifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeiſtert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte! Hier ſchwör' ich's, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harniſch, zu Roſſe ſitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet, und ſo den Felſen trotzt, die mit meines Vaters Blute gefärbt ſind!"

So ſprach ſie, wünſchte den Gäſten eine gute Nacht, und ließ ſie fluchend, lachend, murmelnd und ſchweigend ſtehen.

Das Gerücht von der ſonderbaren Heirathsbedingung verbreitete ſich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, ſie einzugehen, ſo gab es doch Wagehälſe, die

ihr Glück verſuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von ſich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Wache poſtirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieſer nun verſprach, ſich ihr zu fügen, ſo wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgeſtellt, durfte in ihrer Geſellſchaft einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abentheuer beſtehen. Im Hofe beſtieg er, unter dem Schalle der Trommete und dem Brüllen einiger Donnerbüchſen, das Roß; Kunigunde ſah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Verſicherung, und wünſchte ihm Glück. Er verſprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von ſeinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihren Poſten, die Büchſen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich löſen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten ſie zum zweiten Male, denn in den Abgrund hinab ſtürzten alle die Unglücklichen, die ſich durch Eitelkeit oder Habſucht zu dem Wageſtück entſchloſſen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf ſolche Art ihren Tod fanden, und ein trauriges Opfer einer unmenſchlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete ſich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynaſt ſtill und leer, denn jeden ſchreckte das Beiſpiel ſeiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber ſtieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten ſich,

daß die Ritter endlich einmal klug geworden wären, und ſich nicht mehr ſichtlich in ihr Verderben ſtürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein ſtattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg herangeſprengt kam. Die fahrläſſig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erſcheinung erſchrocken durch einander, wollten ſich in Eil ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trotziges: „Fort ihr Knechte!“ entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn durch, ſahen ihm verwundernd nach, ſahen ſich erſtaunt an, und meynten, daß das nicht gut für ſie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß ſich wieder ein Ritter eingefunden habe, und ſprang voll ſtolzer Freude ans Fenſter. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte ſich ihrer. Mit ſteigender Aufmerkſamkeit, mit einer ihr ſonſt gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete ſie des ſchönen Fremdlings majeſtätsvollen Anſtand und ſein ſchönes blaues Auge, das feſt und ſicher zu ihr hinaufblickte. Ehe ſie es glaubte, trat er ſchon in ihr Zimmer, grüßte ſie höflich, und ſie verneigte ſich unwillkührlich tiefer, als je vor einem ſeines Gleichen.

„Fräulein,“ ſo redete er ſie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterſchaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohl will, ſo bin ich der Letzte, der das Abentheuer beſteht!“

Er betrug ſich von dieſem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, ſprach über vielerlei Gegenſtände

ſo eindringend, ſo räthſelhaft, ſo entſchieden und zuverſichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, ſo wie andere ſeiner Vorgänger, auf die gewohnte Art zu behandeln. Alles, was er ſagte, klang ihr neu und reizend. Sein ſtolzer Trotz beleidigte ſie nicht, ſeine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber ſeine ganze Art, ſich zu benehmen und ſie zu behandeln, machte ſie verlegen, und ließ ſie fühlen, daß ſie eine alberne Rolle ſpiele.

Indem ſie dieß entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß ſie noch gar nicht wiſſe, wer der Fremde ſey. Gewohnt, hiervon immer ſchon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu ſeyn, ergrimmte ſie heftig über dieſe Nachläſſigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen und dieſe auszuſchelten. Aber kein Menſch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in ſeinen Antworten ſo lakoniſch und räthſelhaft, daß ſie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten ſelbſt den Namen zu erfragen. Sie wollte dieß mit Ernſt und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete ſie. Er hatte in ihrer Abweſenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantaſirte, als ſie haſtig eintrat. Dieſe ſanften Töne, durch welche fremde wohlthuende Empfindungen auf ſie einſtrömten, erweichten ihr ganzes Weſen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie ſetzte ſich mit niedergeſenktem Blick dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich ſchöner Stimme

ein Lied vorſang, deſſen Inhalt ſo mächtig auf ſie wirkte, daß ſie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Erklärung, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängſtlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, ſuchte Aufſchub zu bewirken, und wünſchte, daß der Ritter davon abſtehen möchte; aber er blieb bei ſeinem Vorſatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Quaal eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf ſich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte ſie, und erſt nach längſt gewichener Mitternacht verſank ſie in einen von wilden Träumen begleiteten Schlummer.

Beim erſten Schimmer des Tages ließ ſich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel in Oſten ſich röthete, alle Gegenſtände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog das Roß ſeines Herrn aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, ſchwang ſich auf ſein Pferd, und ritt ſtolz zum Thore hinaus.

„Nun mache Alles im Schloſſe wach," rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer ſich nähern."

Bis an den Aufgang auf die Mauer begleitete der Knappe ſeinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn, ritt dieſer hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und

ließ nachläſſig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem ſchmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finſtere Nacht war. Jn Oſten ſprang die Sonne herauf, die Lerche erhob ſich; aber er ſah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer her gehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdeſſen war Alles in der Burg wach geworden, und lief ängſtlich durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte ſie, daß der Ritter auf der Mauer ſey, als ſie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er iſt todt!" ſchrie ſie, und flog hinab in den Burghof. „Wo iſt ſein Leichnam?" Niemand antwortete, Alle ſtanden mit gefalteten Händen.

Als nun das ängſtigende Gefühl Aller den höchſten Grad erreicht hatte, ſiehe, da ſchwebte der Ritter auf ſeinem mit Schweiß bedeckten Roſſe um die Ecke des an das andere Ende der Mauer ſtoßenden Gebäudes und näherte ſich dem erwünſchten Ziele. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde ſtieg. Die Knechte ergriff die lauteſte Freude; ſie jubelten, ſchrieen und tanzten. Auf dem Hofe ſchmetterten Trompeten, und das Geſchütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen ſey.

„Huldigt Eurem Herrn!" ſchrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Jhr habt die Bedingung erfüllt, edler Ritter," ſprach ſie; „Jhr habt den Geiſt meines Vaters verſöhnt. Jch übergebe Euch dieſe Burg

und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen.“ Aufs neue ſchmetterten Trompeten.

Mit Hoheit und Adel erwiederte der Ritter in ernſtem Tone: „Fräulein, der ſchreckliche Zauber iſt gelöſt, der ſo viele Edele das Leben koſtete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grauſamkeit Grenzen geſetzt zu haben, und danke Gott für ſeinen mir geleiſteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wageſtück nochmals beginnen wollte. Dieß laut zu erklären, daß es durch alle Länder ſchalle, war der einzige Zweck meiner Erſcheinung auf dieſer Burg. Seit einem Jahre iſt dieſes Roß geübt worden, auf ſchmalen Pfaden zu gehen, und es war nicht das erſte Mal, daß das edle Thier auf einem ſolchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenſchlichem Herzen das Loos des Verderbens über ſo viele unglückliche Jünglinge warfſt, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menſchlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabſcheuung und Fluch der ſtolzen Kunigunde, Ehre und Freundſchaft der fühlenden, der freundlichen. Zerſchlage die Rinde, die dein Herz umgab, wecke Gefühle, die dem Weibe ziemen. Werde Weib und Gattin, und erſetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte. Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adelbert, Landgraf von Thüringen, den ſchon das edelſte Weib liebt; aber ich beſchwöre Euch, ſchenkt Euch der Welt und der Menſchheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem ſchönen Beginnen, ſo wählt meinen Freund, dieſen Knappen, den biedern

Hugo von Erbach. Ihr aber, die ihr voll Staunen mich umringt, ihr Zeugen des grauſamſten Frevels, ſeyd auch Zeugen der Reue und Beſſerung. Gehorcht eurer Gebieterin; aber bedenkt ſtets, daß man Gott mehr als den Menſchen gehorchen müſſe. Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt ſie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erſcheint, kehrt mein Freund zurück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Geſinnungen zu ſeyn. Lebt wohl." Er ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt mit ſeinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage krank darnieder; dann betete und faſtete ſie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erſchien Ritter Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Kynaſts. Kunigunde wurde ſeine Gattin. Die gefährliche Mauer ward abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten ſtiftete ſie reichliche Meſſen. Die Liebe Hugo's und die Freundſchaft Adelberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Trotz gegen die Natur Blutſchulden auf ſich und die Menſchheit zu laden.

Wenn man auf den Kynaſt kommt, ſo bringen gewöhnlich die Kinder des Kommandanten ein ungeſtaltetes hölzernes weibliches Bruſtbild, einen Haubenſtock mit Igelborſten ſtatt der Haare. Dieß ſoll die ſchöne Kunigunde

gunde vorſtellen, die man zu küſſen von ihnen eingeladen wird, oder ſich durch ein Geſchenk von dem Kuſſe befreien muß.

Jetzt zur Geſchichte der Burg. Der ſchleſiſche Fürſt Bolko I., Herzog von Jauer und Schweidnitz, mit dem verdienten Zunamen „der Streitbare", erbauete im Jahre 1292 Kynaſt, dieſe in vorigen Zeiten wichtige Feſtung, auf der Höhe des Kynaſtberges, worauf noch vierzehn Jahre früher ein Jagdhaus ſtand. Bald nach vollendetem Bau, 1301, ſtarb er, und wurde im Kloſter Grüſtau beerdigt. Sein Enkel Bolko II. war Erbe der großväterlichen Burg, und hatte eine Erzherzogin von Oeſterreich zur Gemahlin. Da er in einer kinderloſen Ehe lebte, ſo vermachte er Kaiſer Karl IV. ſeine beiden anſehnlichen Fürſtenthümer Schweidnitz und Jauer, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne leibliche Erben ſterben ſolle, ſeine Gemahlin bis an ihr Ende Regentin bliebe. Er ſtarb ohne Erben im Jahre 1368, und ſeine Gemahlin vier und zwanzig Jahre nach ihm. Wie die Burg an die Familie Schafgotſch gekommen, iſt ein hiſtoriſches Räthſel, deſſen gewiſſe Löſung durch den Verluſt der Urkunden unmöglich geworden iſt. Die Sage löſt es aber folgendergeſtalt ſehr leicht. Fürſt Bolko des Zweiten vertrauteſter Freund, Liebling und zugleich ſein Waffenträger war Gotthard Schof, gewöhnlich Gotſche-Schof genannt. Dieſem ſchenkte er aus Dankbarkeit für die ihm geleiſteten Dienſte die Burg

Kynaſt nebſt den umliegenden Dörfern. Als derſelbe nun im Jahre 1377 den Kaiſer Karl IV. auf einem ſeiner Feldzüge begleitete, ſeine Tapferkeit auf eine ausgezeichnete Art bei der Belagerung der Stadt Erfurt bewies, und der Kaiſer dieß ſelbſt ſah, ſo reichte er ihm zum Zeichen des Dankes und ſeiner Zufriedenheit die Hand. Gotthard Schof, deſſen Rechte mit Blut beſchmutzt war, wollte ſie nicht ſo dem Kaiſer geben, konnte ſie aber auch ſogleich nicht anders reinigen, als daß er ſie an dem Küraß abwiſchte, wodurch vier blutige Streifen auf deſſen blanker Fläche entſtanden. Als ihn nun Karl zum Ritter ſchlug, erhielt er in ſein Wappen vier rothe Streifen zum ruhmvollen Andenken an dieſen Tag, und zugleich als Eigenthum die um den Kynaſt herum gelegenen Städte Friedeberg und Greifenberg, das Schloß Greifenſtein und die dazu gehörigen Dorfſchaften. Seinen Nachkommen blieb ſein Name in ſo rühmlichem Andenken, daß ſie den Taufnamen Gotſche (Gotthard) ihrem Geſchlechtsnamen beifügten und ſich ſeit der Zeit Schafgotſch ſchrieben.

Kynaſt gehört unter die Zahl derjenigen Burgen, welchen die militäriſche Sprache das Beiwort „jungfräulich" giebt. Sie iſt einige Mal belagert, aber nie erobert worden. Selbſt die Huſſiten, unter deren Streichen ſo manche Burg ſank, mußten im Jahre 1426 eine langwierige Belagerung deſſelben unverrichteter Sache aufheben. Dieß jungfräuliche Vorrecht wurde hier in älteſten Zeiten den Fremden dadurch kund gemacht, daß ſie an eine ſteinerne Säule durch ein Halseiſen gefeſſelt, und ſo, wie man es

nannte, mit der Burg vermählt wurden. Was aber menſchlicher Kraft und Kunſt unmöglich war, das zerſtörte ein Blitzſtrahl in wenigen Stunden. Am 31ſten Auguſt 1675 war es, wo der Blitz an der hohen Spitze des großen kupfernen und vergoldeten Knopfs, der auf dem vordern Thurme ſtand, herab und in den Thurm fuhr, ihn und zugleich alle Gebäude anzündete, und binnen zwei Stunden die Burg mit allen darin befindlichen Koſtbarkeiten und den Dokumenten, durch welche ihre Geſchichte außer Zweifel zu ſetzen wäre, in Aſche verwandelte. Der Verluſt war um ſo größer, da gerade damals ein großer Theil der reichen Gebirgsbewohner, aus Furcht vor den Schweden, welche in die Mark Brandenburg eingefallen waren, ihre beſten Sachen auf den Kynaſt in Sicherheit gebracht hatten, und dieß alles die Flammen verzehrten. In ein Gewölbe, das mit ſieben großen Pulverfäſſern angefüllt war, drang jedoch die wilde Gluth nicht. Die eiſerne Thür deſſelben war zwar ſchon glühend, die Reife der Fäſſer, welche der Thür zunächſt lagen, ſchon ſchwarz, aber dennoch blieben ſie verſchont. Wäre dieſer Pulvervorrath aufgeſchlagen, ſo würden wir jetzt nur noch wenige Spuren dieſes Schloſſes finden können, deſſen Ruinen der Landſchaft noch lange zur wahren Zierde gereichen werden.

* * *

Abbildungen von den Ruinen des Kynaſts befinden ſich: 1) In den maleriſchen Wanderungen durch das

Rieſengebirge in Schleſien, von Nathe. Weimar, 1806. (10 Rthlr.) Zwei Blätter in Querfolio ſtellen den Eingang des Schloſſes und die Anſicht der Ruinen von der Südſeite dar. Sie ſind in Aquatinta von Nathe, Ebner und Häßel brav gearbeitet, und auch einzeln ohne den Text zu haben. 2) Im Taſchenbuche für Freunde des Rieſengebirges ſind zwei kleine Abbildungen in 8., jedoch von wenigem Werthe. 3) Im Magazin der neueſten Reiſebeſchreibungen in Auszügen, Bd. 2. S. 214. Berlin, 1808. 4) Im erſten Hefte der maleriſchen Reiſe durch Schleſien. Berlin, bei Salfeld. 9½ Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit, und kolorirt, ſtellt aber den Kynaſt zu ſehr in der Ferne dar.

Bei Bearbeitung des Vorſtehenden habe ich benutzt: Bemerkungen auf einer Reiſe durch einen Theil des ſchleſiſchen Gebirgs und der Grafſchaft Glatz. Breslau, 1793. 8. — Reiſe durch Schleſien im Jahr 1801. 1ſter Bd. Berlin, 1802. 8. — Das Rieſengebirge, von Hoſer, 2ter Bd. Wien, 1804. 8. — Morgenblatt, 208tes St. 1809. — Der Wintergarten, von Arnim. Berlin, 1809. 8. — Bruchſtücke einer Geſchäftsreiſe durch Schleſien, von Büſching, 1ſter Bd. Breslau, 1813. 8.

2.

Hohenzollern
bei Hechingen.

So ödet, dunkel trauernd,
Die alte Burg herab,
Und predigt: nichts iſt dauernd,
Und ruhig nur das Grab! —

Tiedge.

Digitized by Google

2.

Hohenzollern.

Es iſt einer der intereſſanteſten Blicke in die deutſche Geſchichte des mittlern Zeitalters, wenn man halbe Jahrtauſende hindurch dem Auf- und Abkommen der kleinen und großen Fürſtenfamilien zuſchaut, Namen hervortreten und ſchwinden, manche Familie mit einem gewiſſen Ungeſtüm zu einer glänzenden Laufbahn emporſteigen und eben ſo ſchnell wieder verlöſchen, ſo wie andere mit einer Dauer verſprechenden Langſamkeit ſich heben ſieht. Wem muß es nicht merkwürdig ſeyn, daß die Stammväter von Joſeph, Georg und Friedrich vor tauſend Jahren in einem Bezirk Schwabens, ungefähr dreißig bis vierzig Meilen von einander entfernt, als rüſtige deutſche Grafen und Ritter von Habsburg, von Altdorf und von Zollern zuſammen gelebt haben. Man möchte den Hiſtorikern recht böſe werden, die uns oft durch erſonnene vornehme Genealogieen ein ſolches ſchönes Providenzſpiel zernichten wollen, oder es mit der albernſten aller Schmeicheleien gar zur Ehre eines Hauſes rechnen, daß die Geſchichte den Urſprung derſelben nicht kenne.

In einer Entfernung von 5 bis 6 Meilen ſieht man ſchon die alte Burg Hohenzollern auf ihrem gewaltig hohen Felſenkegel über alle ſie umgebende Berge hinausragen. Man ſtaunt über die Höhe, auf der ſie ſchwebt, und je mehr man ſich nähert, deſto mächtiger wirkt ihr Bild auf den Wanderer. Ringsum freiſtehend, mit keinem Berge in Verbindung, erhebt ſich der, bisweilen ſenkrecht abgeſchnittene, Kalkfelſen aus einer gehügelten Fläche zu einer unglaublichen Höhe, und auf ſeinem Gipfel ruht die Burg mit ihren Thürmen, ihren Zinnen, ihren Warten und öden Gemächern, von Wolken oft umfloſſen. Wenige Felſenkegel von ſolcher Form möchte es noch geben, wenige, die, wie dieſer, von der Natur geformt zu ſeyn ſcheinen, zur Grundfeſte einer Stammburg fürſtlicher Geſchlechter. Und das war er; denn er trägt die Wiege zweier Fürſtenhäuſer Deutſchlands, die des Preußiſchen und die des Hohenzollernſchen Hauſes.

Gefühle von Ehrfurcht und Wehmuth ergriffen mich, als ich im Sommer 1810 den Berg erſtieg. War es der Eindruck, den das öde Bild der vor mir in die Wolken ſtrebenden Burg erzeugte, oder war es der Gedanke an den traurigen Wechſel der Dinge, dem alles Irdiſche unterliegt, und der eben damals, wo das preußiſche Haus unter dem Drucke einer eiſernen Zeit ſeufzte, um ſo mehr erregt ward! Hier ſproßte das Geſchlecht der Preußen auf, das ſich mit Rieſenkraft in einem Jahrhunderte zu einer kühnen Höhe emporhob, im Laufe eines Jahres ſo tief zurückſank, und, wie es damals ſchien, ohne Hoff-

nung. So dachte ich, als ich den Thoren mich näherte; ſo dachte ich, und tief aus der Bruſt entſtieg mir der glühende Wunſch nach beſſern Zeiten, die nun — Gott allein die Ehre! — gekommen ſind.

Die Burg Hohenzollern, die man in der umliegenden Gegend nur „den alten Zoller" nennt, hat ihren Namen von dem Zolle, der am Fuße des Berges angelegt war. Zum Unterſchiede von dem ſogenannten Unterzollern, wo auch ein Zoll erhoben wurde, nannte man ſie Hohenzollern. Sie liegt eine halbe Stunde von der Stadt Hechingen, dem Wohnorte ſeiner jetzigen Beſitzer, der Fürſten von Hohenzollern-Hechingen, entfernt. Der Berg, auf dem ſie ruht, iſt wohl 7- bis 800 Fuß hoch, ſo daß man eine kleine Stunde nöthig hat, ihn zu erſteigen. Ehe man an die eigentliche Burg kommt, muß man ein kleines Außenwerk paſſiren, das von großer Wichtigkeit geweſen ſeyn mag. Es iſt der einzige Aufgang zur Burg, eng, und abſatzweiſe durch neun, ſtark mit Eiſen beſchlagene Thore verwahrt, ſo daß, wenn einige auch erbrochen waren, der Feind noch immer an den letzten mit Steinen und Geſchütz von oben herab zurückgehalten werden konnte. Für Pferde und Fuhrwerk muß dieſer Weg höchſt beſchwerlich geweſen ſeyn. Selbſt bei der jetzigen Art Krieg zu führen, würde dieſer Burg wenig Schaden zugefügt werden können. Die benachbarten Berge ſind entweder zu niedrig, oder zu weit durch, ſich herumziehende Thäler, davon entfernt, als daß aufgerichtete Batterieen mit einiger Wirkung darauf ſpielen könnten. Indeſſen möchte ſie

wohl, nach der heutigen Verfahrungsart in Kriegen, von keiner Wichtigkeit und höchſtens zur Aufbewahrung von Koſtbarkeiten zu gebrauchen ſeyn.

Die eigentlichen Burggebäude haben die Form eines langen Vierecks, an welchem die vordere Seite offen iſt. Einen Theil der rechten Seite nimmt das Zeughaus ein, welches mit altem Geſchütz und Waffen aus dem mittlern Zeitalter angefüllt iſt. Da trifft man Morgenſterne, Schlachtſchwerdter, Speere, Streitſicheln, Streitärte, Pickelhauben, ganze und halbe Harniſche, eiſerne Handſchuhe und Fußrüſtungen von allerlei Form und Arbeit an. Vorzüglich ſchön ſind einige vollſtändige Rüſtungen alter Grafen von Zollern, die ganz von Stahl und trefflich gearbeitet, auch zum Theil mit gothiſchen Zierathen ausgelegt ſind. Nach der Höhe und dem Umfange dieſer Rüſtungen zu urtheilen, müſſen die Herren von rieſenmäßiger Größe geweſen ſeyn. Wenn man ſich hierzu noch denkt, daß ſie ſich in dieſen eiſernen Oberröcken und Helmen, mit Schwerdtern, die wir jetzt kaum mit beiden Händen zu regieren vermögen, Tage lang in der größten Sonnenhitze herumſchlugen, und unſere Kräfte damit vergleicht: dann treten uns freilich die Folgen unſerer Verweichlichung deutlich genug vor die Augen. Ich glaube indeſſen, daß man ſich bei einer ſolchen Folgerung auf Koſten der gegenwärtigen Generation irren würde. Jene alten Rüſtungen ſcheinen zwar für einen weit größern Menſchenſchlag gemacht zu ſeyn, als der jetzige iſt; ſie ſind es aber in der That nicht. Man bediente ſich nemlich auch noch nach

der Erfindung des Schießpulvers der ritterlichen Rüſtungen, jedoch nach einem vergrößerten Maaßſtabe. Alle Vertheidigungswaffen, Harniſch, Helm und Schild, urſprünglich nur für Hieb, Stich und Kolbenſchlag geeignet, wurden nun maſſiver und gewichtiger als vorher verfertigt, um auch kugelfeſt zu ſeyn. Ein völlig geharniſchter Ritter hatte daher eine ungeheure Waffenlaſt zu tragen. Dieſe unverhältnißmäßig ſchwere Rüſtung war ſelbſt für die Stärkern ſo drückend, daß ſie ſie nicht lange zu tragen im Stande waren, und ſchon in ihren beſten Jahren, beſonders an Bruſt und Schultern, unvermögend wurden. Wenn man nun erwägt, daß die meiſten von den Ritterrüſtungen, die noch gegenwärtig in den Rüſtkammern zu ſehen ſind, aus der Zeit herſtammen, wo das Ritterweſen ſeinem Untergange nahe war, ſo darf uns die koloſſale Schwere und Gediegenheit der alten Waffen nicht ſo ſehr befremden, als gewöhnlich geſchieht. Den Vorzug einer größern und gewandtern Leibeskraft muß und kann man zwar den alten Rittern zugeſtehen: er folgt ganz natürlich aus ihrer, ausſchließlich dem Kampfe und Streite gewidmeten Lebensweiſe; daß man in ihnen aber ſich lauter Giganten mit faſt übermenſchlichen Kräften denkt, heißt die Liebe zum Außerordentlichen zu weit treiben. Die ungeheure Größe und Schwere der Waffen aus dem ſechzehnten Jahrhundert haben unſtreitig zu ſolchen übertriebenen Vorſtellungen Anlaß gegeben; und es ſcheint faſt, als ob man den Urſprung von dieſer Koloſſalität entweder abſichtlich überſehen will, oder nicht hinlänglich kennt. Wie früh

man aber damals den Körper zu dieſer ſchweren Tracht abzuhärten ſuchte, beweiſen uns kleine Harniſche für Knaben von 12 bis 13 Jahren, wovon auch einer auf Hohenzollern zu finden iſt.

Vor einigen und zwanzig Jahren holten zuweilen die Schüler der Jeſuiten in Rotenburg am Neckar dieſe Rüſtungen hervor, um ſich ihrer bei Aufführung elender jeſuitiſcher Poſſen zu bedienen, wo der Teufel, der Tod, das Fleiſch, die Welt und die Religion, perſonificirt, Hauptrollen ſpielten. Jetzt aber liegen ſie hier im Staube und roſten der Verweſung entgegen, wie die Leiber, die ſie einſt umſchloſſen. Ein Mäuſeheer ſpielt Verſteckens darin und ſchaukelt den vergoldeten Helm hin und her, aus dem einſt feurige Augen hervorblitzten, oder niſtet im gewölbten Bruſtharniſch, deſſen kalte Rinde vielleicht ein warmes fühlendes Herz umſchloß, von dem manch liebevoller Blick vergebens abglitt. Die Franzoſen, welche auf ihren verwüſtenden Heereszügen durch Deutſchland keinen Winkel undurchſucht ließen, und Alles durchſchnüffelten, um etwas Nehmbares zu erwittern, waren auch hier, begnügten ſich aber dasmal mit dem bloßen Durchſtören der Rüſtkammer, und nahmen nichts.

Neben dem Zeughauſe findet man zwei Mühlen über einander, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menſchen in Umtrieb geſetzt wird. Ein ſchönes, einfaches, mechaniſches Werk! Vor funfzig Jahren, wo in der Gegend großer Waſſermangel war, bediente man ſich ihrer mit großem Nutzen.

Ueber dem Zeughauſe ſind eine Menge großer geräumiger Zimmer und Säle nach der Art, wie die Alten bauten. In einem derſelben verwahrte man in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Grafen Oswald von Hohenzollersberg, der hernach zu Haigersloch als Gefangener ſtarb. Er hatte die Ueberzeugung, daß ein Landesherr nach Willkühr ſeine Unterthanen todt ſtechen und ſchießen könne, und da er dieſe Anſicht nicht gutwillig aufgeben wollte, ſo ſperrte man ihn hier ein, um ihn dazu zu nöthigen. Jetzt durchgeht man alle dieſe weitläufigen leeren Gemächer mit Aengſtlichkeit und Beſorgniß, daß ihr mürber Boden niederbrechen oder die geborſtenen Decken herabſtürzen möchten. Ein heftiger Zugwind ſauſt durch ſie hindurch, und nicht lange kann man an den Fenſtern weilen, um den Blick auf die überaus weitläufige Landſchaft zu werfen.

In einem andern Flügel der Burg iſt eine kleine Kapelle. Ihr Alter iſt das merkwürdigſte, was ſich davon ſagen läßt. Sie zählt achthundert Jahre. Altar und Stühle ſind noch da, und in der Höhe hingen die Reſte eines Fähnleins, ein Spiel des Windes, der durch die zerbrochenen Fenſter blies. Unter dieſem Kapellchen iſt die alte Gruft der Hohenzollernſchen Familie. Die Hauptgebäude der Burg ſtehen noch unter Dach und Fach, aber bald werden die Elemente ſie in eine ſchöne Ruine umgeſtalten, denn an ihre Erhaltung wird nichts mehr gewendet.

Die Oberfläche des Berges iſt durch unterirdiſche Gänge und Kaſematten, die mit unglaublicher Mühe und

Arbeit in den Felſen eingehauen ſind, ganz unterminirt. Man glaubt in den Styx zu ſteigen, wenn man die finſtern Treppen, die hinabführen, verfolgt, und erhält hier in den weiten großen Gewölben den deutlichſten Begriff von den ſchrecklichen Gefängniſſen der Alten und ihren unterirdiſchen Sicherheitsanſtalten. Ein Theil dieſer Kaſematten iſt durch einige Perſonen bewohnt, deren Amt es iſt, eine Lärmkanone loszubrennen, wenn ſie in der umliegenden Gegend Feuer entdecken. Von dieſen Bewohnern führte mich ein altes Mütterchen umher, das, ganz nach Art einer Kaſtellanin, mit geläufiger Zunge mir allerlei Unwichtiges aus ihrem Leben vorplauderte, und beſonders gern und lange bei der Liſte der hohen und höchſten Herrſchaften verweilte, die ſie ſchon hier herum zu führen „die hohe Gnade" gehabt habe. Wir gingen eben über den mit Gras dicht bewachſenen Schloßhof, als ſie von einem Prinzen, ich glaube es war ein öſterreichiſcher, erzählte, der vor 30 Jahren hier oben ein Frühſtück eingenommen, wobei ſie ihn bedient, und wofür er ihr einen Cremnitzer Dukaten geſchenkt, dabei die Backen geklopft, und ſie „mein liebes Kind" genannt habe. „Ach! das „war gar ein lieber ſchmucker Herr," ſprach ſie in ihrem ſchwäbiſchen Dialekt, „und ich, i nun, ich war denn frei„lich auch ein dreißig Jahre jünger, war eine raſche Dir„ne, ſprang fein luſtig um den Durchlauchten Prinzen „herum, und war flink auf den Beinen. Jetzt frei„lich" .... da lag die Kaſtellanin in einer Vertiefung, die ſie im Eifer des Geſprächs nicht geſehen, der Länge nach

vor mir ausgeſtreckt. Doch ſchnell raffte ſie ſich unter ſtillen Verwünſchungen wieder auf. Der Strom ihrer Worte nahm hierdurch aber eine andere Wendung. Der öſterreichiſche Prinz war vergeſſen, und ſie erzählte, um meinem Lächeln über den Unfall zu begegnen, was es mit dieſer Vertiefung für eine Bewandtniß habe. Ein Becken oder Gefäß von einem Zoll dicken Kupfer, dreißig Fuß Tiefe und zehn Fuß im Durchmeſſer, hatte darin geſtanden und zum Waſſerbehälter gedient. Aus dem nicht weit entfernten Brunnen war es mittelſt dreier unter der Erde weg laufender Kanäle mit Waſſer gefüllt worden, wodurch immer eine bedeutende Maſſe Waſſer zu jedem Gebrauch vorräthig geweſen war. Oben auf dem Rande hatten die Worte geſtanden: „Marie Sidonie, Markgraefin von Baden“, welche es in ihrem Wittwenſtande hatte anfertigen laſſen. Zu welcher Zeit man dieß ſchöne Kupferſtück in Goldſtücke verwandelt hat, habe ich nicht erfahren können.

Wenn man aus den Fenſtern der Burg hinausſchaut, ſo erſtaunt man über die faſt unbegrenzte Fläche, die ſich um den hohen Bergkegel herumzieht und bis ins Duftige hinaus verliert. Wohl auf 20 Stunden in die Länge und gegen funfzig im Umkreiſe mag ſie betragen, und der Oerter, die man bei ganz heiterm Wetter zählen kann, mögen leicht 200 ſeyn. Doch iſt darunter kein Ort von Bedeutung, und unter den nahen tritt nur das Städtchen Hechingen beſonders hervor. Ueberhaupt fehlt es bei all' ihrer Ausbreitung dieſer großen Landſchaft an Abwechſelung

und Mannigfaltigkeit. Sie iſt eintönig, und das Auge ſchweift über die weiten Flächen hin, ohne von anziehenden Punkten lange feſtgehalten zu werden. Nach der Schweiz und dem öſtlichen Theile von Schwaben hin iſt die Ausſicht durch die Gebirgskette der ſogenannten ſchwäbiſchen Alp beſchränkt, aber auch an dieſen finſtern ſchwarzen Koloſſen weilt der Blick nicht lange. Dennoch wirſt du mir unvergeßlich bleiben, altes Zollernſches Luftſchloß. Es waren mir freundliche Tage, in denen ich dich ſah, dich erſtieg, und von dir hin nach dem Lande der Hochalpen ſchaute, in das der Wanderſtab mich führte, als deine neun feſten Thore wieder hinter mir lagen. Nicht mehr ſo leicht dreht ihr jetzt eure knarrenden Flügel in den verroſteten Angeln; denn hier wohnt nun Ruhe und Frieden. Für Jeden ſteht ihr offen, und eins nur ſchließt ſich mit dem Sinken des Tags, genug, die jetzigen Schätze der Burg zu wahren. Gewechſelt hat die Scene, geändert iſt der Schauplatz. Die Ahnen des Hauſes, die kühnen Erbauer der Burg, die rüſtigen Streiter, die mit Helm und Panzer auszogen in den Kampf und ſich furchtbar machten, denen Trompetenſchall und Paukenklang entgegen wirbelte, wenn ſie hier als Sieger heimkehrten — ſie ſind dahin! Die Zeit hat ſie alle verſchlungen. Ihre Gemälde verbleichen, ihre Schlöſſer verwittern, ihre Namen verlöſchen. — So endet Alles auf Erden!

Den erſten Urſprung des Schloſſes Hohenzollern birgt das Dunkel des mittlern Zeitalters, und wird ſchwerlich je zu beſtimmen ſeyn. So viel iſt gewiß, daß ſein Name

ſchon

ſchon in Urkunden aus dem 11ten Jahrhunderte vorkommt. Damals war es, wie die meiſten Bergſchlöſſer in Deutſchland, ein Raubneſt. Die jetzigen Gebäude ſind nach einer gänzlichen Zerſtörung im Jahre 1430 erbauet worden. Die Veranlaſſung dazu gab Graf Friedrich von Hohenzollern, der Oetringer genannt, ein rüſtiger, ſtreitbarer Ritter, der, wie es die Sitte der damaligen Zeit mit ſich brachte, täglich, nach verrichtetem Morgengebet, mit ſeinen Reiſigen und Vaſallen auszog, die nahen und fernen Reichsſtädte zu befehden. Dieſe aber, der ſteten Plackereien müde, errichteten endlich einen Bund unter einander, beſonders Reutlingen, Rothweil, Eßlingen und Ulm, und zogen im Jahre 1420 mit ihrer Mannſchaft vor das Schloß, es zu belagern. Die Burg war aber zu feſt; ſie lagen zwei volle Jahre davor, ohne etwas auszurichten, und würden auch nichts haben ausrichten können, wenn ſie nicht Hülfe erhielten. Der Graf hatte nemlich um dieſe Zeit die Gräfin Henrike von Wirtemberg durch einige gegen ſie ausgeſtoßene Schimpfwörter beleidigt. Erbittert darüber, benutzte dieſe die Gelegenheit, ſich zu rächen, und ſchickte den Belagerern 2000 Mann zu Hülfe. Graf Friedrich wurde nun auf ſeinem Berge immer enger eingeſchloſſen, und da endlich ſeine Lebensmittel aufgezehrt waren, ſuchte er mit einigen Reiſigen zu entfliehen, ward aber ertappt, und von den Wirtembergern in einen Thurm zu Mümpelgard eingeſperrt. Auf Vorbitten ſeiner Verwandtin, der Markgräfin von Brandenburg, ward er jedoch wieder frei gelaſſen, zog darauf ins gelobte Land,

fand aber unterwegs ſeinen Tod. Nach der Einnahme des Schloſſes plünderten es die Sieger, zündeten es an, und riſſen, was die Flammen nicht verzehren konnten, bis auf den Grund nieder, um den Ort auch ganz zu vertilgen, von wo aus ſie ſo lange gedrückt und gedrängt worden waren. Dieſe Zerſtörung iſt wahrſcheinlich auch die Urſache der Dunkelheit, in welcher die ältere Geſchichte des hohenzollernſchen, und mit ihr die des preußiſchen, Hauſes eingehüllt iſt, da die Urkunden und Dokumente, welche ſie aufhellen könnten, damals vom Feuer verzehrt ſeyn mögen. Durch ſie würde man ſonſt wohl genauer beweiſen können, wie viel Graf Konrad von Hohenzollern dazu beigetragen hat, ſeinen Schwager, den Grafen Rudolph von Habsburg, der ſeine Schweſter Klementia zum Weibe hatte, zur Kaiſerwürde zu verhelfen. Rudolph, der ein ſo ſtrenger Verfolger derer war, die den Befehdungen und dem Fauſtrechte nicht entſagen wollten, würde ſonſt gewiß nicht ſeinen Vetter, den Grafen Friedrich von Zollern, der nebſt dem Grafen Ulrich von Wirtemberg ſich mit den Waffen in der Hand gegen ihn wehrte, ſo gelinde behandelt haben, wie es bei dem in Stuttgart im J. 1286 errichteten Frieden — den Sattler in der Geſchichte Wirtembergs im 1ſten Theile mittheilt — geſchah.

Als Graf Friedrich von ſeinem heiligen Zuge nicht wiederkehrte, übernahm ſein Sohn, Graf Jos Niklas, die Regierung. Sein erſtes Geſchäft war, Anſtalt zur Wiederaufbauung des Schloſſes Hohenzollern zu machen. In dieſer Abſicht ließ er viel Holz fällen, und um den

Berg Zollern herum zubereiten und zuzimmern; allein die Reichsſtädter, die nichts weniger wünſchten, als daß dieſe Burg je wieder ihr furchtbares Haupt erheben ſollte, fielen plötzlich über die Baumaterialien her, und ruinirten Alles.

Der Graf, zu ſchwach gegen ſo viele Feinde, ſuchte Hülfe bei ſeinen Verwandten und Nachbarn, den Erzherzögen von Oeſterreich, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Fürſtenberg und Andern. Dieſe kamen auch, als man den Grundſtein zum neuen Schloſſe legen wollte, ſelbſt dahin, legten in eigner Perſon Hand an das Werk, mauerten mit einem ſilbernen Hammer und dergleichen Kelle *), wobei ein Graf von Fürſtenberg den Mörtel zutrug und ein Herr von Brandis ihn rührte, und gaben dadurch den Reichsſtädtern zu verſtehen, daß ſie mit Wehr und Waffen diejenigen vertreiben würden, die ſich unterfangen möchten, dem Bau des Schloſſes Hinderniſſe in den Weg zu legen. Die Reichsſtädte verhielten ſich auch wirklich ruhig, und ſo erhob ſich das Schloß mit allen ſeinen Gebäuden und Thürmen, ſo wie es jetzt noch ſteht, und ward im Jahre 1430 vollendet. Zur völligen Ausſöhnung mit dem Hauſe Wirtemberg gab der Graf noch im J. 1456 dem Grafen Ulrich von Wirtemberg die ſchriftliche Verſicherung: aus der Burg Hohenzollern, ſo wie aus der Stadt Hechingen, niemals etwas Böſes gegen ihn oder die Seinigen zu unternehmen.

*) Jn der Mitte des 17ten Jahrhunderts befanden ſich dieſe Geräthſchaften, mit den Wappen derer, die damit gearbeitet hatten, bezeichnet, noch auf Hohenzollern.

816387

Gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts traf das Haus Hohenzollern über dieſe Burg mit dem Erzhauſe Oeſterreich einen Oeffnungstraktat, vermöge deſſen Oeſterreich die Befugniß erhielt, eine Beſatzung nebſt dem Kommandanten hineinzulegen, welcher jedoch in allen wichtigen Angelegenheiten von dem zeitigen Fürſten abhängen, und von ihm ſeine Verhaltungsbefehle annehmen mußte. Oeſterreich zahlte dagegen an das Haus Hohenzollern jährlich 5000 Fl. Oeffnungsgelder nebſt einer Quantität Tyroler Wein.

Bei der damaligen Art zu kriegen, und bei den öftern Einfällen der Franzoſen, die gewöhnlich in den ſchwäbiſchen Kreis und in die damaligen öſterreichſchen Vorlande geſchahen, mag Hohenzollern auch für Oeſterreich von Wichtigkeit geweſen ſeyn. Deſſen ungeachtet wurde es noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im baierſchen Kriege, von den Franzoſen blockirt, und nach wenigen Tagen von dem öſterreichſchen Kommandanten, der mit ſo weniger Mannſchaft verſehen war, daß er nicht einmal die Feſtungswerke hatte beſetzen können, übergeben. Die Franzoſen verließen es jedoch bald wieder freiwillig, nachdem ſie allen Mundvorrath und auch Verſchiedenes aus dem Zeughauſe mitgenommen hatten.

Das Oeffnungsrecht für das Haus Oeſterreich dauerte bis auf den 1798 verſtorbenen Fürſten Joſeph Wilhelm von Hohenzollern fort. Dieſer, welcher von ſeinem 16ten Jahre an, gleich ſeinen Vorfahren, ein treuer Anhänger des deutſchen Kaiſerhauſes war, gab die Oeffnungstrakta-

ten aus Achtung gegen daſſelbe auf. Der Schade war offenbar auf ſeiner Seite; denn da die Uebereinkunft von der Beſchaffenheit war, daß ſie nicht einſeitig, ſondern nur von beiden Theilen zugleich aufgehoben werden konnte, ſo hätte man Oeſterreich immerhin die 5000 Fl. für das Oeffnungsrecht fortzahlen laſſen ſollen, das ihm, bei der veränderten Geſtalt Krieg zu führen, doch von keinem Nutzen ſeyn konnte.

In einem Zeitalter, wo die Grenzen der wahren Geſchichte und der fabelhaften Sage in einander laufen, wo der Despotismus der Stütze einer Ableitung von Heroen und Göttern der Vorzeit bedurfte, kann es uns nicht auffallen, von den Geſchichtſchreibern jener Tage die ſeltenſten Behauptungen über den Urſprung der Regentenhäuſer aufgeſtellt zu finden. Je tiefer zurück ſie ihn führen konnten, je mehr es ihnen gelang, auf Namensähnlichkeiten mit römiſchen oder griechiſchen Helden, das dunkle Alter des Geſchlechts zu gründen, deſto größer und achtbarer erſchien es ihnen, deſto mehr erſchmeichelten ſie ſich die Gunſt der Familien, die es nicht minder für ehrenvoll und ihrem hohen Range angemeſſen fanden, wenn ihre Ahnen nicht erforſcht werden konnten, oder doch nur auf dem Stamme uralter hochberühmter Namen die erſten Sproſſen deſſelben zu entdecken waren. Wo aber auch nicht Schmeichelei bei ſolchen genealogiſchen Grübeleien die Feder führte, da that es Pedantismus. Es gehörte in jenen Tagen nun einmal zum gelehrten Hiſtoriker, ſolche Forſchungen anzuſtellen und mit einer Menge von Hypo-

theſen zu prunken, damit ja das ohnehin ſchon Dunkle in ein noch immer dichteres Dunkel gehüllt ward, und ſolche Mißgeburten von Stammtafeln entſtehen mußten, nach denen z. B. Griechenlands Herrſcher von Zeus und Herakles, und Roms Könige von Aeneas in gerader Linie abſtammen. Auch über den Urſprung des Geſchlechts der Hohenzollern herrſcht große Verwirrung in den Meinungen. Ein Theil leitet es vom fränkiſchen Könige Pharamund ab, ein anderer von dem italieniſchen Hauſe Colonna. Sie ſagen: der Name des Schloſſes Zagarolo, das dieſes beſeſſen, habe zu viele Aehnlichkeit mit dem „Zollern", als daß dieſer nicht von jenem abſtammen ſolle. Zur Zeit der Chriſtenverfolgung unter Hadrian wären zwei Brüder Colonna nach Deutſchland gekommen, hätten im Jahre 144 das Schloß Saldern erbaut, und wären die Stammväter des Hohenzollernſchen Geſchlechts geworden. Andere waren nun gerade der umgekehrten Meinung, und leiteten die Familie Colonna von den Hohenzollern ab. Noch andere erzählen ein Mährchen, um dem erſten bekannten Stammvater einen recht romantiſchen Urſprung zu geben, das ich hier, ſeiner Eigenthümlichkeit halber, mittheilen will.

Am Ende des 8ten Jahrhunderts habe nemlich ein Graf Iſenbard von Altdorf gelebt, der mit Irmengard, einer Schweſter der Kaiſerin Hildegard, vermählt geweſen. Dieſe habe einſt erfahren, daß eine Frau drei Kinder auf ein Mal geboren, und nicht begreifen können, wie dieß, ohne Ehebruch getrieben zu haben, möglich ſey. Da ihr Mann derſelben Meinung geweſen, ſo wäre das un=

ſchuldige Weib als Ehebrecherin verurtheilt und erſäuft worden. Kurz darauf habe Iſenbard, der im Felddienſte Karls des Großen geſtanden, mit dieſem zu Felde ziehen müſſen, und ſeine Gattin ſchwanger zurückgelaſſen. Noch ehe er zurückgekehrt, ſey ſie ins Kindbett gekommen und habe zwölf Knaben zur Welt gebracht, die alle freilich klein, aber geſund geweſen wären. Zwölf Knaben? man ſollte es kaum glauben. Indeſſen, wer mag daran zweifeln! Zeigt man doch in Losdun in Holland ein Becken, worin die dreihundert und fünf und ſechzig Kinder getauft ſind, welche eine Gräfin von Henneberg in einem Kindbette gebar; auch iſt's ja bekannt, daß eine Gräfin Jutta von Querfurt neun Knaben auf ein Mal gebar: Kurz, Irmengard habe zwölf Knaben geboren. Die Geburt ſelbſt habe ihr jedoch weniger Schmerzen verurſacht, als der Gedanke, was ihr Mann, nach den von ihnen beiden bereits an den Tag gelegten Grundſätzen in obigem Falle, von ihr denken müſſe. Da ſie vermuthen können, daß er bald zurückkehren werde, ſo habe ſie ſich in der unbeſchreiblichen Angſt ihres Herzens entſchloſſen, die Früchte ihres Leibes lieber zu opfern, als ihren guten Namen in den Augen ihres Mannes befleckt zu ſehen. Zu dem Ende wären eilfe der Knaben einem alten Weibe mit dem Auftrage übergeben worden, ſie alle zu erſäufen, und einen Knaben nur habe ſie zurückbehalten. Das alte Weib, dem die größte Verſchwiegenheit anbefohlen worden, habe auch wirklich die eilfe zum Tode verurtheilten Kinder aufgepackt und ſey dem Waſſer zugegangen. Graf Iſenbard,

der als ein guter Hausvater zu Haus ſeyn wollen, wenn ſeine Frau die Wochen hielte, habe ſich deshalb vom Kaiſer Urlaub erbeten, der ihm auch, doch ungern, und mit der unkaiſerlichen Aeußerung: „er ſolle nur hinreiſen und „ſehen, was er für einen jungen Hund oder Wolf bekom„men!" endlich zugeſtanden ſey. Glücklicherweiſe habe es ſich nun gerade ſo getroffen, daß Iſenbard dem alten Weibe dicht am Ufer des Fluſſes begegnet wäre, als ſie eben im Begriff geweſen, den Mord zu begehen. Eine heimliche Ahndung oder Neugierde hätten ihn das Weib fragen laſſen: „was ſie in dem Korbe habe?" und als dieſe geantwortet: „junge Hunde, die erſäuft werden ſol„len!" habe er, als Jagdfreund, ſolche zu ſehen verlangt, ob ſie vielleicht von guter Art und des Aufziehens werth ſeyen. Die Alte, blaß und zitternd, habe das nicht zugeben wollen, ihm anfänglich ſeine weibiſche Neugierde verwieſen; da er aber nicht nachgelaſſen, ſich über den Korb hergelegt, und mit Händen und Füßen dagegen geſtritten. Der Graf aber ſey mit Gewalt hinzugetreten, habe ihr den Korb entriſſen, und zu ſeinem größten Entſetzen die eilf lebendigen kleinen Knaben erblickt. Sein heftiger Zorn und ſeine Drohungen, ſie auf der Stelle zu tödten, wenn ſie nicht ſage, wem die Kinder angehörten, hätten dem Weibe den Mund geöffnet, und, auf den Knieen liegend, ſey Alles rein und klar von ihr eingeſtanden worden. Iſenbard, vom höchſten Schmerz ergriffen, habe ſich jedoch als ein recht zärtlicher Ehemann bewieſen, ſich gefaßt, und dem Weibe anbefohlen, zurückzugehen, bei Todes-

ſtrafe das Vorgefallene zu verſchweigen, und ſeiner Haus-frau zu ſagen, daß ſie ihren Befehl vollſtreckt, und die Knaben alle eilfe richtig ins Waſſer geworfen. Als die Alte fort geweſen, habe der Graf ſeine eilf Kinder zu einem Müller, der in der Nähe gewohnt, gebracht, ihm anbefohlen, ſie zu erziehen, und ſey darauf zu ſeiner Ehe-frau gekommen, ohne ſich das Mindeſte merken zu laſſen. Von beiden Theilen wäre das wechſelſeitige Geheimniß auch ſechs volle Jahre lang bewahrt, dann aber folgender-geſtalt enthüllt worden. Der Graf habe ins Geheim die beim Müller erzogenen eilf Kinder ganz in gleiche Farben und prächtig, und eben ſo auch den zwölften von der Mut-ter behaltenen Sohn kleiden laſſen. Als er nun mit einer großen Anzahl Gäſte, die er abſichtlich eingeladen, eben an der Tafel geſeſſen, wären die eilf Knaben eingetreten. Die Verwunderung der Gäſte über aller Kinder Aehnlich-keit mit dem Sohne des Grafen ſey groß geweſen. Ir-mengard aber, die ohnehin ſchon von ſteten Gewiſſensbiſſen die ſechs Jahre hindurch gequält worden, habe gezittert, ſey blaß geworden, und da ihr durch die von ihrem Manne an die Gäſte gerichtete Frage: was wohl eine Mutter ver-diene, die eilf Kinder habe umbringen wollen? das Ge-heimniß klar aufgedeckt worden, ſey ſie ohnmächtig nieder-geſunken. Als ſie ſich wieder erholt, habe ſie ihrem Manne fußfällig ihr Verbrechen, nebſt der dazu gehabten Veranlaſſung, geſtanden, und, von den Gäſten und allen ihren Kindern unterſtützt, Verzeihung erbeten. Iſenbard, den ja ſchon ſechs Jahre lang die Liebe zu ſeinem Weibe

ſtumm erhalten, und dem in der ganzen Zeit nicht der leiſeſte Vorwurf oder eine Anſpielung auf dieſe That entſchlüpft, ſey leicht zu beſänftigen geweſen, habe ſeine treue tugendhafte Irmengard in die Arme geſchloſſen und ihr gern Alles verziehen. Zur Verewigung dieſer Begebenheit hätte er ſeine ſämmtlichen Kinder die jungen Hunde oder Welfen genannt. Die eilf entfernten Kinder aber wären alleſammt erblos geſtorben, und nur der zwölfte, den Irmengard zurückbehalten, habe Nachkommen erhalten, und ſey der Stammvater des königlich franzöſiſchen Hauſes Capet, ſo wie der Braunſchweigſchen und des Zollernſchen geworden.

Stoff zu einem Romane bietet dieſe Erzählung reichlich dar, hiſtoriſchen Werth hat ſie aber nicht; denn ſie iſt und bleibt ein reines Mährchen, durch das ſein Erfinder dem Urſprunge des hohenzollernſchen Geſchlechts, wie geſagt, einen rein romantiſchen und originellen Anſtrich zu geben beabſichtigte. Ich übergehe andere noch vorhandene Meinungen über den Urſprung der Hohenzollern, und theile nur die wahrſcheinlichſte mit, welche die iſt, daß die Hohenzollern aus dem agilolphiſchen baieriſchen königlichen und herzoglichen Hauſe abſtammen. Der erſte bekannte Graf von Zollern hieß Thaſſilo, und lebte im zwölften Jahrhundert. Er und ſeine Nachkommen waren anfänglich kaiſerliche Richter und Beamte, aber meiſtens mit anſehnlichen Gütern und Herrſchaften in der Gegend Schwabens zwiſchen dem Neckar und der Donau angeſeſſen, wo ſie nach damaliger Einrichtung eine kaiſerliche

Gerichtsbarkeit erhielten, die ſpäterhin erblich wurde und dann in Landeshoheit überging. Ihr Anſehen und ihre Beſitzungen wuchſen immer mehr, und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts waren ſie ſchon Burggrafen von Nürnberg. Von Thaſſilo's zwei Enkeln, Friedrich und Konrad, wurde der ältere der Ahnherr der beiden noch blühenden hohenzollernſchen Häuſer Hechingen und Sigmaringen. Der jüngere aber, welcher 1200 das Burggrafthum Nürnberg und deſſen Sohn 1273 die Reichsfürſtenwürde erhielt, wurde der Stammvater der Dynaſtie von Brandenburg und Preußen. Einer ſeiner Nachfolger, Friedrich I., Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg, hatte nemlich dem immer geldarmen Kaiſer Siegsmund nach und nach ſo bedeutende Summen vorgeſchoſſen, daß dieſer endlich die ihm gehörige Mark Brandenburg Friedrichen im J. 1415 dafür käuflich abtrat, und zwei Jahre ſpäter ihn, unter Zuſtimmung ſämmtlicher Kurfürſten, auf der Kirchenverſammlung zu Konſtanz förmlich damit belieh, wodurch er der erſte Kurfürſt von Brandenburg aus dieſem Hauſe ward. So theilte daher das Schickſal Konrads Geſchlechte die Rolle einer großen glänzenden Laufbahn zu, während es Friedrichs Nachkommen nur einen kleinen Wirkungskreis anwies. Jenes ſehen wir jetzt über Millionen herrſchen, ihr Eigenthum von den Ufern des Niemen bis zum Vater Rhein ſich ausdehnen, während dieſes nur das kleine Erbland, von ungefähr 30 Quadratmeilen Größe, unter dem Namen eines Fürſtenthums beſitzt, das unter den politi-

ſchen Stürmen unſerer Tage kaum ſeine Selbſtſtändigkeit aufrecht zu erhalten vermochte.

* * *

Sattlers Geſchichte Wirtembergs. — Pregizers Regierungs- und Ehrenſpiegel des deutſchen Reichs. — Das Journal von u. für Deutſchland, 1r Bd. v. 1785. S. 398. — Pauli's preuß. Staatsgeſchichte, 2r Bd. — Das deutſche Muſeum von 1782, 2r Bd. S. 89. — Der 11te Band der Auswahl kleiner Reiſebeſchreibungen und anderer ſtatiſtiſchen Nachrichten. Leipzig, 1790. 8. S. 36. — Bernoulli's Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen, 3r Bd. S. 222. — habe ich, außer den an Ort und Stelle ſelbſt gemachten Bemerkungen, bei Vorſtehendem benutzt.

In Merians Topographie von Schwaben von 1643 iſt eine Abbildung von Hohenzollern zu finden. Eine neuere, die jedoch wenig Werth hat, iſt im Induſtriecomptoir in Leipzig in Querfolio erſchienen.

3.

Scharzfeld

am Harz.

Was treibt dich, Epheu, Trümmer zu umweben?
Was bindet dich an's modernde Geſtein?
Ach! nimmer haucheſt du dein friſches Leben
Der alternden Zerſtörung ein.

Schreiber.

Digitized by Google

3.
Scharzfeld.

Der Harz, vor einem halben Jahrtauſend, wo ſeine Wälder ein undurchdringliches Dickicht, von Bären und Wölfen bewohnt, bildeten, wo ungebahnte Straßen, wegloſe, von reißenden Waldbächen durchſtrömte Felſenthäler das Fortkommen erſchwerten oder ganz unmöglich machten, wo überhaupt nur erſt auf wenigen Punkten menſchliche Kultur und Betriebſamkeit ſich regten — war damals ein trefflicher Tummelplatz für das Ritterleben vom Stegreif. Daher niſteten ſie auch zahlreich auf ſeinen hohen Bergen, auf ſeinen ſteilen Felſen, die edlen Raubvögel jener Zeit. Hier horſteten ſie frei und ungeſtört; denn Abgründe und Untiefen ſicherten ihre Burgen, hinter Bollwerken von Felſen und Klüften konnten ſie ihren Raub verzehren und auf neue Beute lauern.

Leicht würde es mir ſeyn, dreißig bis vierzig Burgen hier zu nennen, die der Harz einſt trug und in den Ruinen zum Theil noch trägt. Die meiſten davon liegen auf den Vorbergen, und beſonders an Thälern, durch welche Wege ins Gebirge führten. Da lauerte ſich's freilich am

beſten, da lohnte das Handwerk am reichlichſten; denn bei dem Blick in das flache Land gewahrten ſie von den Höhen herab ſchneller, wenn ſich Beute näherte, und ſicherer konnten ſie ſich zum Empfang bereiten und des Erfolgs gewiß ſeyn.

Auch Scharzfeld lag auf einem Vorberge des Harzes, und noch ſind ſeine Ruinen zwiſchen den beiden Städtchen Herzberg und Lauterberg zu ſehen. Wie der Ritter oder Räuber hieß, der dieſen Felſen ſchicklich fand zur Gründung ſeiner Veſte, das weiß man nicht. Man weiß auch nicht, um welche Zeit er bebaut wurde. Erſt mit dem eilften Jahrhunderte beginnen einige Nachrichten darüber bekannt zu werden. Scharzfeld war damals in den Händen eines Ritters von der Helden, welcher von Seiten des Kaiſers die Aufſicht über die Bergwerke des Harzes hatte, und vielleicht eine ſolche Stelle bekleidete, die wir jetzt mit dem Titel: Berghauptmann, bezeichnen. Dieſem von der Helden, der ſich auch der Ritter von Scharzfeld nennt, ging es durch folgende Veranlaſſung verloren: Kaiſer Heinrich der Vierte war bekanntlich ein äußerſt wollüſtiger Menſch, vor deſſen Nachſtellungen kein Weib ſicher war. Als er ſich einſtens in Goslar aufhielt, lernte er die Frau jenes von der Helden kennen. Ihn gelüſtete nach dem ſchönen Weibe, und um ſeine Wünſche befriedigen zu können, bediente er ſich eines Mittels, das von ſeinen Nachfolgern, groß und klein, oft mit dem beſten Erfolge, angewendet worden iſt. Er trug nemlich dem Manne ein Geſchäft auf, das ihn weit von Scharzfeld entfernte. In

ſeiner Abweſenheit jagte Heinrich oft in der Gegend des Schloſſes, und wußte es einſt ſo ſchlau einzurichten, daß ihn ein Ungewitter überfiel, als er dicht dabei war. Was konnte verzeihlicher ſeyn, als wenn er auf das Schloß zuritt, die ſchöne, einſam wohnende junge Frau um Erlaubniß bat, bei ihr das Wetter abwarten zu dürfen, und als der Sturm nicht austoben wollte, es ſich ſogar merken ließ, daß er ein Nachtlager gern annehmen werde. Das junge Weibchen konnte dieſe beſondere Gnade nicht wohl ablehnen, und ſah ſich genöthigt, den hohen Gaſt zu beherbergen. Was nun zwiſchen ihnen vorfiel, und wie Heinrich ſeiner Beute nach und nach näher rückte, darüber ſchweigt der Chronikenſchreiber *). Ich weiß natürlich noch weniger davon, und will daher mit Blumauer ausrufen:

„Was nun die Liebenden in jener Höhle thaten,
„Das läßt uns Zeiler nur errathen."

Kurz, die Tugend des Weibes mußte eingeſtehen, daß der Kaiſer das Prädikat „Unüberwindlichſter" im vollen Umfange des Worts verdiene, und daß unter der Vereinigung günſtiger Umſtände einem ſolchen Manne ſelten zu widerſtehen ſey. Sie ſank, und Heinrich zog wohlgeſättigt am andern Morgen ſeiner Straße.

Bei dieſer kaiſerlichen Expedition war ein Pfaffe aus dem nahen Kloſter Pöhlde Sr. Majeſtät gar ſehr behülflich. Zwar war dieſe Mitwirkung ganz geheim getrieben,

*) Zeiler in der Topograph. Brunsv. p. 183.

aber der Verräther ſchläft nicht: hier war es der Burggeiſt. Lange hatte dieſer ſein Weſen oder Unweſen auf Scharzfeld getrieben, ſpukte in der Küche, im Keller, beſonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schloſſe ſtand. Man war ſeiner ſo gewohnt, da er niemand neckte noch zwickte, hörte ſein Gepolter und Geheul ohne Grauſen, da es zu oft kam, und ließ ihn ruhig ſeinen Unfug treiben. Er gehörte mit Einem Wort zu den Hausthieren des Hofſtaats, und war ein Inventarienſtück der Burg zu nennen. Dieſer Burggeiſt erhob nach vollbrachter That ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul, tobte entſetzlich ob dieſer Schandthat in der ganzen Burg herum, und erſchütterte ſie in ihrer Grundveſte. Gefoltert von den heftigſten Gewiſſensbiſſen, irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern; das Hofgeſinde ſchlug Kreuz auf Kreuz, und erwartete mit klappernden Gliedern nichts Gutes. Doch nicht züchtigen wollte der Burggeiſt, nur aufbrechen und ſeinen alten Sitz verlaſſen. Er mochte nicht länger hier weilen, wo die Tugend und Unſchuld vom Reichsoberhaupte ſelbſt mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerſchlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung deſſelben ab, und ſtürzte ſie in die Tiefe, ſchwebte über Scharzfeld, ſchrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr als der Kaiſer an dieſer Sünde ſchuldig ſey, und verſchwand. Seit der Zeit hat kein Dach wieder auf dem Thurme feſt ſitzen wollen, ſo oft man es auch zu erneuern verſuchte; denn der Burggeiſt kam immer wieder und riß es ab. Der Pfaffe aber

ging ſein Lebelang verſtört umher, und kam nie mehr zu einem heitern Geſichte.

Nach mehrern Tagen kehrte der betrogene Ehemann von der Helden zurück, und fand ſein Weib, welche ihn zärtlich liebte, und ſich die bitterſten Vorwürfe über das Geſchehene machte, weinend und betrübt. Er fragte nach der Urſache, und ſie geſtand ihm Alles. Voll Wuth und Zorn eilte er nach Goslar, um ſich an dem Kaiſer perſönlich zu rächen. Heinrich mochte die Urſache dieſes Beſuchs ahnen, und fand daher dienlich, ihn nicht vor ſich zu laſſen. Um aber für die Zukunft gegen ſeine Nachſtellungen geſichert zu ſeyn, fügte er noch den menſchenfreundlichen Befehl hinzu, ihn auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen. Hiervon erhielt Helden jedoch Nachricht. Er verließ Goslar ſogleich, und rächte ſich nun dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harze zum Aufſtande reizte, und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke in gänzlichen Verfall geriethen. Heinrich zog nun die Burg Scharzfeld mit Zubehör ein, und belehnte einen Wittekind von Wolfenbüttel damit. Da dieſer 1130 ohne Erben ſtarb, und ſie als ein Reichslehn an den Kaiſer Lothar zurückfiel, ſo machte Norbert, der damalige Erzbiſchof von Magdeburg, Anſprüche darauf, indem er behauptete, daß das nahe gelegene Kloſter Pöhlde, an welches Scharzfeld ſchon von Otto I. geſchenkt war, von Otto II. an das Erzſtift Magdeburg abgetreten worden ſey, dieſem mithin angehöre. Da die Prätenſion Grund hatte, ſo verglich ſich Lothar mit dem geiſtlichen Herrn dahin, daß

er für ſeine Anſprüche das damalige Kloſter und jeßige Deſſauiſche Amt, Alsleben an der Saale, dem Erzſtift überließ, und dagegen Scharzfeld behielt, woraus er nun eine Reichsfeſtung machte. Im J. 1157 erhielt es Heinrich der Löwe vom Kaiſer gegen Abtretung der Zähringiſchen Erbgüter in Schwaben, welche ſeiner erſten Gemahlin Clementia gehört hatten; er verlor es aber bei ſeiner Achtserklärung: und nun treten Herren von Scharzfeld auf, die ſich Grafen nennen, und im Beſiß von Scharzfeld ſind, ohne daß man weiß, woher ſie ſtammen. Der erſte hieß Siegbode: vielleicht daß ihn Lothar zum Grafen machte. Zwei Enkel deſſelben, Heinrich und Burchard, theilten ſich in zwei Linien, in die Scharzfeldſche und in die Lauterbergſche; die erſtere ſtarb im Anfange des 14ten Jahrhunderts aus, und Scharzfeld fiel an die Lauterbergſche Linie, welche ſich nun bald von Lutterberg, bald von Scharzfeld nannte. Graf Otto der Jüngere reſidirte noch 1311 zu Scharzfeld. Mit ſeinen drei Söhnen erloſch 1390 auch dieſe Linie. Ein heftiger Succeſſionsſtreit folgte ihrer Beerdigung. Der Erzbiſchof von Mainz, der Biſchof von Hildesheim, die Aebtiſſinnen von Quedlinburg und Gandersheim, alle machten Anſprüche auf dieſe Grafſchaft; allein ſie wurde keinem von ihnen zu Theil: der tapfere Ritter von Minnigerode nahm ſie für den Herzog Friedrich von Braunſchweig in Beſiß.

Im zweiten Jahre des 15ten Jahrhunderts mochte es den Herzögen von Braunſchweig an Gelde fehlen; ſie verſetzten daher Scharzfeld und Lutterberg für eilftauſend

Mark Silber (nach jetziger Währung beinahe 150,000 Thaler) an den Grafen Heinrich VIII. von Hohenſtein. Da ihnen nach Verlauf von funfzig Jahren die Wiedereinlöſung noch immer nicht möglich geweſen war, ſo überließen ſie beide im Jahr 1456 den Grafen von Hohenſtein als ein erbliches Lehn.

Nach dem Erlöſchen des gräflich hohenſteinſchen Geſchlechts, im Jahre 1593, zogen die Herzöge von Grubenhagen dieſe Beſitzungen als eröffnetes Lehn wieder ein, und als auch dieſe 1617 ausſtarben, fielen ſie an die Herzöge von Celle. Seitdem ſind ſie bei dem Hauſe Braunſchweig, Lüneburgſcher Linie, geblieben und ſind es noch jetzt als ein zum königlich hannöverſchen Fürſtenthum Grubenhagen gehöriger Theil.

Scharzfeld wurde in frühern Zeiten immer in gutem Stande erhalten, von den Herzögen oft beſucht und auch als Staatsgefängniß benutzt, bis es der ſiebenjährige Krieg zerſtörte. Es rückten nemlich im September des Jahres 1761 11000 Mann Franzoſen davor, und forderten es zur Uebergabe auf. Die Beſatzung beſtand aus einer geringen Anzahl kurbraunſchweigſcher Jäger, die es ſich freilich leicht ſagen konnte, daß ſie der Uebermacht werde weichen müſſen. Indeſſen kannte ſie ihre Pflicht, es auf's Aeußerſte ankommen zu laſſen; ſie kannte die Geſchichte des Schloſſes, das bis dahin noch alle Belagerungen ausgehalten; niemals, ſelbſt nicht in den zügelloſen Fehdezeiten, weder erſtiegen noch erobert worden war; und war endlich gewiß, daß der Felſen, ohne genaue örtliche Bekanntſchaft, durch-

aus nicht zu erſteigen ſey. Sie ſchlug daher die Auffor⸗derung zur Uebergabe rund ab. Die Franzoſen ſchloſſen es nun enge ein, um es auszuhungern. Auf dem, dem Schloſſe gegenüber liegenden, Berge errichteten ſie Batterieen, um es von da aus über das Thal hin⸗über zu beſchießen. Da ihr Geſchütz aber nicht ſo weit reichte, ihre Batterieen auch durch die großen eiſernen Kanonen der Beſatzung zerſtört wurden, ſo ſuchten ſie auf Schleichwegen Herr davon zu werden. Spione gab es in allen Kriegen, und ſo auch hier. Ein Einwoh⸗ner des nahen Städtchens Lauterberg war es, der dem Feinde einen Weg von der Seite dieſes Ortes her zeigte, auf welchem es ihm gelang, das dabei gelegene Fort oder die Citadelle, der Frauenſtein genannt, zu überrumpeln, und dadurch wurde freilich die Beſatzung des Schloſſes genöthigt, ſich zu ergeben.

Der militäriſche Wind, der bei den Heeren aller Na⸗tionen die Berichte ihrer Thaten begleitet und ſie gewöhn⸗lich in ſo dichte Staubwolken hüllt, daß es dem Geſchicht⸗ſchreiber ſchwer wird, durch ſie hindurch die Wahrheit zu erkennen, blies auch hier — denn es waren ja Franzo⸗ſen — beſonders ſtark und aus vollen Backen. Sich und ſein Heer in das glänzendſte Licht zu ſtellen, berichtete der Chef deſſelben nach Paris, daß er binnen ſieben Tagen Scharzfeld, eine der wichtigſten Feſtungen Deutſchlands, genommen habe; und dort wurde illuminirt, geſchoſſen, ein Te Deum geſungen, und mehr dergleichen prunkende Siegspoſſen eben ſo getrieben, wie wir ſie in neuern Zeiten

genug erlebt haben. Der franzöſiſche Hauptmann Nero, der auf dem nahen Vorwerk Düna lag, requirirte gleich nach erfolgter Uebergabe vom Pachter mehrere Geſpanne zum Fortſchaffen deſſen, was er auf Scharzfeld zu finden hoffte. Allein wie wurde er beſchämt, als ſich bei näherer Beſichtigung fand, daß die Eroberung höchſt unbedeutend war, daß die Beſatzung aus Invaliden beſtand, daß der Munitionsvorrath ſich mit einigen Centnern aufwiegen ließ, und ein Paar Kanonen die einzige brauchbare Beute ausmachten. Mehr aus Wuth, als aus Kriegspolitik, ließ er Bergleute aus Lauterberg kommen, die das Schloß zerſtören mußten, auch den ganzen Felſen durch Bohren und Schießen ſprengen ſollten, was aber unterblieb.

Als ich im Sommer 1809 auf Scharzfeld war, ſprach ich einen alten Mann aus der Gegend, der ein Zeuge der Einnahme der Burg geweſen war. Ich glaubte viel von ihm zu erfahren, erhielt aber nur Unbedeutendes. Am längſten verweilte er bei einem Umſtande, der ihm ſehr am Herzen zu liegen ſchien. Man habe ſich, ſagte er, damals zwar ſehr über die Zerſtörung der Burg gefreut, weil alle umliegende Dörfer ihrentwegen viele Drangſale hätten erdulden müſſen; aber es wäre doch Schade, daß man ſeitdem nirgends wieder ſo gutes Bier zu trinken bekäme, als man ſonſt auf der Burg erhalten, wohin Jung und Alt des Sonntags gegangen ſey, um ſich daran zu laben.

Seit jener Zeit nun iſt Scharzfeld keiner weitern Aufmerkſamkeit gewürdigt worden. Man hat es ſeinem Schickſale überlaſſen, und was noch ſtehen geblieben war,

verfiel nach und nach. Bald möchten auch die noch vorhandenen Reſte ganz aus der Reihe der Dinge verſchwinden, da den Bewohnern der umliegenden Gegend nicht gewehrt wird, die brauchbaren Steine zu ihren Bedürfniſſen davon wegzutragen. Sie liegen, wie ich anfänglich bemerkte, auf einem hohen Berge, das eigentliche Schloß aber auf einem an achtzig Fuß hoch über den Berg emporſteigenden Felſen. Dahin konnte man nur vermittelſt einer hohen ſteinernen Treppe, welche noch mit einer Zugbrücke verwahrt wurde, gelangen; und hier ſteht auch noch ein Theil des runden Thurms, dem die erwähnte Spukgeſchichte einen Namen gemacht hat. Er war von lauter Quaderſtücken erbauet, was man auch noch an ſeiner Grundmauer ſehen kann.

Die Gegend, welche man von Scharzfeld überblickt, gehört eben nicht unter die reizendſten, ſie hat aber doch manchen anziehenden Punkt. Man ſieht auf einen großen Theil des Eichsfeldes, des Hohenſteinſchen und Grubenhagenſchen. Links erheben ſich Berge aus dem Fürſtenthum Schwarzburg, und rechts ſieht man in einer Entfernung von fünf Meilen die beiden Bergſpitzen, worauf die Ruinen der Schlöſſer Gleichen bei Göttingen liegen, die wie zwei Maulwurfshügel hervorragen. Am Fuße des Berges fließt die Ocker vorüber, und die Landſtraße von Oſterode nach Nordhauſen zieht ſich daran hin.

Auch Schandenburg wird das Schloß in einigen alten Chroniken genannt. Merian leitet dieſen Namen von einer Sage her, der zu Folge die Bewohner deſſelben

einſt Nonnen aus dem nahe gelegenen Kloſter Pöhlde raubten, auf das Schloß brachten und ſie ſchändeten, worüber der vorhin erwähnte Spukgeiſt auch einen gewaltigen Lärm erhoben haben ſoll.

* * *

In dem Theile der Merianſchen Topographie, welche das Lüneburgſche und Braunſchweigſche enthält, findet man S. 183 eine Abbildung von Scharzfeld, wie es um das Jahr 1650 ausſah, wo es ſich noch ganz in gutem und befeſtigtem Zuſtande befand. Die jüngſte Abbildung iſt im Maihefte des Journals für die neueſten Land- und Seereiſen, Berlin, bei Braunes, 1809, von D. Berger geſtochen, zu finden. Die Ruinen ſind da ganz in der Nähe dargeſtellt.

Benutzt habe ich bei Obigem: Geſchichte der Grafſchaft Hohenſtein, von Hoche. — Carls vaterländiſche Reiſen. — Honemanns Alterthümer des Harzes; — und eigene Bekanntſchaft mit dem Lokale haben mir da geholfen, wo mich jene verließen.

4.

Kunitzburg
bei Jena.

So vergehen alle die Werke der Menſchen! So verſchwinden die Reiche und die Nationen.

Volney.

Digitized by Google

4.
Kunitzburg.

Die Kunitzburg liegt eine kleine Stunde von der Univerſitätsſtadt Jena, am Saalthale. In ältern Zeiten hieß ſie Glitzberg, Glißberg, dann Gleisberg, und man behauptet, daß Karls des Großen Tochter, Gliza, Veranlaſſung zu dieſem Namen, ſo wie zu dem des darunter hin fließenden Waſſers, die Gleiſe, gegeben habe. Jener Name iſt jedoch nach und nach durch den, Kunitzburg, verdrängt worden, wahrſcheinlich weil das unter der Burg liegende Dorf, ehemals ein kleines Städtchen, Kunitz heißt. Ihren Urſprung hat die Kunitzburg ohne Zweifel irgend einem deutſchen Könige oder Kaiſer im 10ten, wo nicht ſchon im 9ten, Jahrhundert zu danken, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Kaiſer ſie anfangs gewiſſen Kommandanten oder Vögten anvertrauten, die nachher, wie das damals nicht ſelten der Fall war, auf irgend eine Art das Eigenthum derſelben nebſt einigem Zubehör an ſich brachten, und alsdann den Geſchlechtsnamen davon entlehnten. Ob die Herren von Gleisberg, welche einige Jahrhunderte hindurch in bekannten Urkunden oder bei Geſchichtſchreibern

häufig vorkommen, und bald als Grafen, bald als domini oder advocati de Glitzberg auftreten; größtentheils aber, und beſonders im 13ten und 14ten Jahrhunderte, nur ſchlechtweg de Glitzberg oder Glisberg genannt werden — zu dem höhern oder niedern Adel zu zählen ſind, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Das Erſte iſt indeſſen, was die älteſten Beſitzer der Burg anbetrifft, einigermaaßen zu vermuthen. Die unter dem Gleisbergſchen Familiennamen ſpäter vorkommenden Perſonen ſcheinen aber, wie man aus einigen Umſtänden ſchließen darf, zum niedern Adel gehört zu haben. Ob dieſe mit jenen in Verwandtſchaft ſtanden, oder zu einem ganz andern Geſchlechte gehörten, das, nach Abgang jener, im Beſitze von Gleisberg war, und ſich deshalb ſo nannte, läßt ſich bei der noch herrſchenden Dunkelheit in der ältern Geſchichte nicht ſicher beſtimmen. So viel weiß man gewiß, daß ſich die Letztern auch dann noch Gleisberg ſchrieben, als ſie Gleisberg oder Kunitzburg auch nicht mehr beſaßen.

Im Jahre 1290, wo Kaiſer Rudolph verſchiedene thüringiſche Bergveſten, welche in Raubſchlöſſer ausgeartet waren, zerſtören ließ, ſoll Kunitzburg mit darunter geweſen ſeyn. Es ſcheint jedoch, daß es ſeinen Inhabern nur abgenommen, als ein urſprünglich kaiſerliches und Reichsſchloß eingezogen, und allenfalls nur die Feſtungswerke, nicht das Schloß ſelbſt, zerſtört wurden. Dieß wird dadurch wahrſcheinlich, weil das Schloß einige Zeit nachher noch eine brauchbare Veſte, oder, wenn es auch bei jener Eroberung beſchädigt worden ſeyn ſollte, doch unter den

Regierungen der folgenden Kaiſer in guten Stand geſetzt worden war. Denn im Jahre 1327 wurde es vom Kaiſer Ludwig IV. dem damaligen Herrn Reußen Vogt von Plauen, zuverläſſig nicht als ein verwüſtetes, ſondern als ein zum Dienſte für Kaiſer und Reich taugliches Haus, in der Abſicht eigenthümlich und erblich übereignet, daß er und ſeine Erben mit dem Schloſſe dem damaligen und allen folgenden Kaiſern auf Erfordern dienen und aufwarten ſolle. Im Beſitze der beiden Urkunden und Lehnbriefe, welche der Beſchenkte darüber erhielt, und die zu Piſa ausgeſtellt ſind, iſt das fürſtliche Haus Reuß zu Greiz noch jetzt, im Beſitze des Schloſſes aber nicht mehr. Dieſes Schickſal theilt es mit gar vielen kleinen Fürſtenhäuſern. Urkunden, Lehnbriefe, Dokumente, die laut und klar für den Beſitz ſprechen, haben dieſe in Menge aufzuweiſen, während ihre mächtigern Vettern und Nachbarn, ohne dergleichen Papiere, im wirklichen Beſitze ſind, und allenfalls bedauern, daß es nun einmal ſo iſt, wenn ihnen unterthänigſte Vorſtellungen um Entſchädigungen, um Erſatz, Proteſtationen gegen Verjährung ihrer Anſprüche und dergleichen überreicht werden, aber es dennoch beim Alten laſſen. So ging es dem Mindermächtigen von jeher, ſo geht es ihm noch jetzt, und ſo wird es ihm gehen.

Reuß von Plauen erhielt mit dem Schloſſe auch den dazu gehörigen Bezirk und alle von dieſem Beſitze abhängende Gerechtſame. Der Umfang, welchen dieſe Herrſchaft hatte, läßt ſich aber nicht mehr genau angeben, doch

läßt ſich vermuthen, daß die meiſten um Kunitzburg herum liegenden Orte zu der Burg gehört haben, und der Gerichtsbarkeit, oder, wie es damals hieß, der Vogtei, des Beſitzers deſſelben unterworfen geweſen ſind, wie man dieß von dem nahe liegenden Orte Kunitz aus den vorhandenen Urkunden gewiß weiß. Denn, als 1343 Reuß von Plauen der Michelskirche zu Jena gewiſſe jährliche Zinſen in Kleinkunitz zueignete, behielt er ſich die ihm in dieſen Zinsgütern zuſtehenden Gerichte ausdrücklich vor.

Nach dieſer Zeit findet man nichts mehr von einer kaiſerlichen Belehnung, und es mögen in der Folge in Rückſicht der Lehnsabhängigkeit der Burg gewiſſe veränderte Umſtände eingetreten ſeyn, wovon aber nichts Genaues bekannt iſt. Ueberhaupt iſt von dem, was mit dieſem Schloſſe und der dazu gehörigen Herrſchaft zwiſchen den Jahren 1290 bis 1329, wo es ſich unmittelbar in kaiſerlichen Händen befand, und hernach, während des Reußſchen Beſitzes, vorgegangen, keine zuverläſſige Nachricht aufzufinden. So viel weiß man indeſſen gewiß, daß die Reußiſchen Nachkommen Kunitzburg noch in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts als ihr Eigenthum inne hatten, und daß ſie es in dem damaligen Vogtländiſchen Kriege — der zwiſchen dem Markgrafen Friedrich dem Strengen und Heinrich Reuß, auch der Strenge genannt, entſtand, und wobei Letzterer die Oerter Auma, Triptis und Ziegenrück verlor — nicht einbüßten. Denn, als im Jahre 1359, und alſo nach jener Fehde, drei Reußiſche Brüder ihre geſammten Herrſchaften und Erbgüter theil-

theilten, ſo fiel Kunitzburg oder Gleisberg mit Zubehör an die beiden jüngern Brüder, welche es ohne Zweifel bis an den Tod des mittlern Bruders, ſo wie die — jetzt gothaiſche — Herrſchaft Ronneburg und das übrige ihnen damals Zugetheilte, gemeinſchaftlich werden beſeſſen haben. Nachher kam die Gleisbergſche Herrſchaft an das markgräflich meißniſche Haus. Wann und unter welchen Umſtänden dieß geſchah, iſt aber nicht genau zu beſtimmen. Vielleicht wurde ſie aus gewiſſen Urſachen noch bei Lebzeiten jener Reußiſchen Brüder an den Markgrafen abgetreten. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß ſie, nachdem das markgräfliche Haus indeſſen durch Auftrag oder auf eine andere Art die Lehnsherrlichkeit erlangt hatte, nebſt den übrigen Beſitzungen beider Brüder, nach ihrem Abgange zu Ende des 14ten Jahrhunderts an jenes Haus als eröffnetes Lehn zurückgefallen ſind.

Kunitzburg ſtand ſchon in den erſten Jahren des 15ten Jahrhunderts unter der Markgrafen Botmäßigkeit; denn 1405 verpfändete Markgraf Wilhelm die Gleisbergſchen Schloßgüter zu Kunitz an die Familie von Buttelſtedt. Nach ſeinem Tode kam dieſer Diſtrikt in der Ländertheilung von 1410 an Landgraf Friedrich den Jüngern oder Friedfertigen in Thüringen, der ihn 1429 an ſeine Vettern, den Kurfürſten zu Sachſen Friedrich den Gütigen und Herzog Sigismund, verkaufte. Herzog Johann Wilhelm III. belieh hierauf 1450 die Familie von Vitzthum und einen von Witzleben mit dem bis dahin wüſte gelegenen Schloſſe, unter der Bedingung, es wieder auf-

zubauen und gegen ſeinen Bruder, den Kurfürſten Friedrich II. von Sachſen, mit welchem er Krieg führte, zu gebrauchen. Drei Jahre ſpäter aber ſchloſſen die Brüder Friede, und nun wurden die Vitzthume zur Erkenntlichkeit aus dem Lande gejagt, Gleisberg nebſt allen ihren ſonſtigen Beſitzungen in Thüringen und Meißen ihnen abgenommen, und erſteres wieder zerſtört. Seit dieſer Zeit liegt es in Ruinen, und ſeit 1485 iſt die Herrſchaft Gleisberg zum Amte Jena geſchlagen worden, und gehört jetzt dem Hauſe Sachſen-Weimar.

Die noch vorhandenen Reſte der Kunitzburg liegen ganz vorn auf der Felſenſtirn des Berges, welcher der Gleis- oder auch Kunitzer-Berg genannt wird, und ſeinen Fuß in die Saale ſtreckt. Aus den noch ſichtbaren Fragmenten der äußern Mauer kann man den Umfang entnehmen, den die Burg hatte. Die Ausſicht von ihr umher iſt durch unendliche Fülle an Mannigfaltigkeit und durch den Blick auf einen großen Theil des lieblichen Thales der Saale überaus ſchön. Dicht unter dem ſchroffen Abhange liegt das freundliche und wohlhabende Dorf Kunitz, von ſeinen fruchtbaren Aeckern, Obſtgärten und Rebenhügeln umgeben; dann das weite zu beiden Seiten ſtundenlang ausgedehnte Thal mit der von Dorf zu Dorf durch Wieſen und Fluren ſich ſchlängelnden Saale und Landſtraße. Gegenüber läuft eine Kette von Bergen, welche in der Geſchichte unſerer Zeit ſtets merkwürdig bleiben wird. Sie war es, auf deren Höhen, 1806 an dem unglücklichen 14ten Oktober, die furchtbare Schlacht gelie-

ſert wurde, die Deutſchlands Verfaſſung vollends zertrümmerte und auf ſieben traurige Jahre uns Sklavenketten anlegte. Tief und ſchwer laſtete auf jedem Deutſchen die Erinnerung an dieſe blutigen Tage, und alle ihnen folgende ähnliche vermochten nicht, ſie zu mindern. Dennoch gab es Menſchen, die, ſie dem Gedächtniſſe tiefer noch einzuprägen, in einer immerwährenden neuen Erinnerung ſie zu erhalten bemüht waren. Auf dem Landgrafenberge, einer der Höhen dieſer Bergkette, wo der große Menſchenwürger, in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Oktober, ſich gelagert, wo er den giftigen Plan über uns ausgebrütet hatte, da pflanzte ekelhafte Schmeichelei Bäumchen hin zur Bezeichnung der Stätte, die wurzeln ſollten und grünen, um nach Jahrhunderten noch den Deutſchen die Stelle recht genau zu überliefern. Sein ehrwürdiger durch das Uralterthum geheiligter Name ward geſtrichen, und der: „Napoleonsberg", ihm beigelegt. Möge er ſich ſchämen ſein Lebelang, der, aus deſſen undeutſchem Gehirn dieſe Umwandlung hervorging. Möge er ſich ſchämen mit denen, welche Geſtirne am himmliſchen Firmament durch jenen verruchten Namen entweihten, den reinen Glanz der unzählbaren Welten durch ſolchen Schmutz verunreinigen konnten, und frech genug waren, unter die Sterne zu verſetzen, was in den ſtinkendſten Pfuhl, in den tiefſten Schlund einer ewig brennenden Hölle gehörte. O, welche Verirrungen, welche Verkrüppelung an Geiſt und Herz haben die letzten zehn Jahre nicht erzeugt! Wie wenige Menſchen beſtanden in der Feuerprobe dieſer ſeltenen

Zeit! Doch, zur Ehre Jena's ſey es geſagt, der Name Napoleonsberg fand wenigen Eingang, und jetzt iſt er ganz verſchwunden, ſo wie jene unſchuldigen Bäumchen, die man wieder weggenommen hat. Frei, wie ſonſt, iſt wieder das Haupt des Landgrafenberges, und von ſeiner Höhe hinab ſchaut man nun wieder, mit voller Bruſt, auf ein freies deutſches Land.

Ueber die ganze Bergkette, welche ſich vom Landgrafenberge Thal abwärts zieht, blickt man von der Kunitzburg, welche höher liegt, an einigen Stellen, Stunden weit hinweg. Hier und da iſt ſie durch Schluchten und kleine Thäler durchbrochen, was von lieblicher Wirkung iſt. Beſonders iſt dieß der Fall mit dem, der Kunitzburg gerade gegenüber liegenden, Rauhthale, durch das der Seelenhirt in Wenigen-Jena — ſein Name möge vergeſſen werden — die Franzoſen leitete, um den Preußen in die Flanke fallen zu können. Verfolgt man die Bergkette weiter, ſo zeigt ſich das Städtchen Dornburg mit ſeinem Schloſſe auf einem hohen Felſen, an deſſen Fuße die Saale ſo dicht hinfließt und das Thal ſich ſo verengt, daß kaum noch Raum für die Straße übrig bleibt. Zuletzt ſieht man, als Schluß der Bergkette, den Galgenberg bei Naumburg.

Von der Kunitzburg ſteht noch jetzt ein thurmförmiges bedeutendes Bruchſtück, an welches ſich eine hohe Wand mit zwei Fenſteröffnungen, worin noch ſteinerne Sitze ſind, anſchließt. Wie mancher Ritter, wie manches Burgfräulein mag durch ſie hinausgeſchaut haben ins

Weite, ob der Freund, der Feind oder der Geliebte nahe. Und wie viele Tauſende der Jünglinge, die Jena ſeit drittehalbhundert Jahren kommen und gehen ſah, mögen nicht hier Stunden des Genuſſes und des Frohſeyns verlebt haben in der glücklichen Lebenszeit der Täuſchung, wo dem jungen Manne die ganze Erdkugel angehört, für ihn nur da zu ſeyn ſcheint, wo Alles von ihm freudig angelächelt wird und ihm im roſigen Lichte erſcheint! Wie mancher hochfliegende Plan mag in dieſen Trümmern geträumt, wie manchem Jünglinge die Bruſt von dunkeln, wehmüthig-frohen Gefühlen gehoben worden ſeyn, wenn er aus jenen Fenſterbogen hinabblickte in die ſchöne, romantiſche, vor ihm ausgebreitete, von der Saale durchſtrömte Ebene. Mit was für edeln Vorſätzen mag er ſich hier ſeinen künftigen Lebensplan entworfen haben, und wie ſelten war es ihm vergönnt, ihn im Geſchäftsleben zu verfolgen!

Gegen hundert Schritte hinter der Ruine findet man auch noch, im dicken Gebüſch, den Brunnen der Burg, doch halb ſchon verſchüttet. Nicht weit davon ſiedelte ſich im Jahre 1811, unter einem angenommenen Namen, eine ſchwediſche Gräfin an. Von dichtem Wald umgeben, ſteht da ihre kleine ländliche Wohnung, und um ſie her gewann ihr Fleiß der Erde Gartenland ab, wo ſie und ihr kleiner Haushalt Gemüſe zieht. Ob Neigung oder Ueberdruß am Leben unter Menſchen ſie beſtimmten, dieſe Einſamkeit zu wählen, bleibt in ihrer Bruſt verſchloſſen. Der Landesherr räumte ihr den Ort ein, und ehrte ihr Geheimniß, es ziemt daher, dieſes nicht erforſchen zu wollen. Möge

ſie hier in ſtiller Abgeſchiedenheit finden, was ſie unter Menſchen vergebens ſuchte.

* * *

Ein Aufſatz über Gleisberg im Oktoberſtück der ſächſiſchen Provinzialblätter von 1800 hat größtentheils den Stoff zu Vorſtehendem geliefert. — Die beſte, mir bekannte, Abbildung der Ruinen findet man in den maleriſchen Anſichten aus der Gegend der Univerſitätsſtadt Jena, von J. Roux. 1ſtes Heft. Jena, 1806. Querfol., von Roux gezeichnet und geſtochen. Die Vignette zu dieſem erſten Bande der Ritterburgen Deutſchlands iſt eine verkleinerte Kopie derſelben. — Zur Literatur der Kunitzburg gehört die poetiſche Kleinigkeit: „Die Ruinen des Gleisbergs und der Lobdaburg, vom Prof. Löbenſtein-Löbel.“ Fol.

5.

Giebichenſtein
bei Halle.

Am Weg auf hohen Felſen ſtand
Vor Alters eine Burg;
Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Poſtillon.

Bürger.

Digitized by Google

5.

Giebichenſtein.

Das Schloß Giebichenſtein würde in der großen Gallerie alter Veſten eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen, und vielleicht ſchon längſt das Schickſal vieler andern — kaum dem Namen nach gekannt zu ſeyn — gehabt haben, wenn nicht die romantiſche Fabel von Ludwig dem Springer darauf haftete, wodurch es, wenigſtens in der Geſchichte deutſcher Volksſagen, einen Namen erhalten hat. Nimmt man dieſe davon, ſo bleiben nur unbedeutende Begebenheiten übrig, welche die Geſchichte ſeiner Schickſale bilden, für die man kein vorzügliches Intereſſe fühlen könnte. So aber wird es ſeinen erlangten Ruf nicht wieder verlieren, wenn auch klar dargethan wäre, daß jene Erzählung nur das iſt, was ſie iſt — eine Fabel. Von dieſer hernach. Jetzt die Geſchichte des Schloſſes.

Das Schloß Giebichenſtein liegt auf einem hohen ſteilen Felſen dicht an der Saale, eine halbe Stunde von der Univerſitätsſtadt Halle entfernt. Das Jahr ſeiner

Geburt iſt, wie bei ſo vielen Burgen, die ein hohes Alter tragen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Dieß zu verdrängen, würde eine ſo unmögliche als mühevolle Arbeit ſeyn, auch nur in noch größere hiſtoriſche Untiefen führen. So viel möchte aber wohl erweislich ſeyn, daß es im zehnten Jahrhundert ſchon als der Hauptort einer Burggrafſchaft gleiches Namens ſtand, deren Beſitzer die Grafen von Wettin und Merſeburg waren. Einer der Letztern, Markgraf Riddag von Merſeburg, trat es an den Kaiſer Otto I. ab, behielt ſich jedoch den lebenslänglichen Nießbrauch vor. Nach ſeinem Ableben wurde es daher, nebſt den dazu gehörigen beträchtlichen Beſitzungen, worunter ſich auch die Salzquellen in Halle befanden, ein Eigenthum der ſächſiſchen Kaiſer. Von dieſen ſchenkte Otto I. im Jahre 961 einen Theil an das Erzſtift Magdeburg, und wenige Jahre ſpäter das übrige auch. Deſſen ungeachtet muß aber das Schloß auf gewiſſe Art noch zur Dispoſition der Kaiſer geweſen ſeyn; denn es wurde noch lange Zeit von ihnen zur Aufbewahrung angeſehener Staatsgefangenen gebraucht. So ließ im Jahre 1003 Kaiſer Heinrich II. den Markgrafen Heinrich von Oeſterreich ein Jahr lang hier eingeſperrt halten, weil er zum Nachtheil des Kaiſers die Böhmen nach Baiern geführt hatte. Heinrich III. ließ den Herzog Gottfried von Lothringen zwei Jahre lang hierherbringen. Herzog Ernſt II. von Schwaben ſaß auch lange Zeit da, weil er wider ſeinen Stiefvater Kaiſer Konrad II. kabalirte; und Ludwig Landgraf von Thüringen, der ſogenannte Springer, ſaß

wegen ähnlichen Vergehens zwei Jahre lang hier. Es entſtand daher das Sprichwort:

Wer kommt nach Giebichenſtein,
kommt ſelten wieder heim.

Giebichenſtein war dabei dennoch die Reſidenz, oder vielmehr die Wohnung der Erzbiſchöfe, wenn ſie ſich in dieſer Gegend aufhielten. Nicht aber auf dem eigentlichen Schloſſe war ſie, — denn dieß ſollte nur in Kriegszeiten zum letzten Zufluchtsorte dienen, — ſondern am Fuße des Schloßberges. Hier ſtanden die zur Aufnahme des ganzen Hofſtaats und zur Wirthſchaft nöthigen Gebäude, welche von einem tiefen Graben umgeben waren. Hier befand ſich ihre Kanzlei nebſt dem Archiv, und hier ſtarben auch mehrere Erzbiſchöfe, als Walther 1012, Adelgot 1118, Albert IV. 1403, Günther II. 1445, Friedrich III. 1464, und Johann 1475.

Während dieſer Zeit hatte das Schloß mancherlei Schickſale. Im Jahre 1278 nahm es Markgraf Dietrich von Landsberg in einer Fehde ein, und gab es dem damaligen Erzbiſchof Bernhard erſt vier Jahre nachher, und nur gegen Erlegung von 500 Mark Stendalſchen Silbers, zurück. In einer Fehde zwiſchen der Stadt Halle und dem Erzbiſchof Burchard III. eroberte es Graf Bernhard IV. von Mansfeld; und ob er gleich Bundesgenoſſe der Hallenſer war, ſo behielt er doch die Beute für ſich, verſetzte ſie aber für 1100 Mark Silbers an die Stadt Halle. Im folgenden 1328ſten Jahre gerieth dieſe in Bann und Achtserklärung. Warum? iſt mir unbekannt.

Der Erzbiſchof erbot ſich, ſie aus dieſem politiſchen Fegefeuer zu reißen, wenn ſie ihm Giebichenſtein frei zurückgeben würde. Was wollte ſie machen! ſie willigte ein, und der Bannſtrahl erloſch.

Otto's Nachfolger ließ es 1363 durchaus wieder herſtellen; ließ auch am Fuße des Felſens eine hölzerne Brücke über die Saale bauen, die jedoch das Waſſer bald wieder zerſtörte. Günther III., der in den vielen Fehden mit den Städten Magdeburg und Halle faſt alle ſeine Schlöſſer einbüßte, behielt nur noch Giebichenſtein, und bekriegte von da aus ſeine Feinde. Er mußte zwar auch dieſes an Kurfürſt Friedrich von Sachſen pfandweiſe überlaſſen, löſ'te es jedoch bald wieder ein. Nach hergeſtellter Ruhe befeſtigte er es im Jahre 1442 aufs Neue, ließ um die untern Gebäude herum die zum Theil noch vorhandenen Graben, Mauern und Thürme aufführen, und ſein Nachfolger Friedrich II. errichtete da viele neue Gebäude. Deſſen Nachfolger Johann, ein Pfalzgraf am Rhein, vermehrte die Schloßgebäude, auf welchen er 1474 den König Chriſtian von Dänemark einige Tage bewirthete, als dieſer nach Rom reiſte. Im folgenden Jahre ſtarb Johann, und ſein Nachfolger Prinz Ernſt von Sachſen war der Letzte, der Giebichenſtein bewohnte. In Halle lag nemlich der Rath und die Pfännerſchaft ſeit langer Zeit ſchon in Streit mit einander. Dieſer erhob ſich 1478 mit einer ſolchen Heftigkeit, und der Magiſtrat ſah ſich dabei ſo in die Enge getrieben, daß er ſeine Zuflucht zu dem Erzbiſchof Ernſt nahm, ihn zu Hülfe rief, und ſogar die Schlüſſel

der Stadt auf dem Schloſſe Giebichenſtein in ſeine Hände lieferte. Halle hatte von jeher den Erzbiſchöfen angeſtanden, und gern hätten ſie es längſt ſchon an ſich geriſſen, wenn nur einiger Schein des Rechts dazu vorhanden geweſen wäre. Der Antrag der Stadt kam daher Ernſten ſehr erwünſcht, und er ſäumte nicht, ſogleich mit ſeiner Mannſchaft in die Stadt einzuziehen. Die Häupter der Rebellen ließ er gefangen nehmen, und erklärte ſich zum Herrn von Halle. Ohne Schwerdtſtreich, ohne daß ein Tropfen Bluts floß, ging dieſes ſo in erzbiſchöfliche Hände über. Ernſt, der dieſen Ort ſchicklicher zu einem Wohnorte fand, als Giebichenſtein, verließ dieſes, und bauete ſich dort ein Schloß, welches die jetzt auch in Ruinen liegende Moritzburg iſt. Seitdem ſtand Giebichenſtein verlaſſen und verödet, wozu ein Wetterſtrahl, der am 1ſten September 1572 in eine Scheuer fiel, und mehrere Gebäude abbrannte, viel beitrug.

Der 30jährige Krieg gab ihm vollends den Reſt. Der ſchwediſche Feldmarſchall Banner quartierte ſich im Jahre 1636 mit einem ſtarken Kommando Reiterei darauf ein, und zwar mit aller nur möglichen Ungezogenheit. Die Pferde wurden überall hingeſtellt, in Stuben und in Kammern; ja ſogar in die Amtsſtuben wurden ſie gebracht, und ihnen hier die Amtsakten und Dokumente untergeſtreut. Im Malzhauſe kam durch die Nachläſſigkeit der Soldaten Feuer aus, das die am Fuße des Felſens gelegene Kapelle und ſämmtliche Burggebäude verzehrte. Nur der Thurm, der nachher reparirt ward, und

worin noch jetzt die Uhr des Orts iſt, und einige Mauern, blieben ſtehen. Dieſe wenigen Reſte ſieht man noch gegenwärtig. Auch die Mauern der Kirche ſtehen noch, und ſind zu einem Brauhauſe eingerichtet worden. Von den ſonſtigen erzbiſchöflichen Wohn- und Wirthſchaftsgebäuden findet man auch noch hin und wieder Reſte, welche zu den Wirthſchaftsgebäuden des jetzigen Guts benutzt ſind.

Die Lage des Schloſſes Giebichenſtein war vor der Erfindung unſerer jetzigen Kriegsinſtrumente ſehr feſt. Der Fels, auf dem es ruhete, ſteigt faſt rings herum gerade in die Höhe. Auf der einen Seite fließt die Saale dicht daran hin, und wenn ſonſt die Aufgangsſeite gut verwahrt wurde, ſo war es höchſt ſchwierig, es zu erobern; denn auch tiefe Gräben ſicherten es am Fuße gegen jede Annäherung.

Die Umgebungen des Felſens ſind ſehr angenehm, die Ausſicht von ihm recht heitern Charakters. Die ſanftfließende Saale, welche nicht fern davon über eine Wehr brauſet, das am andern Ufer liegende Dörfchen Cröllwitz, das große reinliche Dorf Giebichenſtein, Halle mit ſeinen ſchönen hohen Thürmen, und ringsum ein buntes Gemiſch von Dörfern, Gebüſchen, Wieſen, Saatfeldern und Landhäuſern, von der Saale in mehrern Armen durchſchnitten, das alles bildet ein Gemälde, wovor man gern verweilt.

Von dieſem Gemälde aus der wirklichen Welt führe ich meinen Leſer nun zu jenem aus der romantiſchen, aus der Fabelwelt, zur Geſchichte Ludwigs des Springers.

Sie mag diejenigen entſchädigen, denen das Vorhergehende trocken ſchien.

Im eilften Jahrhundert herrſchte über Thüringen Graf Ludwig II., ein Mann, weder von beſonderer Tapferkeit, noch ſtrenger Moralität, aber feurigen verliebten Temperaments, und von der Natur ſehr wohl gebildet. Minderjährig kam er zur Regierung, und kaum volljährig, vermählte er ſich mit einer Tochter Herzogs Ulrich von Sachſen, lebte jedoch ihres unerſättlichen Stolzes halber unglücklich mit ihr, ſo daß er ſie den Eltern zurückſchickte, bei denen ſie bald darauf ſtarb. Entfeſſelt von dieſem traurigen Verhältniß, frei und jung, im vollen Beſitz jugendlicher Kraft und noch ohne Erben, fühlte er das Bedürfniß doppelt, ſich an ein Weſen anzuſchließen, das ihn mit Liebe umfing, ſuchte aber lange vergebens darnach unter den Burgfräuleins ſeiner Nachbarn. Allen gefiel wohl er, aber keine feſſelte ihn; und lange ſchwärmte er herum, bis ihm endlich die Stunde ſchlug. Auf einem großen Gaſtmahl, das der Graf Metzelinus zu Nebra angeſtellt hatte, traf Ludwig mit der, wegen ihrer beſondern Schönheit berühmten, Pfalzgräfin Adelheid von Sachſen zuſammen. Die Tafel würzte Frohſinn und muntere Laune, denn der Becher ging fleißig herum. Nach der Tafel wurde getanzt, und wo nun noch Zurückhaltung herrſchte, da ſcheuchte ſie Muſik, und die vom Walzer genehmigte Erlaubniß, in verbotenen Graden ſich zu nähern. Ludwig drehte ſich mit Adelheid im Saale herum; ſeine Blicke begegneten den ihrigen, ſeine Hand berührte die

ihrige, ſein Arm umfing ihren ſchönen Körper, ihre beiderſeitigen Empfindungen drückte die Grazie aus, mit der ſie tanzten, und unwillkührlich richteten ſich die Augen Aller auf dieſes ſchöne Paar. Gegenſeitig entſtand eine Neigung unter ihnen, die freilich beſſer unterdrückt worden wäre. Wer mag es aber dem jungen Manne verargen, daß er das Schöne ſchön fand; wer mag der blühenden Adelheid den Seufzer zum Vorwurf machen, der ihrer ſchwellenden Bruſt ſich entwand, wenn ſie den feurigen Ludwig mit ihrem phlegmatiſchen Eheherrn verglich! — Der Tag verſtrich. Mit Blicken gaben ſie ſich das Wort, eine Neigung nicht zu dämpfen, in deren Fortdauer ein ſeliger Genuß für ſie lag.

Einige Zeit darauf war Ludwig in Freiburg an der Unſtrut, wo er ein Schloß erbauen ließ. Hier erfuhr er, daß der Pfalzgraf Friedrich, der auf dem nahen Schloſſe Weißenburg *) wohnte, abweſend, und Adelheid allein ſey. Raſch ſchwang er ſich aufs Roß und flog hinüber, ließ ſich anmelden, und Adelheid empfing ihn mit hochklopfendem Herzen. Die Unterredung war ſittſam und einſylbig, bis Ludwig die Laute ergriff, und durch ſie ſeine Gefühle ſprechen ließ. Die Annäherung begann; Gefühle löſten ſich in Worte auf; unumwundene Erklärungen folgten, und ewige Liebe wurde einander geſchworen. Aber wie zum Genuß derſelben gelangen? Dieſe Aufgabe

*) Im jetzigen preußiſchen, vormals ſächſiſchen Amte Freiburg, über dem Dorfe Zſcheiplitz.

gabe löſ'te — welche Aufgaben löſen Weiber nicht! — Adelheid. Ein ſchwarzer Anſchlag, der ihren Charakter ins hellſte Licht ſtellt, entſtieg ihrem unedeln Herzen. Sie forderte Ludwig auf, ihren Eheherrn — zu morden. Nur ein von der leidenſchaftlichſten Liebe gepackter Mann, deſſen Vernunft die Sinnlichkeit ganz umgarnt hält, konnte bei einem ſolchen Vorſchlage nicht zurückbeben, das Weib doch noch an ſich reißen, und durch Bande der Ehe, welche ſie ſo eben auf die gewaltſamſte Weiſe zu zerreißen verlangte, an ſich feſſeln wollen. Ludwig ſtutzte zwar, leider aber mehr über die Schwierigkeit der Ausführung, als über die Zumuthung ſelbſt. Er wandte Einiges dagegen ein; aber Adelheid, hierauf vorbereitet, räumte alle Einwürfe aus dem Wege, und vermochte Ludwig, ihr zu ſchwören, daß er die That vollbringen wolle. Ihr Plan war folgender: In der Nähe des Schloſſes Weißenburg war ein kleiner Wald, in welchem Friedrich oft jagte. Hier ſolle Ludwig, wenn Friedrich im Bade ſäße, ſich einfinden und mit ſeinen Reiſigen jagen. Sie wolle dann ſorgen, daß Friedrich aufgebracht darüber werden, und, um ihm das Jagen zu wehren, auch in den Wald kommen ſolle, wo er ihn durch Schimpfreden reizen, zum Zweikampf auffordern, und — umbringen könne. Der Zweikampf werde den Mord bemänteln, und er zu weiter keiner Verantwortung gezogen werden.

Ludwig gab wirklich ſein Wort zur Ausführung dieſer ſchändlichen That. Auf ſeiner Burg ließ er die Waffen in Stand ſetzen, Fangeiſen, Armbruſt, Pfeile, Alles

bereit legen, um auf jeden Fall verſehen zu ſeyn, und wenn der Streich mit Einer Waffe mißlänge, ihn doch mit der andern ausführen zu können. Er blieb in Freiburg, um auf den erſten Wink ſeiner Geliebten da zu ſeyn. Dieſer erfolgte. Adelheid ließ ihn benachrichtigen, daß ihr Mann ſo eben ins Bad geſtiegen ſey, er möchte jetzt in dem beſtimmten Hölzchen erſcheinen. Ludwig zog aus, von einem ſtarken Jagdgefolge begleitet, und Hörner und Hunde verkündigten gar bald ſeine Gegenwart. Adelheid, die mit erheuchelter Sorgfalt ſich um des Mannes Badewanne beſchäftigte, hörte dieß nicht ſo bald, als ſie ans Fenſter lief, zu ſehen, was es gäbe. Mit ereifernder Stimme fuhr ſie auf den badenden Ehemann los, erzählte, was ſie ſah, und forderte ihn auf, dieſen Eingriff in ſeine Rechte nicht zu dulden, und den jagenden Ludwig für einen ſolchen Frevel zu züchtigen.

Pfalzgraf Friedrich, der den Frieden liebte, gern allen Streit vermied, ſelbſt mit Aufopferung eigenen Vortheils vermied, ſuchte Ludwigen zu entſchuldigen, erklärte das Ueberſchreiten ſeines Jagdreviers für eine zufällige Verirrung, womit es Nachbarn nicht ſo ſtreng nehmen müßten, und meynte, daß ein Hirſch mehr oder weniger kein großer Verluſt für ihn ſey.

Adelheid wurde nun heftiger, mahlte Ludwigs Vergehen mit den grellſten Farben aus, ſprach ihrem Gatten allen männlichen Charakter ab, nannte ihn feig, weibiſch, phlegmatiſch, und brachte es dadurch ſo weit, daß Frie-

drich ſich aus dem Bade erhob, ſich ankleiden ließ, und, von einigen Dienern begleitet, hinab in den Wald ritt.

Friedrich traf Ludwigen mit ſeiner Schaar im vollen Jagen an; und da dieſer gar nicht that, als wollte er ſich entſchuldigen, ſo wurde doch Friedrichs Galle rege. Er ſprengte auf Lüdwig zu, redete ihn barſch an, und verlangte Genugthuung. Ludwig antwortete keck; ein Wort holte das andere; ſie geriethen in den heftigſten Wortwechſel; Ludwig drückte ſeine Armbruſt auf den ganz unbewaffneten Pfalzgrafen ab, fehlte, nahm nun einen Schweinsſpieß, rennte auf ihn los, und ehe Friedrich nur auszuweichen vermochte, lag er ſchon im Blute ſchwimmend an der Erde. Das ledige Roß lief nach der Burg zurück, die Diener Friedrichs trugen den entſeelten Leichnam nach, und Ludwig begab ſich auf ſein am Thüringer Walde gelegenes Schloß Schauenburg.

Adelheid ſpielte die Rolle der Untröſtlichen, der tief Gebeugten meiſterhaft. Sie rang die Hände, zerfloß in Thränen, zerraufte ihre ſchönen blonden Locken, warf ſich in die tiefſten Trauerkleider, und ließ den Leichnam Friedrichs mit großem Pomp im Kloſter Goſek beiſetzen. Weg war nun das Hinderniß, das ihrer Liebe zu Ludwig entgegenſtand; und die Hoffnung, zu ſeinem Beſitze zu gelangen, übertäubte die Stimme ihres Gewiſſens. Ludwig konnte dieſe nicht ſo leicht zum Schweigen bringen. Sie mahnte ihn oft und hart. Trotz der Rohheit der Sitten jener Zeit fühlte er das Schlechte ſeiner Handlung ganz, und ſuchte daher allerlei Zerſtreuungen auf. Es gelang.

Zeit und Umſtände mindern Alles, und bald mahlte ihm die Hoffnung einer Verbindung mit Adelheid eine roſenfarbene Zukunft vor. Er ſandte Spione aus, welche hören mußten, was man über den Vorfall ſpreche, was ſeine Geliebte mache, und erfuhr, daß es vielerlei Gerüchte darüber gäbe, daß die meiſten den Mord als im Zweikampf geſchehen betrachteten, vom eigentlichen Grunde deſſelben aber Niemand etwas ahne, und Adelheid in ſtiller Eingezogenheit auf ihrer Burg lebe und trauere. Jetzt wurde er dreiſt, und ſchritt zur Ausführung des Plans. Eine zärtliche Korreſpondenz, wie ſie die bleierne Schreibart der Zeit nur zuließ, begann zwiſchen den beiden Liebenden; und noch war kein Jahr verfloſſen, als Ludwig die untröſtliche junge Wittwe nach der Schauenburg führte und ehelichte. Mit aller Pracht jener Zeit wurde die Vermählung gefeiert. Acht Tage lang wechſelten Turniere, Banquets, Muſik und Tanz, woran alle Edle der umliegenden Gegend Theil nahmen, und vergeſſen war bald im Taumel der Luſt der blutige Pfad, auf welchem die Liebenden ins Ehebett wandelten. Nun aber war die Ermordung Friedrichs für Niemand mehr ein verhülltes Geheimniß. Die Ungeduld der Liebenden, ſich zu beſitzen, hatte ſelbſt den Schleier zerriſſen, der ihn verhüllte, und Ludwig erſchien jetzt als abſichtlicher Mörder. Friedrichs Verwandten ſuchten daher Alles hervor, ſich an ihm zu rächen. Beſonders that dieß Friedrichs Bruder, der Erzbiſchof Adelbert von Bremen. Dieſer wußte ſich beim Kaiſer Heinrich IV. anzuſchmeicheln und ihn gegen Ludwig

einzunehmen; und da die Unruhen zwiſchen Heinrichen und den Thüringern wegen des Mainzer Zehnden — wovon wir unten bei der Geſchichte des Schloſſes Spatenberg mehr hören werden — damals obwalteten, ſo benutzte er dieſen Umſtand, und ſchilderte Ludwigen als einen Hauptaufwiegler der Thüringer. Es gelang ihm auch — denn was gelang in dieſen Zeiten den Pfaffen nicht! — den Kaiſer ſo gegen Ludwigen aufzubringen, daß er Befehl gab, den unruhigen Kopf gefangen zu nehmen. Die Ausführung dieſes erſchlichenen Befehls erfolgte bald. Als Ludwig einſt von Sangerhauſen nach Halle ritt, ward er aufgehoben und nach dem Schloſſe Giebichenſtein geführt.

Ohne die eigentliche Urſache der Verhaftnehmung zu wiſſen, ſaß er gefeſſelt und eng verwahrt. Vergebens harrte er auf eine Anklage, vergebens auf Heinrichs Rückkehr aus Italien, um ſich der Gnade deſſelben unterwerfen zu können. Troſtlos jammerte zu Hauſe ſeine Adelheid, und Beide weinten über ihr trauriges Schickſal. So verging ein, ſo vergingen zwei Jahre. Die Hoffnung, aus dem Kerker zu kommen, ward immer ſchwächer, und die Furcht vor einer traurigen Zukunft nahm zu. Endlich kehrte Heinrich aus Italien nach Thüringen zurück, und nun ſollte Ludwigen der Prozeß gemacht werden. In dieſer peinlichen Lage nahm Ludwig ſeine Zuflucht zum heiligen Ulrich, flehte dieſen Patron um Hülfe an, und verſprach Kirchen und Klöſter zu bauen, Tempel und Altäre zu errichten, wenn er ihn befreien würde. Der heilige Ulrich nahm dieß gnädig auf, und ſein Beiſtand

äußerte ſich dadurch, daß Ludwig auf den Einfall kam, durch einen Sprung aus dem Fenſter ſeines Gefängniſſes hinab in die Saale, zu entkommen. Dieſer Gedanke gedieh immer mehr zum feſten Entſchluß, und ſeine Ausführung geſchah folgendergeſtalt.

Um nur erſt der Feſſeln entledigt zu werden, ſtellte er ſich krank und immer kränker. Er wurde ſchwach und matt, ſprach von ſeinem Ende, verließ das Lager nicht, ließ Alles mit ſich machen, wie mit einem Kranken, und erreichte dadurch unverlangt, was er wünſchte. Man nahm, als unnöthig und für ſeine Geneſung ſchädlich, ihm die Feſſeln ab; doch verließen ihn die ſechs Edelleute, welche Tag und Nacht bei ihm die Wache hatten, nicht. Nachdem einige Tage ſo verfloſſen waren, und er ſeine Schwäche recht täuſchend hatte zunehmen laſſen, verlangte er ſeinen Geheimſchreiber, um ihm ſeinen letzten Willen diktiren zu können. Einer Perſon ſeines Ranges konnte dieß nicht verſagt werden, und der Geheimſchreiber kam. Durch die zunehmende Krankheit ſorgloſer gemacht, und auch aus Beſcheidenheit, bei Abfaſſung des letzten Willens nicht gegenwärtig ſeyn zu wollen, ließen die Wächter Ludwigen meiſtens allein mit ſeinem Diener. Statt des letzten Willens diktirte Ludwig aber demſelben einen Befehl an ſeinen Amtmann in Weißenfels, welcher alle Anſtalten zur Flucht enthielt. Zwei Kähne ſollten auf einen beſtimmten Tag unterm Schloſſe Giebichenſtein bereit ſeyn, ihn aufzunehmen, ſein Leibroß, der Schwan genannt, am andern Ufer der Saale bereit ſtehen, ihn weiter zu tragen,

und der Geheimſchreiber mußte ihm einen Mantel von Wachstuch verſchaffen, den er umnehmen wollte, damit ſich der Wind darin fangen möchte und er ſanfter in die Fluthen hinabfiele. Alles dieß geſchah, und Niemand gewahrte das Mindeſte. Es hieß, der letzte Wille ſey nun verfaßt, und der Geheimſchreiber begab ſich wieder zurück, der harrenden Adelheid hiervon Nachricht zu überbringen. Mit freudiger Unruhe ſah Ludwig den Tag ſich nähern, den er zu ſeiner Erlöſung beſtimmt hatte, und der ihn wieder in den Schooß ſeiner Familie zurückbringen ſollte. Aengſtlich-bange über die Ungewißheit des Gelingens ſeines gewagten Plans, warf er ſich am letzten Abend auf das Lager, zog ſein Rettungskleid an, und that einen Mantel darüber, es zu bergen. Kein Schlaf winkte ihm; Gefühle gemiſchter Art hielten ſeine Lebensgeiſter in ſteter Spannung. Viel zu langſam krochen ihm die Stunden vorwärts. Jede Minute däuchte ihm ſechzig, der Gang der Uhr im hohen Thurme über ihm ſchien zu ſtocken. So quälte er ſich durch dieſe ewige Nacht, indeß ſie ſeinen ſchnarchenden Wächtern ein Augenblick war. Mit inbrünſtigem Gebete begrüßte er am Fenſter die erſten Strahlen der Sonne, die in ſeinen Kerker fielen. Mit Wehmuth ſah er hinab in die Fluthen der Saale, in denen ſich die Sonnengluth ſpiegelte, mit Wehmuth, ob ſie ſein Grab oder ſeine Befreier ſeyn würden. Er ſeufzte laut, hob die Hände empor, und da entfiel ihm der Stab, mit welchem er, der erkünſtelten Schwäche halber, immer herumging. Seine Wächter ſprangen erſchrocken auf, rieben ſich den

Schlaf aus den Augen, und wunderten ſich ſehr, Ludwigen ſo zeitig das Lager verlaſſen zu ſehen. Mit der Antwort, daß ihm heute recht wohl ſey, und er ſich durch Herumgehen Bewegung machen wolle, beruhigte er ſie jedoch wieder.

So brachte Ludwig faſt den ganzen Tag mit Herumgehen in ſeiner Klauſe zu. Die Unruhe trieb ihn umher. Oft ſah er durch das Fenſter, ob nicht die beſtellten Kähne auf der Saale erſchienen, ſein Pferd nicht ankäme; und ſchon glaubte er vergebens zu harren, da der Abend nahte, als endlich die erſehnten Rettungswerkzeuge anlangten. Mit hochklopfendem Herzen ging er noch ein Mal in der Stube auf und ab. Seine Wächter, vertieft im Damenbretſpiel, beobachteten ihn nicht. Dieſen Augenblick benutzte er, warf den Stab und den obern Mantel von ſich, ſprang raſch in das offene Fenſter, und ſtürzte ſich hinab in die Saale. Das künſtliche Gewand blähete der Wind auf, und ſo fiel er ſanft in die Wellen, aus denen ihn die Fiſcher hervorzogen und an das Ufer brachten. Hier ſetzte er ſich auf ſein getreues, flüchtiges Roß, und jagte nach Sangerhauſen in die Arme ſeiner Adelheid.

Wie es möglich war, von einer ſo beträchtlichen Höhe herab in die Saale zu ſpringen, ohne wenigſtens ſinnlos ans Ufer gebracht zu werden, das wollen wir ununterſucht laſſen. Wahrſcheinlich aber ſchützte ihn der Hexameter:

Suscipe virgo tuum nunc ſancta Maria miniſtrum!

den er im Hinabſpringen laut ausſprach.

Kurz, Ludwig hatte ſich befreit, war glücklich gerettet, baute dem heiligen Ulrich die verſprochene Kirche *) zu Sangerhauſen, die noch jetzt ſteht, ſtiftete das Kloſter Reinhardsbrunnen, und Adelheid das Kloſter Oldisleben. Nun war der Himmel beruhigt, die Menſchen auch, und Ludwig hieß ſeit der Zeit der Springer.

Die ganze Legion der Chronikenſchreiber von Thüringen erzählt die Geſchichte dieſes Sprunges. So wahrſcheinlich ſie ſie aber auch darzuſtellen, ſo ſehr ſie ſie auch mit der genaueſten Angabe vieler kleinen Nebenumſtände zu begleiten weiß, und ſo geneigt man iſt, ſich durch das Abentheuerliche und Romantiſche derſelben beſtechen zu laſſen und ihr Glauben beizumeſſen, ſo auffallend zeigt doch das Lokal, daß es eine völlige Unmöglichkeit war, an der Seite, wo die Saale beim Schloſſe Giebichenſtein vorüberfließt, hinab zu ſpringen. Denn es ragen Felsſtücke ſo weit hervor, daß übermenſchliche Schnellkräfte nöthig wären, ſich über ſie hinaus zu ſchwingen. Daß die Saale nicht ganz dicht am Felſen wegläuft, wäre ein noch zu widerlegender Einwurf, da die Ufer eines Fluſſes ſteten Veränderungen ausgeſetzt ſind. Man kann daher dieſen Sprung für nichts anders als ein Mährchen halten, das dem von der Roßtrappe am Unterharze zugeſellt werden muß. So wie man nun da dem Reiſenden noch die Spuren des Pferdetrittes zeigt, ſo wird man auch hier auf das

*) Ueber einer der Kirchthüren lieſt man noch die Worte: Suscipe Saucte domum, quam vinctus compede vovi.

noch zur Hälfte ſtehende Fenſter aufmerkſam gemacht, aus dem Ludwig entwiſchte.

Ohne Zweifel geht es aber mit dieſer Geſchichte, wie mit ſo mancher andern, die einen fabelhaften Anſtrich hat. Etwas Wahres liegt immer zum Grunde, nur iſt dieß durch vieljährige Tradition, aus politiſchen Rückſichten, oder aus ſonſtigen Privaturſachen, welche man in Urkunden oder öffentlichen Schriften vergebens ſuchen möchte, in ein ſolches Gewebe von Unwahrſcheinlichkeiten gehüllt, daß es nicht mehr zu erkennen iſt. Ludwig wurde vom Kaiſer Heinrich IV. im Jahre 1081 wirklich gefangen genommen und auf Giebichenſtein geſetzt. Nicht aber wegen der Ermordung Friedrichs, die er freilich, wo nicht ſelbſt verrichtete, doch verrichten ließ, ſondern weil er an einer von den ſächſiſchen Fürſten wider den Kaiſer geſtifteten Empörung Antheil genommen hatte. Auch befreite ihn kein Sprung, ſondern ſeine Freunde. Die Wächter, welche entweder beſtochen oder überliſtet waren, erzählten aber ſeine Flucht auf jene wundervolle Art, um der Verantwortung zu entgehen, oder ihre Nachläſſigkeit zu bemänteln, welche Zwecke ſie auch erreichten. Mit Hülfe des heiligen Ulrich fanden es ihre leichtgläubigen Zeitgenoſſen gar nicht unmöglich, und Ludwig erhielt den Beinamen des Springers.

Ludwig ſtarb 1123, ein und achtzig Jahre alt. Adelheid funfzehn Jahre früher. Beide liegen in der Kloſterkirche zu Reinhardsbrunnen begraben. Sein moraliſcher Charakter ſetzt ihn keinesweges unter die Zahl derer, die

ſich durch ſittliche Tugenden hervorthaten. Er beging bei der Erbauung der Wartburg, wie wir demnächſt bei der Geſchichte dieſes Schloſſes ſehen werden, eine große Ungerechtigkeit; er ließ den Pfalzgrafen Friedrich aus unreiner Liebe ermorden, oder that es ſelbſt; er weigerte ſich, ſeinem Stiefſohne die väterlichen Güter herauszugeben: lauter Züge, die ſeinem Herzen wenig Ehre machen. Man würde aber auf der andern Seite auch ſehr irren, wenn man die Tugenden jenes Zeitalters nach unſerm Maaßſtabe abmeſſen wollte. Die rohe Denkungsart der Zeiten entſchuldigt Manches, was unſere Moraliſten aufbringen würde, und die damalige Verwirrung und ſtete Befehdung machten manche Handlung nothwendig, welche außerdem ſchreiende Ungerechtigkeit geweſen wäre.

* * *

Von den Ruinen des Schloſſes Giebichenſtein giebt es, außer der dieſem Bande als Titelkupfer beigefügten, im J. 1815 erſt aufgenommenen Anſicht, noch eine Abbildung im dritten Hefte der Topographie pittoresque des états pruſſiens. Berlin, bei Morino, 1788, von Nergel geſtochen, welcher Treue der Darſtellung nicht abzuſprechen iſt. Dreyhaupt in ſeiner Beſchreibung des Saalkreiſes ſtellt ſie im 2ten Theile auf der vierzigſten Tafel, von G. A. Gründler gezeichnet, dar, wie ſie im Jahre 1750 ausſahen. Der Unterſchied zwiſchen damals und jetzt iſt nicht groß, wenige Mauern ſtanden damals mehr. Dieſer Theil der Dreyhauptſchen Beſchreibung des

Saalkreiſes; Vulpius Ludovicus desiliens, 1713; Müllers Streifereien in den Harz, 1ſter Bd. 1800, und eigne Anſicht des Lokals, ſind die Quellen, aus denen ich bei Bearbeitung der Erzählung von Giebichenſtein ſchöpfte. Die Geſchichte von Ludwigs Sprung iſt als Roman: „Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen, 2 Theile, Leipzig, 1791. 8." und auch für die Bühne: „Ludwig der Springer, Schauſp. von Hagemann. Berlin, 1793. 8." bearbeitet worden.

6.

Anhalt
am Harz.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So verſinkt im ſchnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!

Matthiſſon.

Digitized by Google

Digitized by Google

6.

Anhalt.

Die Burg Anhalt liegt in Trümmern, aber das Fürſtenhaus, deſſen Wiege ſie war, blüht noch. Seit Jahrhunderten ſchon iſt ſie zerfallen, und nach einem Jahrhunderte möchte auch die mindeſte Spur davon vergebens aufgeſucht werden. Möge doch immer das Geſchlecht, das aus ihr hervortrat, und zu den älteſten Deutſchlands gehört, noch viele Jahrhunderte hindurch ſeinen Stamm fortgrünen ſehen und weit verbreitete Aeſte treiben, die nie der Sturm der Zeiten entblättere!

Es thut mir recht leid, daß ich gerade von der Burg Anhalt, die mir ſo nahe liegt, und dem Lande angehört, in welchem ich ſo glücklich lebe, gar wenig Bedeutendes ſagen kann. Ihre Beſitzer ſpielten mitunter große Rollen, thaten ſich durch Tugenden und durch Tapferkeit hervor; aber ihre Stammburg war nie der Schauplatz hervorſpringender Ereigniſſe. Sie war keine Räuberhöhle, kein Ort des Jammers unſchuldiger Gefangener, bei deſſen Anblick der Vorüberziehende ein Kreuz ſchlug, und ihr aus dem Geſicht zu kommen eilte. Stets die friedliche Wohnung

friedlicher Bewohner, fand ſie nur in den Umſtänden ihren Untergang. Alſo nur wenig iſt's, was ich über ſie mittheilen kann, wenn ich mich nicht in trockne Unterſuchungen einlaſſen will, ob mir gleich alle Quellen zum Gebrauch bereit ſtanden. Dieß Wenige iſt Folgendes:

Im Herzogthum Anhalt-Bernburg, und zwar im obern Theile, der zum Unterharz gehört, iſt ein ſchönes romantiſches Thal, das Selkenthal genannt. Es iſt ſechs Stunden lang, wird von dem Waſſer, die Selke, durchſtrömt, und iſt reich an eingreifenden Naturſchönheiten. Am rechten Ufer deſſelben liegen auf dem kegelförmigen Hausberge die Ruinen der Burg Anhalt, von Ballenſtedt 1½ Stunde, von Harzgerode eine Stunde entfernt. Die oberſte Fläche des Berges ſteht mit keinem benachbarten Berge in Verbindung, und war ſehr klüglich zur Bebauung mit einer Burg ausgewählt, indem die Natur ſie ſchon gegen Ueberfälle ſchützte. Sie iſt mit einer Menge von Mauerſtücken und Steinen belegt. Nichts davon ſieht aber einem Gebäude noch ähnlich, als der Fuß eines runden Thurms, unter welchem der Eingang in ein verſchüttetes Gewölbe iſt. Alles Uebrige iſt gänzlich zuſammengeſtürzt, durchwühlt, und mit Büſchen und Bäumen dicht überwachſen.

Wolf von Pagk, ein fürſtlicher Bergbedienter, erſtattete vor mehr als zweihundert Jahren ſeinem Herrn einen Bericht über den damaligen Zuſtand der Bergwerke der Gegend. Darin erzählt er unter andern: „daß man auf dem Anhaltsberge nach Silbererz geſucht, dabei in

ein

ein „großes Gewühle“ von Ziegelſteinen und Werkſtücken gerathen, und endlich auf Eſtrich geſtoßen ſey. Dieſen hätten die Bergleute durchbrochen, unter demſelben ein vierfaches Pflaſter von Ziegelſteinen gefunden, faſt wie ein Gewölbe, und als ſie auch dieß durchgefahren, gegen ſechshundert gute Ziegelſteine herausgeholt. Unter dieſen Ziegelſteinen habe es geſchienen, als ſey das Gewölbe mit Gyps ausgegoſſen, es wäre auch mit gelbem lockern Schutt gefüllt geweſen, in den man tief hinein ſtoßen können. Bei dem wiederholten Hineinſtoßen und Graben darin, ſey ein Dunſt oder Wind heraufgeſtiegen, auch hätten ſich plötzlich eine Menge Raben eingefunden, die über den Bergleuten hin- und hergeflogen und ein gewaltiges Geſchrei erhoben. Ohne ſich irren zu laſſen, hätten die Bergleute immer fortgearbeitet, indem ſie geglaubt, dieß ſey das Zeichen, daß ſie nicht fern mehr von einem Schatze wären, oder von einem reichen Erzgange. Allein beides ſey nicht der Fall geweſen, und habe die ganze Ausbeute nur in Stücken verfaulten Holzes und in feinen Menſchenknochen beſtanden.“

An eigentlichen Schatzgräbern hat es übrigens auch in dieſen Ruinen nicht gefehlt, und mögen ſie durch ihr Umwühlen und Unterminen wohl auch viel zum frühern Untergange der Reſte mitgewirkt haben. Im Brunnen, der jetzt ganz verſchüttet iſt, forſchten ſie vorzüglich oft nach dem Keſſel mit Gelde, den der allgemeine Volksglaube da hinein gezaubert hat. Es ſind noch nicht hundert Jahre, da gingen einige Bergleute aus, dieſen Schatz zu

heben. Einer wurde hinabgelaſſen, ſah den überfüllten Keſſel ſchon dicht vor ſich, griff darnach, ihn zu faſſen, das Geld in einen Sack zu ſtecken, aber da ſank der Keſſel tiefer, und je tiefer er ſich hinabließ, deſto tiefer ſank der Keſſel. Da erkannte er des „Teufels Blendwerk", und ließ ab von dem Verſuche.

Da, wo ſich die höchſte Höhe des Berges in die an ſie grenzenden Berge gegen Mitternacht hin verflächt, bemerkt man noch eine um ſie herumlaufende Vertiefung, vordem ein Wallgraben. Wo aber der Berg gerade hinab in das Thal läuft, hört ſie auf. Noch etwas tiefer hinab, nach Mitternacht, trifft man an dem Wege nach Wilhelmshof ebenfalls Steinhaufen an, die von eingeſtürzten Gebäuden herrühren müſſen. Beckmann ſpricht in ſeiner Anhaltſchen Geſchichte von den Ruinen einer Kapelle oder Kirche, welche er in der Nähe des Schloſſes noch geſehen habe. Wahrſcheinlich ſind das dieſe Steinhaufen. Noch wahrſcheinlicher wird es, wenn er ſagt, daß am Ende des Gottesackers bei dieſer Kirche eine große Linde ſtehe, worin viele Namen fürſtlicher Perſonen eingeſchnitten wären, und man von einer ſehr großen Linde jetzt noch bei jenem Steinhaufen den Stamm findet.

Am Fuße des Berges und am Eingange in das Thal, der Feuerſteinsgrund genannt, ſieht man auch noch Grundmauern von Häuſern. Mündlichen Ueberlieferungen zu Folge hat da ein Jägerhof, der zum Schloſſe gehörte, geſtanden. Noch jetzt heißt der Holzort, welcher dem An-

haltsberge gegen Weſten liegt, und von demſelben durch den Feuerſteinsgrund getrennt iſt, der Jägerhof.

Die Ausſicht von dem Berge erſtreckt ſich nicht über die umliegenden Harzberge hinweg, und auch an dieſer hindern oft Bäume und Geſträuche. Mit Mühe findet man zwiſchen ihnen durch, einen Raum, um das Schloß Falkenſtein, das Forſthaus Wilhelmshof, den Brocken und das Jagdhaus Meiſeburg zu ſehen, oder in dem ſchönen Thale den Schlangenlauf der Selke verfolgen zu können. Beſonders ſind daran eine Menge der ſchönſten Ulmen und Eſchen hinderlich.

Die Bergart des Haus- oder Anhaltberges iſt ein grauer Thonſchiefer. Man findet aber auch vielen Jaſpis daran, welches einige alte Schriftſteller veranlaßte, zu ſagen, daß das Stammhaus der Fürſten von Anhalt auf einem Jaſpisgrunde ſtehe. Bruckmann führt in ſeiner Beſchreibung der Bergwerke des Harzes bei dieſer Gelegenheit folgende poetiſche Zeilen an:

„Es iſt wohl nie gehört, daß eines Königs Haus,
Auf ſolchen Grund gebaut, der Anhalt übertrifft.
Das graue Alterthum in Anhalt weiſt es aus,
Daß deſſen Stammhaus iſt auf Jaſpisgrund geſtift't.
Die Deutung ſoll wohl ſeyn, Gott laſſe es geſchehen!
Daß dieſes hohe Haus nie werde untergehen."

Obgleich dieſe Deutung etwas geſucht iſt, ſo entſchuldigt ſie doch des Verfaſſers gutgemeinter Wunſch, in welchen jeder wohlgeſinnte Anhaltiner von Herzen einſtimmen wird.

Als eine beſondere Eigenheit des Hausberges verdient bemerkt zu werden, daß faſt alle in dieſer Gegend wachſende Laubholzarten darauf ſtehen. Man könnte ihn daher eine Probekarte von Bäumen und Geſträuchen des Landes nennen.

In der Geſchichte der Burg Anhalt finden wir, daß ſie, wie ſchon erwähnt, nie zu ſolchen unedeln Zwecken dienen mußte, wie ſo viele andere Burgen. Sie war vom Anfange an bis zu ihrem Untergange ſtets die friedliche Wohnung der Vorfahren des Anhaltſchen Fürſtenhauſes. Eſikus IV., Graf von Ballenſtedt, erbaute ſie um das Jahr 905, als er ſein väterliches Haus in Ballenſtedt — das jetzige Reſidenzſchloß der Herzoglich Bernburgſchen Linie — in ein Kollegiatſtift verwandelte. Es ſcheint aber, als ob er ſie nur angelegt habe; denn als einer ſeiner Urenkel, Otto, mit dem Zunamen der Reiche, im Jahre 1110 das Kollegiatſtift Ballenſtedt in ein Benediktinerkloſter verwandelte, und deswegen ſeinen Wohnſitz von Ballenſtedt nach dem Schloſſe Anhalt verlegte, ließ er den angefangenen Bau erſt vollenden. Wahrſcheinlich war ſie durchaus von Stein aufgeführt, wie dieß bei allen Burgen der Zeit der Fall war, und wie ſich beſonders bei dieſer Burg erwarten läßt, die in einer ſo ſteinreichen Gegend erbaut ward. Dieſer Umſtand führte aber die alten Chroniſten — welche gar zu gern alles aufſuchten, um den Urſprung eines Namens zu finden oder doch ableiten zu können, ſollte dieſe Ableitung auch noch ſo hergezwungen erſcheinen — auf die Meinung, daß die Burg des-

halb Anhalt genannt worden ſey, weil ſie ohne Holz, „ohne Holt, ahne Halt" erbaut geweſen, woraus ſpäterhin Anhalt geworden wäre. Wenn es überhaupt ein weſentlicher Umſtand wäre, den Namensurſprung zu wiſſen, ſo möchte wohl hier die Meinung viel für ſich haben, daß, da die Burg an einer Halde (Hügel) erbaut geweſen, dieſe ihre Lage „an einer Halde" nach und nach zur Bildung des Wortes Anhalde, Anhalt, die Veranlaſſung gegeben.

Im Jahre 1140 zerſtörten es die Freunde Herzogs Heinrich des Löwen, welcher damals kaum zehn Jahre alt war. Albrecht der Bär (von Anhalt) wollte nemlich bei der Minderjährigkeit Heinrichs einen Einfall in Sachſen thun, der ihm aber übel bekam, und die Zerſtörung des Schloſſes nach ſich zog. Wer es nun wieder aufbaute, iſt unbekannt. Im Jahr 1300 muß es aber noch bewohnt geweſen ſeyn; denn Fürſt Otto von Anhalt unterzeichnete daſelbſt eine Urkunde, vermöge welcher er dem Kloſter Ballenſtedt das Dorf Eneckerode ſchenkte. Eben dieß muß auch noch im Jahre 1376 der Fall geweſen ſeyn, wo die Aebtiſſin des zwei Stunden davon gelegenen Stiftes Gernrode, Adelheit von Walde, in einem Legate an das Stift, dem Perner (Pfarrer) Arnold auf Anhalt, lebenslänglich eine Mark Silber ausſetzte. Ob nun aber ſpäterhin noch die Burg bewohnt war und wie lange, das bleibt ungewiß.

Ueber die Art ihres Unterganges iſt man verſchiedener Meinung. Nach einigen alten Geſchichtſchreibern hat ſie Konrad, Erzbiſchof zu Magdeburg, in Verbindung

mit dem Markgrafen Konrad zu Meißen und den Grafen zu Wettin, nebſt mehrern andern Schlöſſern im Harze zerſtört. Spangenberg ſagt davon in ſeiner ſächſiſchen Chronik, daß ſie namentlich mit dieſem Schloſſe ſo unbarmherzig umgegangen wären, daß niemand zur damaligen Zeit ſich habe entſinnen können, daß ein Schloß mit der Schnelligkeit wäre niedergeriſſen worden. Andere ſagen, Heinrich der Löwe habe es zerſtört, weil Kaiſer Friedrich der Rothbart ihm Sachſen nahm, und den Fürſten Bernhard von Anhalt damit belieh. Wieder Andere meynen, es ſey verlaſſen worden und von ſelbſt zerfallen. Dieſe ſcheinen aber zu irren, und die gewaltſame Zerſtörung mehr Glauben zu verdienen. Denn, wollte man annehmen, daß es auch gleich nach dem Jahre 1376, wo es noch bewohnt war, verlaſſen worden wäre, ſo würde es ſeit der Zeit, oder in den ſeitdem verfloſſenen 442 Jahren, nicht ſo ganz und gar haben verfallen können, wie wir es jetzt finden, ſondern es würden wohl noch mehrere Reſte, wenigſtens noch ein Thurm, ſtehen.

Bei der Theilung des Fürſtenthums Anhalt im Jahre 1603 wurde dieſes Schloß, da die Herzöge von Anhalt alle den Namen davon führen, als eine gemeinſchaftliche Beſitzung beibehalten, und keinem der gemachten Antheile zugelegt. In dieſer Verfaſſung befindet es ſich noch. Die Ruine gehört den jetzigen drei Anhaltſchen Fürſtenhäuſern Bernburg, Deſſau und Köthen gemeinſchaftlich; Grund und Boden aber iſt Bernburgiſch.

* * *

Becmann und Bertram in ihren Geſchichten des Fürſtenthums Anhalt, ſo wie eigne Beſichtigung, lieferten dieſe wenigen Nachrichten. Eine Abbildung des Schloſſes, wie es einmal war, finde ich nirgends. Von ſeiner jetzigen Beſchaffenheit möchte eine Darſtellung zu unbedeutend ſeyn.

7.

Stolpen.

— — — Disjectis — muris
reliquias veterumque vides monumenta virorum.

Virgil.

7.

S t o l p e n.

Im meißniſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen liegen drei Meilen von Dresden, über dem Städtchen Stolpen, die ſchönen Ruinen der vormals wichtigen Burg gleiches Namens. Ein ſanft anlaufender Baſaltberg trägt ſie, an deſſen Fuße die Weiſeritz fließt.

Die Geſchichte giebt uns zwar von ihren erſten Erbauern keine befriedigende Nachricht, ſie beurkundet aber, daß das Städtchen in den älteſten Zeiten, und bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Jockrym, folglich erſt von dieſer Zeit an, nach der dabei liegenden Veſte, Stolpen genannt, und beide im Jahre 1218 von dem adeligen wendiſchen Geſchlechte Mocco beſeſſen wurden.

Biſchof Bruno II. von Meißen brachte Stadt und Veſte, wahrſcheinlich im Jahre 1227, von den Mocco's kaufweiſe an ſein Stift. Von dieſer Zeit an haben ſie dieſe Biſchöfe nebſt allem Zubehör bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts beſeſſen, und zuletzt ſogar ihren bleibenden Sitz dahin verlegt gehabt.

Zur Zeit der erſten Beſitzer mag die Burg von keiner großen Bedeutung geweſen ſeyn, da ſie die alte Sage lediglich ein von geſchrotenem Holze aufgeführtes Bollwerk nennt. Ihre nothwendige Verſtärkung und Verſchönerung erhielt ſie nach und nach erſt unter der biſchöflichen und kurfürſtlichen Regierung. Sie beſtand und beſteht zum Theil noch aus drei durch Zugbrücken mit einander verbundenen Höfen. In dieſe gelangte man jedoch erſt durch den Hanewald — dem äußerſten Platze vor der Burg, der ein vom Biſchof Johann III. 1390 angelegtes Außenwerk war — und durch die mit ſtarken Bruſtwehren, gewölbten Thoren und tiefen Gräben verſehene Klengelsburg, einem zweiten, vormals mit dem Hanewalde durch eine Zugbrücke verbundenen Außenwerke, das Kurfürſt Georg II. von Sachſen 1675 durch ſeinen Oberlandbaumeiſter von Klengel anlegen ließ. Im erſten Hofe befand ſich der Donatsthurm, von dem aber jetzt keine Spur mehr zu ſehen iſt, desgleichen der Marſtall, der Kornboden, die Marterkammer und eine große Ciſterne. Der zweite Hof enthielt die Hauptwache, rechts einen dicken Thurm, die alte Schöſſerei genannt, und links den St. Johannisthurm. Dieſen hat die Gräfin Koſel merkwürdig gemacht. Sie, die in der Geſchichte der Liebeleien des Königs Auguſt von Polen eine Hauptfigur iſt, wollte einmal in einem Anfalle von Eiferſucht den König erſchießen. Um von dieſer endemiſchen Krankheit geheilt zu werden, mußte ſie in dieſem Thurme ihr Vergehen bereuen lernen. Unter einer humanern Regierung bot man ihr

die Freiheit wieder an, allein aus freier Wahl blieb ſie, und konnte ſich nicht entſchließen, ihren Aufenthalt, den ihr die Gewohnheit angenehm gemacht hatte, zu verlaſſen. Hier hatte ſie ihren kleinen Garten, eine Treppe hoch ihr Wohnzimmer, noch höher ihre Bibliothek und dergleichen mehr. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man noch jetzt ihre damalige häusliche Einrichtung.

Innerhalb des dritten, auch mit dicken Mauern und tiefen Gräben wohlverwahrten Hofes ſtanden die ehemaligen herrſchaftlichen Gebäude, welche ſpäterhin die Feſtungskommandanten bewohnten; nemlich: 1) der Seigerthurm, den ſchon Kurfürſt Auguſt erbauete, der 1714 zum letzten Male reparirt ward, und neben welchem ein Deſtillirhaus ſtand, worin Anna, Auguſts wirthſchaftliche Gemahlin, allerhand feingebrannte Waſſer abgezogen haben ſoll; 2) der Siebenſpitzenthurm, den der Biſchof Schönberg von Meißen um die Mitte des 15ten Jahrhunderts erbauete, und mit ſieben Spitzen verſehen ließ. Nachdem er im 30jährigen Kriege durch Kroaten nebſt den andern Burggebäuden mit verbrannte, wurde er zwar wieder aufgebauet, erhielt aber nur Eine Spitze; 3) das Brunnenhaus, welches über dem 143½ Ellen tiefen, durch lauter Baſalt gebrochenen Brunnen ſtand; 4) das Zeughaus; 5) das Kunſtthürmchen, welches ſeinen Namen von der darin befindlichen, 1563 angelegten, und vor 18 bis 20 Jahren mit großen Koſten wiederhergeſtellten Waſſerkunſt hat, vermöge welcher das durch doppelte, größtentheils eiſerne Röhren von dem Dorfe Lauterbach

hereingeleitete Waſſer den Berg hinauf, und in die Burg getrieben wird; 6) die Schloßkapelle. Dieſe war der heiligen Barbara gewidmet, wurde im Anfange des 15ten Jahrhunderts vom Biſchof Thimo von Meißen erbaut, und zugleich ein Kollegiat von ſieben Kanonicis dabei geſtiftet. Sehenswerth war darin ein prächtiger, mit Gemälden und Bildſäulen reich verzierter Hochaltar, und ein in der Mitte der Kapelle ſtehendes, aus Stein ſehr künſtlich gearbeitetes großes Kreuz, an welchem ein beſonderer Altar ſtand, der nach der Reformation zum Tauftiſche gebraucht wurde. Im Jahr 1591 ließ Kurfürſt Auguſt ſeinen achten Sohn hier taufen. Die Taufzeugen waren Dr. Peucer, Magiſter Philipp und die Doktorin Neſe. Wie haben ſich Zeiten geändert! Welcher Fürſt bäte wohl jetzt ſolche Perſonen zu Gevattern? — Außerdem war dieſe Kapelle mit vielen heiligen Reliquien reichlich verſehen; der Aberglaube, ſo wie der Unglaube, haben ſie aber von hier vertrieben. Im Jahre 1539 wurden die koſtbarſten Heiligthümer des Domſtifts zu Meißen, worunter ſich auch ein leibhaftiger Finger des Apoſtels Paulus befand, in dieſe Schloßkirche geflüchtet, weil man fürchtete, daß ſie dort, wo die neue Lehre ſchon ſo weit um ſich gegriffen hatte, nicht mehr vor Zerſtörungen ſicher ſeyn möchten. Gegen das Ende des Jahres 1558 ſchickte man ſie aber auch von hier wieder fort, nachdem ſie während der Carlowitziſchen Befehdung vom Pfaffen Niklas Gruner im Bettſtroh waren verborgen worden. Jetzt iſt die Kapelle in das Amtsarchiv verwandelt. Man ſieht aus der

beträchtlichen Anzahl der Gebäude, welche zum Stolpener Schloſſe gehörten, von welcher Wichtigkeit und von welchem Umfang es war. Von allen aber ſteht gegenwärtig nur noch der Amtsſchütteboden, der Seigerthurm und die Kapelle.

Von den Schickſalen Stolpens iſt aus den älteſten Zeiten her wenig, und dieß Wenige noch ſehr mangelhaft auf uns gekommen. Nur das wiſſen wir zuverläſſig, daß die Huſſiten im Jahre 1429 in der daſigen Gegend große Verheerungen anrichteten, auch das Städtchen Jockrym verbrannten, an die Veſte Stolpen ſich aber nicht wagten. Wir können daher ganz davon ſchweigen, und ſogleich zur Erzählung der für die Macht der geiſtlichen Herren in Sachſen überhaupt und für das Stift Meißen insbeſondere ſehr ungünſtigen Begebenheit übergehen.

Nach dem Tode des Biſchofs Niklas II. von Meißen (ein v. Carlowitz) war Johann IX. (ein Edler von Haugwitz) Biſchof geworden. Kaum daß er es war, ſo ſah er ſich in Streitigkeiten verwickelt, deren Reſultat der Verluſt des ganzen Stolpener Gebiets war. Hans von Carlowitz, der Neffe Niklas II., verlangte nämlich von ihm die Herausgabe des von ſeinem Onkel hinterlaſſenen Teſtaments. Johann lieferte auch ein verſiegeltes, von ſeinem Vorfahrer, jedoch noch als Kanonikus, errichtetes Teſtament, nebſt einer mit Geld gefüllten Kiſte aus; allein Carlowitz behauptete, daß ſein Onkel kurz vor ſeinem Ableben noch ein Teſtament gemacht, und im Stolpener Archive niedergelegt habe, dieß müſſe ihm herausgegeben

werden, und wenn es ſich nicht fånde, ſo ſey es unter≠geſchlagen. Johann verlangte Beweis und Genugthuung, und war bereit, ſich einem rechtlichen Erkenntniſſe in dieſer Sache zu unterwerfen; Carlowitz aber ließ ſich hierauf nicht ein, ſondern beſchloß, mit Gewalt zu erlangen, was er durch Güte nicht bekommen konnte. Am 13ten September 1558 ſchickte er ihm einen Fehdebrief zu, und am 14ten ſchon berennte er Stolpen, um Johann, wo möglich, perſönlich zu fangen. Da dieſer Plan aber mißlang, indem Johann nach Prag entflohen war, ſo kühlte er ſeine Rache durch Verwüſtung der biſchöflichen Beſitzuugen. Auch ſuchte er die Burgknechte, jedoch vergebens, aus der Veſte zu locken. Den biſchöflichen Räthen war jedoch herzlich bange, als ſie von oben herab die Verwüſtungen des Feindes anſehen mußten. Sie ließen aus dem großen Geſchütze drei Nothſchüſſe thun und Sturm låuten, damit die Bauern aus den umliegenden Gegenden zuſammenkommen und der Verwüſtung Einhalt thun ſollten; aber es kam auch nicht Einer. Carlowitz verließ zwar den Stolpener Bezirk auf einige Zeit, um die entferntern biſchöflichen Beſitzungen zu durchſtreichen, kehrte aber, nachdem er ſich der Stådte Wurzen und Mügeln bemåchtigt und ſie ausgeplündert hatte, bald zurück, und bedrångte Stolpen und Biſchofswerda von neuem, und zwar hårter als vorher, weil man ihn, ungeachtet aller geäußerten Verſicherungen, ſich freundſchaftlich benehmen zu wollen, nicht einließ.

Biſchof Johann ſprach indeſſen den bedrångten Stolpenern von Prag aus Troſt zu. Er verhieß ihnen Hülfe,

ſie

ſie möchten nur ausharren. Allein Carlowitz wurde kühner und dringender; die Hülfe blieb aus, und die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner Stolpens ſahen ſich genöthigt, ihren oberſten Schutzherrn, den Kurfürſten, um Rettung und Beiſtand anzuflehen. Kurfürſt Auguſt verſprach Hülfe; aber erſt nach drei vollen Wochen ſchickte er einen Ausſchuß von bewaffneten Alt-Dresdenern und Radeberger Bürgern unter der Anführung des Bruders des Befehders. Ohne Widerrede wurde dieſer in die Burg eingelaſſen, und nahm von ihr im Namen des Kurfürſten Beſitz. Die Streitigkeiten wurden bald ausgeglichen. Johann mußte an Carlowitz 4000 Gülden zahlen, und alle, welche während der Fehde Verluſt gehabt hatten, entſchädigen. Carlowitz mußte aller Anſprüche auf das Teſtament ſeines Onkels entſagen, und alle in Beſitz genommene biſchöfliche Ortſchaften zurückgeben. Letzteres geſchah, bis auf die Pflege und Burg Stolpen. Dieſe hatte der Kurfürſt einmal in Beſitz, und gab ſie auch nicht wieder heraus, bot jedoch dem Biſchof dafür das Amt, die Stadt und das Kloſter Mühlberg an. Was wollte Johann machen, er mußte ſich ſchon dieſen ſchlechten Tauſch gefallen laſſen, wenn er nicht ganz leer ausgehen wollte. Auf dieſe Art erreichte auch in dieſer ſchönen Pflege Sachſens das geiſtliche Regiment ſeine Endſchaft.

Daß der Kurfürſt bei Schlichtung dieſes Zwiſts nicht ganz unparteiiſch verfuhr, und ſich ſelbſt am wenigſten dabei vergaß, leuchtet in die Augen. Ja, es ſcheint ſogar, daß er die Fehde, wenn auch nicht veranlaßte, doch

ſehr begünſtigte; denn er ließ geſchehen, was er wohl als Landesherr nicht hätte zulaſſen ſollen: daß ſeine Vaſallen, daß ſelbſt ſein Stallmeiſter, Hans von Carlowitz, ſo unbarmherzig auf den ſtiftiſchen Gütern wirthſchaften durften. Dadurch aber machte er ſich am verdächtigſten, daß er ſich nicht früher in den Streit miſchte, als bis ihn die Stolpener und Biſchofswerder um Schutz anriefen, und ſich dadurch gewiſſermaßen ſchon der biſchöflichen Herrſchaft begaben. Sein Benehmen bei der ganzen Sache bewies auch nur zu deutlich, daß er dem Carlowitz wohl, und dem Biſchof, der ſich als einen heftigen Gegner der neuen Kirchenverfaſſung bewies, und den neuen Fortſchritten der Aufklärung in ſeinem Wirkungskreiſe alle Hinderniſſe in den Weg legte, übel wollte *); daß er ihn zu ſchwächen, und die ſchönen Stiftsgüter auf eine gute Art an ſich zu ziehen ſuchte. Und ſo gelang es ihm denn auch, das anſehnliche Stiftsamt Stolpen gegen die weit unbeträchtlichern mühlbergſchen Kloſtergüter einzutauſchen.

Nach dieſer traurigen Periode herrſchte ſechzig Jahre hindurch Ruhe und Friede in dem Bezirke Stolpens. Das Land erholte ſich wieder, die Burg gewann an Bequemlichkeit und Feſtigkeit, und die Stadt zog aus der öftern Gegenwart des Kurfürſten viele Vortheile. Im dreißigjährigen Kriege litt aber alles wieder von neuem. Im

*) In den finſtern Marterkammern und Gefängniſſen auf Stolpen iſt mancher proteſtantiſche Lehrer, zur Ehre der katholiſchen Religion, zu Tode gepeinigt worden.

Jahre 1632 wurde Stolpen von den Kroaten ſehr heimgeſucht. Sie plünderten die Stadt rein aus, ermordeten, wer ſich ihnen widerſetzte, wendeten ſich dann gegen die Burg, in die ſich die mehreſten Einwohner mit Weibern und Kindern geflüchtet hatten, drangen mit Sturm durch die niedern drei Thore, bemächtigten ſich des Kornbodens, ſchoſſen über die Zugbrücke auf die Schießlöcher, konnten aber doch des Platzes nicht Meiſter werden. Die Belagerten wehrten ſich tapfer, und feuerten aus Stücken und Doppelhaken ſo ſcharf unter die Feinde, daß der Kroatenanführer Romhof die Burg mit Sturm zu erobern verzweifelte. Er forderte den Burghauptmann durch freundliche, ernſte und drohende Worte zur Uebergabe auf; allein fruchtlos: man antwortete ihm vielmehr mit grobem Geſchütz. Voll von Wuth und Rache, gab er Befehl, die Stadt in Brand zu ſtecken, und bald darauf loderten die Flammen. Ein heftiger Sturm vermehrte das Unglück. Von der Stadtkirche flogen die glühenden Schieferſtücken auf die Burg. Der Siebenſpitzenthurm brannte zuerſt, und dann alle äußere Gebäude. In drei ſchrecklichen Stunden waren ſie und die ganze Stadt ein Aſchenhaufen, welchen die Barbaren mit Hohngelächter verließen.

Durch den Prager Frieden war Sachſen mit dem Kaiſer und ſeinen Verbündeten wieder verſöhnt, aber den Schweden und deren Bundesgenoſſen verhaßt. Banner, der furchtbare ſchwediſche Heerführer, kam im Jahre 1639 mit 6000 Mann vor Stolpen, und ließ die kaum erſt etwas aufgebauete Stadt nebſt der Veſte zur Uebergabe

auffordern. Der Burghauptmann Hennig beantwortete dieſe Aufforderung mit ſeinem groben Geſchütz, behauptete tapfer ſeinen Platz, mußte es aber ruhig geſchehen laſſen, daß die Stadt wieder angezündet ward, und zur Hälfte niederbrannte.

Nach Endigung des 30jährigen Krieges wurden die abgebrannten Gebäude auf der Burg wieder hergeſtellt, und die Feſtungswerke noch vermehrt. Auch das Städtchen ſtieg wieder aus der Aſche hervor. Aber bald gerieth ein Theil der Stadt und der Veſte durch Verwahrloſung, bald durch Blitz in Brand, und am 4ten März 1723 wurden alle innerhalb der Ringmauer befindliche Stadt- und auch einige Burggebäude durch Verwahrloſung binnen zwei Stunden in Aſche verwandelt. Ein böſer Dämon ſchien dem Aufkommen des Orts entgegenzuſtreben. Auch waren die Einwohner durch das vielfache anhaltende Unglück ſo verarmt, daß es ihnen nur durch Hülfe einer Kollekte möglich war, ſich wieder anzubauen. Die Burggebäude wurden aber nur nothdürftig ausgebeſſert, weil der damalige Landesherr, Friedrich Auguſt, König von Polen, die Burg nicht achtete. Er beſuchte ſie zwar einige Male mit der Gräfin Koſel, bezeichnete aber ſeine Gegenwart durch nichts, als durch Jagen in dem an dem Berge gelegenen Thiergarten, und das letzte Mal durch Schüſſe gegen den Baſaltfelſen, deſſen Feſtigkeit er probiren wollte.

Im ſiebenjährigen Kriege ſoll auf der Burg Stolpen der erſte feindliche preußiſche Schuß auf ſächſiſchem

Boden geſchehen ſeyn. Die Veranlaſſung dazu und die Geſchichte dieſes erſten Schuſſes iſt folgende:

Mehrere Jahre vor dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges war Stolpen, ſo wie die andern Landesfeſtungen, mit einer Kompagnie Invaliden beſetzt, deren Kommandant der General von Liebenau war. Dieſer erhielt in der Nacht vom 30ſten auf den 31ſten Auguſt 1756 den Befehl, die Garniſon ſogleich ab- und auf die damalige Feſtung Sonnenſtein marſchiren zu laſſen, welches auch geſchah. Der Kommandant, ein älterer Kapitain und ein Lieutenant von der Artillerie, welche auf Stolpen wohnten, blieben allein darauf zurück, und die Einwohner des Dorfs Altſtadt mußten, zu Folge uralter Verpflichtungen, einige Mann zur Bewachung ſtellen. Bis zum 3ten September war alles ruhig, und niemand vermuthete die von Biſchofswerda her an dieſem Tage des Abends um 6 Uhr in Stolpen ankommenden Huſaren. Faſt zu gleicher Zeit war auch der Kommandant von ſeinem in Langenwolmsdorf liegenden Gute zurückgekommen, und man hatte die Zugbrücke niedergelaſſen, damit er hereinreiten könnte. Dieſer zufällige Umſtand allein machte den Huſaren die Einnahme der Burg leicht und möglich, da ſie außerdem bei aufgezogener Brücke ohne Aufforderung und Infanterie nicht würden hineingekommen ſeyn. Der Oberſtlieutenant und nachherige Generalmajor von Warnery, vom Regiment Szekuly, ritt daher ohne Widerſtand in die Burg, denn die wachhabenden Bauern hatten kein geladenes Gewehr. Er ließ Appell blaſen, und der Generalmajor von

Liebenau kam herunter in den Burghof. Hier forderte ihm Warnery den Degen ab, und in dem Augenblicke, als Liebenau nach dem Degen griff, um ihn abzugeben, ſchoß der Barbar den 74jährigen Greis, der an keine Gegenwehr dachte noch denken konnte, mit einer Piſtole eine Kugel in den Leib, die dieſer auch mit ins Grab nahm.

Dieß war der erſte feindliche preußiſche Schuß auf ſächſiſchem Boden; dieß die zufällig leichte Einnahme einer Veſte, die eben nicht von großer Bedeutung war, woraus aber Warnery in ſeinem Berichte darüber — ganz in Buonaparte's Geiſte — ein wichtiges Ereigniß macht, und den Hergang der Sache durch Unwahrheiten entſtellt, nicht bedenkend, daß die alles enthüllende Zeit jede leere Großſprecherei der Art auf ihr Nichts zurückbringt *). Das Warnery'ſche Gefolge hinterließ auf Stolpen auch kein gutes Andenken. Es führte die metallenen Kanonen hinweg, warf die eiſernen, nebſt Gewehren und Munition, in den Brunnen, zerſtörte die ſchöne Waſſerleitung im Thiergarten, und riß an den Gebäuden und Feſtungswerken nieder, was es bis zu ſeinem am 18ten September erfolgten Abzuge niederzureißen vermochte. Seit dieſer Zeit iſt nichts wieder aufgebaut, vielmehr ein großer Theil der Werke im Jahre 1787 abgetragen worden. Und ſo wandelte ſich im Laufe eines halben Jahrhunderts das

*) Commentaires sur les commentaires du comte de Turpin sur Montecuculi. 1779. T. 3. p. 134. — Deutſch in der Anthologie für Preuß. Offiziere. S. den Freimüthigen, Nr. 191. von 1806.

ſchöne und feſte Stolpen immer ſichtbarer in eine Ruine um. Verlaſſen ſchlummerte es, wie ein abgelebter Greis, ſeiner Auflöſung entgegen, kein Unfriede ſtörte die Ruhe, die in ihre öden Mauern eingezogen war, und nur der Fußtritt der Freunde alter Zeiten, die oft unter dieſen großen Ueberbleibſeln aus den Tagen der Fehde herumwandelten, hallte hier wieder. Da brach mit einem Male ein Wetter über den wankenden Mauern aus, und drohte ihnen den raſchern Umſturz. Napoleon Buonaparte, der blutbefleckte Menſch, der Dämon unſerer Zeit, war es, der im Sommer 1813 die alte Burgruine wieder mit Kriegsgetümmel erfüllte. Er ließ einen feſten Platz daraus machen, Thürme und Mauern zur Vertheidigung einrichten, und durch Palliſaden, Aufwürfe und Sprengung des dabei hinderlichen Gemäuers es möglichſt befeſtigen, auch eine kleine Beſatzung hineinlegen. Als er nun von der ſchleſiſchen Grenze ſchnell nach Dresden eilen mußte, wo St. Cyr ſich gegen die andringende alliirte Armee nicht halten konnte, da kam er nach Stolpen, und hatte am 24ſten Auguſt ſein Hauptquartier in dem Städtchen im Hauſe des Amtmanns Oertel, in welchem er auch den Plan zur Schlacht bei Dresden in der Nacht vom 25ſten auf den 26ſten Auguſt entwarf. Am 25ſten des Nachmittags beſah er die in größter Eile gemachten Befeſtigungen der Burg, wobei er die ungemeine Dicke und Feſtigkeit der Mauern bewunderte. Berthier machte ihn auf den Thurm aufmerkſam, welcher der Gräfin Koſel zur Wohnung gedient hatte, aber Buonaparte überhörte

es. Erſt dann, als ein Offizier ſeines Gefolges ihm erzählte, daß bei der Ueberrumpelung der Burg im ſiebenjährigen Kriege der erſte preußiſche Schuß hier gefallen ſey, wurde er aufmerkſam. Zu Thätlichkeiten kam es indeſſen auf Stolpen nicht; denn die Garniſon zog bald darauf wieder ab, ohne daß durch die Befeſtigung irgend ein weſentlicher Vortheil erreicht worden wäre. Die Spuren derſelben werden aber noch lange ſichtbar bleiben.

Der Thiergarten, unter der Burg, anfangs zu einem Baumgarten beſtimmt, enthielt bis zum ſiebenjährigen Kriege indianiſches und Dammwildpret. Jetzt iſt eine herrſchaftliche Schäferei darin, aus welcher alle Unterthanen zur Veredlung ihrer Schaafzucht Böcke und Mutterſchaafe erhalten können.

Merkwürdig iſt der ſo regelmäßig gebildete Baſalt, aus welchem der Berg beſteht. Der Berg läuft von allen Seiten ſanft an; erſt da, wo der Baſalt anfängt, der auf der obern Kuppe hevorragt, erhebt er ſich auf einmal ſteil. Auf dem Bruche iſt der Baſalt grobkörnig, und mit vielen glänzenden, ſchwarzen, glasartigen Punkten oder ſogenannten Schörlkörpern vermiſcht, die aber ſehr klein ſind, und am Stahle Feuer geben. Die Säulen ragen am Tage zu 25 bis 30 Fuß hervor, haben 6 bis 12 Zoll im Durchſchnitt, ſind fünfeckig, ſelten ſechs- oder achteckig, durchgängig von ganzer Maſſe, und durch keine horizontale Spaltungen getrennt. Er wird von grobkörnigem Granit, mit verſchiedenen braunen Quarzdruſen durchſetzt, begleitet, ohne daß man die Grenzen beider

Geſteine beſtimmen kann. Nach dem im Schloſſe befindlichen Brunnen, der durch lauter Baſalt gebrochen iſt, zu urtheilen, iſt jede der Säulen, welche zu Tage ausſteht, ein ununterbrochenes Ganzes, ohne Querſpaltung, von mehr als 312 Fuß Länge. An 500 Fuß Tiefe hat der Brunnen noch. Ein hineingeworfener Stein verurſacht ein donnerähnliches Gepolter. Durch die öftern Wiederholungen dieſes Verſuchs iſt er ſchon zur Hälfte mit Steinen angefüllt, und wird mit der Zeit ganz dadurch verſchüttet werden. Alle Burggebäude und viele Häuſer in dem Städtchen ſind von dieſem Baſalt erbaut, letzteres auch damit gepflaſtert. Welch eine ungeheure Maſſe muß hierzu verbraucht worden ſeyn, und doch iſt er noch in ſo großer Menge vorhanden.

Die Ausſicht von der Ruine iſt zwar ausgebreitet, aber ohne beſondere Reize.

* * *

Schlenkert's maleriſche Skizzen von Teutſchland, 1ſtes Heft, 1794; Leonhardi's Erdbeſchreib. Sachſens, 2ter Bd.; die in der Anmerkung bereits genannten Werke, und: Napoleon in Dresden, 2tes Heft, von F. v. D. Dresden, 1814. 8., habe ich bei Ausarbeitung dieſes Aufſatzes benutzt. In Schlenkert's Skizzen befindet ſich eine von C. A. Günther in Dresden in Querfolio geſtochene Anſicht der Ruine, die brav gearbeitet und treu iſt. Eine zweite, 20 Zoll breit und 14 Zoll hoch, iſt von den Brüdern Wizani in Meißen kolorirt vorhanden. Sie ſtellt

die Ruine treu, ganz in der Nähe und von der Seite des Eingangs vor. Bei Rittner in Dresden koſtet ſie 4 Rthlr. Eine dritte findet man im erſten Hefte der Anſichten ſächſiſcher und böhmiſcher Gegenden, von Ferdinand Müller. Leipzig, Querfol. 1798, und die zwei neueſten im 4ten Hefte der merkwürdigſten alten Burgen und Schlöſſer des Königreichs Sachſen, von C. J. Oldendorp, Dresden 1812. Querfol. Dieſe beiden ſind erſt im J. 1812 nach der Natur, und ſehr treu, gezeichnet worden. Die von der Südſeite giebt den anſchaulichſten Begriff von der Größe und dem Umfange der Burg. Die von der Weſtſeite iſt mehr darauf berechnet, die zu Tage ausſtehenden Baſaltlager an der Hinterſeite der Burg zu ſehen. Ein Abdruck des Aufſatzes über Stolpen, wie ihn die erſte Ausgabe dieſes Bandes enthält, iſt etwas verändert und vermehrt ihnen beigefügt worden. Mehrere kleine unbedeutende Abbildungen von Stolpen, die man beſonders in Dresden findet, laſſe ich, bei dem Daſeyn von großen und guten Blättern, hier unerwähnt.

8.

Falkenberg
bei Detmold.

Seht hin, wo einſt die Veſte ſtand
mit ihren ſtolzen Thürmen,
trotzt öde nur noch eine Wand
der Zeit und ihren Stürmen.

Tiedge.

Digitized by Google

8.

Falkenberg.

Die Ruinen dieſes Schloſſes findet man über dem Dorfe Barlebeck, zwei Stunden von Detmold, in dem Fürſtenthum Lippe. Zur Zeit des Fauſtrechts war es eine der Hauptveſten der Lippeſchen Regenten und ein ſicherer Zufluchtsort für ſie, da es in einem wenig zugänglichen Waldwinkel lag. Ein Chronikenſchreiber dieſes Landes, Piderit, behauptet, es ſey erbaut, um der römiſchen Veſte Alliſon, welche eine Viertelſtunde unter Neuhaus an der Lippe und Alles gelegen haben ſoll, die Spitze zu bieten. Er kann dieſe Meinung aber mit keinen Beweisgründen unterſtützen. Gewiſſer iſt, daß Bernhard der Zweite, edler Herr zu Lippe, das Schloß Falkenberg — ob aus alten Ruinen oder von Grund aus neu? iſt unbekannt — am Ende des zwölften Jahrhunderts erbauen ließ, und es nach ſeiner Gemahlin nannte, welche eine Gräfin Arn aus der Falkenbergſchen Linie war.

Bernhard der Sechste zur Lippe hatte im Jahre 1404 den Herzog Heinrich zu Lüneburg gefangen genommen, und ließ ihn auf dieſem Schloſſe neun Monate lang

ſitzen. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Hennings von Rheden lag nebſt ſeinen Brüdern mit dem Herzog Heinrich in Streit. Heinrich mächtiger, behielt die Oberhand, und jagte endlich die ganze Familie zum Lande hinaus. Die Vertriebenen ſuchten bei dem Grafen Simon Schutz, welcher ſie auch aufnahm und zu Burgmännern des Schloſſes Varenholz erhob. Dieß verdroß den Herzog. Dazu kam noch, daß der Graf Simon nebſt ſeinem Sohne Bernhard mit dem Grafen Eberſtein, der keine Kinder hatte, eine Erbverbrüderung ſchloß, um in deſſen Gütern zu ſuccediren, welche der Herzog Heinrich auch haben wollte. Hierdurch doppelt erbittert gegen den Grafen Bernhard, erhob er eine Fehde wider ihn. Mit einem anſehnlichen Heere näherte er ſich des Grafen Gebiet, welcher ihm aber eine gleich ſtarke Mannſchaft entgegenſtellte. Am 19ten November 1404 kam es zwiſchen Beiden beim Oldenberge an der Weſer zu einem Treffen, in welchem Bernhard Heinrichen gefangen nahm. Heinrich wurde auf dem Schloſſe Falkenberg neun Monate in eine Kammer eingeſperrt, die man noch im 17ten Jahrhunderte unter den Ruinen zeigte, und die Fürſtenkammer nannte.

Heinrichs Gemahlin bat in eigner Perſon um die Befreiung ihres Mannes; allein ſie erfolgte nicht eher, als bis Heinrich dem Grafen eine ſchriftliche Verſicherung gegeben hatte, für ſeine Befreiung 200,000 Gulden zahlen zu wollen. Ungeachtet nun dieſe Verſchreibung mit einem Eide beſtätigt war, ſo war doch Heinrich gar nicht willens, ſie zu erfüllen. Er war theils zu erbittert auf Bern-

hard, theils auch außer Stande, eine ſolche, in der damaligen Zeit höchſt beträchtliche Summe anzuſchaffen. Um nun auch ſein Gewiſſen von einem falſchen Eide abzuwaſchen, ließ er ſich durch den Papſt davon entbinden, und Bernhard erhielt — nichts.

Im Jahre 1447 verwüſteten die Köllner und die Böhmen, unter der Anführung Herzogs Wilhelm zu Sachſen, beinahe das ganze Land. Kein feſter Platz konnte ihnen widerſtehen; aber Falkenberg hielt ſich. Hart wurde es beſtürmt und lange belagert; aber die Beſatzung wehrte ſich tapfer, und der Feind mußte fruchtlos abziehen.

Im 15ten Jahrhundert braunte Falkenberg ab. Bernhard der Siebente bauete es aber 1460 wieder auf. Damals erhielt jeder Steinhauer achtzehn Pfennige Tagelohn. Graf Simon der Sechste, welcher die Ausſicht hatte, unbeerbt zu ſterben, beſchloß, die Regierung ſeinem Vetter, dem Grafen Philipp zur Lippe-Pyrmont, abzutreten, ſich auf dem Falkenberge eine neue Wohnung zu erbauen, und hier ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen. Er ließ auch wirklich im Jahre 1582 den Bau beginnen, aber nicht fortſetzen; denn ſein Plan, da zu leben, ward nicht ausgeführt, indem ſeine Gattin ſtarb, er ſich wieder vermählte, und nun noch neun Kinder erhielt.

Nach erfolgtem allgemeinen Landfrieden blieb die Veſte Falkenberg ungenutzt, und verfiel. Jetzt ſieht man von ihr faſt nichts mehr. Mit Mühe entdeckt man nur die Spuren eines viereckigen Walles, der den Standpunkt der Burg bezeichnet, auf welchem hier und da noch etwas

Mauerwerk aus dem Boden hervorragt. Das bedeutendſte Stück iſt der Reſt eines mit Schutt ausgefüllten Thurms, welcher auch jetzt ganz mit Gebüſch überzogen iſt.

Der Berg, worauf die Ruinen liegen, und welcher auch der Falkenberg heißt, iſt ein kegelförmig geformter Kalkfelſen. Er ſteht iſolirt, iſt aber von andern Bergen, die ihn zum Theil an Höhe übertreffen, umgeben. Man hat daher keine Ausſicht von ausgebreitetem Umfange, aber doch eine recht freundliche. Gegen Südoſt ſieht man den bekannten Exterſtein, Steinheim, die Stadt Horn und den Badeort Meinberg; gegen Nordoſt die Stadt Lemgo, den Flecken Brake und Sternberg; gegen Nordweſt in das Hauptthal des Lippeſchen Landes, und darin, außer einigen Dörfern, die Stadt Salzuffeln, und dahinter Herford.

* * *

Lippeſches Intelligenzblatt Nr. 5. von 1784. — v. Donop Beſchreibung der Lippeſchen Lande, 2te Ausgabe, 1790. S. 34 und 179.

9.

Starchemberg.

Ringsum wandelt der Fuß auf Trümmern vergangener Tage,
Ringsum ſchauet der Blick die Zerſtörungen voriger Alter.

Neuffer.

9.

Starchemberg.

Ich kann meinen Leſern kein beſſeres Gemälde von dieſer, einige Meilen von Wien gelegenen, Burg mittheilen, als es ſich in den „Ausflügen nach dem Schneeberge in Unterösterreich, vom Herrn Profeſſor Schultes in Krakau," Th. 1. S. 121. befindet. Ich gebe dieſes daher ganz ſo wieder, unbedeutende Auslaſſungen abgerechnet, wie es dort der angenehme Erzähler auf ſeiner von Wien nach dem Schneeberge gemachten Reiſe entwirft.

Er erzählt ſo:

„Die Ruinen von Starchemberg hatten zu viel Reize für uns, als daß wir ſie nicht genauer hätten betrachten ſollen. Wir gingen bei der Kuppelwieſerſchen Eiſenkochgeſchirrfabrik hinauf nach dem Buchenwäldchen, das den Hügel krönt. Nachdem wir uns durch den dichten Anflug deſſelben mit Mühe durchgearbeitet hatten, ſahen wir uns noch durch ein kleines Thal von dem Berge getrennt, auf welchem wir jetzt erſt dieſe mächtigen Ruinen in ihrer ganzen Größe vor uns entdeckten. Wir mußten uns links gegen den Saum eines Föhrenwaldes aufwärts wenden,

und folgten dieſem bis zu der unten am Fuße des alten Schloſſes liegenden Meierei. Hinter derſelben, bei einer kleinen Gruppe von Bäumen, kamen wir endlich auf den Standpunkt, von welchem man dieſe Ruinen zeichnen muß. Auf jedem andern verliert die Schönheit dieſer prachtvollen Reſte des Mittelalters, welche die größten in Oeſterreich, und, wenn es in Deutſchland keine größern giebt, als jene, die ich in Heidelberg ſah, die größten in Deutſchland ſind."

„Wenn unſere vaterländiſchen (öſterreichiſchen) Künſtler mehr den Spekulationsgeiſt der engliſchen, und unſere vaterländiſchen Freunde der Kunſt mehr Patriotismus hätten, ſo würden die ärmlichen engliſchen gothiſchen Ruinen, und die engliſchen Felſen, die Baumwollenklumpen gleichen, und die wir den Engländern ſo theuer bezahlen, bald aus den Kabinetten verſchwinden, und wir genöſſen wenigſtens in der Abbildung noch die Schönheit der Ruinen der Schlöſſer, die unſere Urväter für Enkel bauten, welche ſie zerſtörten, verpraßten oder einſtürzen ließen. Vielleicht hat kein Land in Europa ſo hohe Naturſchönheiten, als Oeſterreich: ich nehme die Schweiz nicht aus; vielleicht hat kein Land die Mannichfaltigkeit von Ruinenſcenen aller Art, die Oeſterreich in ſeinen vierthalb hundert alten Schlöſſern beſitzt: aber gewiß iſt es, daß kein Ländchen in Deutſchland, und wäre es auch noch ſo arm an pittoresken Gegenden, ſo undankbare Künſtler, und ein gegen ſein Vaterland ſo undankbares Publikum hat. Man verzeihe mir dieſen Vorwurf, den der Genius Oeſterreichs

und der bildenden Künſte billigt, den ſelbſt Ausländer, die unſer Vaterland bereiſten, wiederholten, wenigſtens ſo lange, bis man aufhört, ihn zu verdienen."

„Wir ſaßen hier eine Weile, und zeichneten. Das, was uns den Morgen ſo ſehr verſchönerte, verherrlichte noch mehr den Abend in dieſer romantiſchen Gegend. Ein ſchwarzes Gewitter, das an der nördlichen Seite hinter den Ruinen daherzog, malte jede Ecke derſelben noch ſchärfer, und das fahle Licht der ſich neigenden Sonne beleuchtete im kühnſten Style jeden Vorſprung, jede Arkade. Wir eilten nun hinauf über den in Felſen gehauenen Weg, und in dem Staunen und in den Gefühlen, die uns ergriffen, als wir dieſen Ruinen uns näherten, verfehlten wir den Eingang des Schloſſes. Ueber eine Viertelſtunde kletterten wir an den Wänden deſſelben auf den Felſen umher: wir wagten es nicht, hinabzuſehen in die Tiefe, die in der Nacht des nahenden Gewitters immer ſchwärzer und ſchwärzer wurde. Endlich befanden wir uns wieder auf dem Punkte, von welchem wir ausgegangen waren: und ſiehe da! wir ſtanden an dem ſchmalen eiſernen Pförtchen, durch deſſen kleine Fallthür man in die Burg tritt. Nimmermehr hätten wir beim erſten Anblick dieſes Thürchen für den Eingang zu ſo mächtigen Ruinen gehalten! Ein weiter Hof empfing uns. Vier kahle Wände, aus welchen mehr als hundert nackte todte Fenſter auf uns herabſtarrten, ſtiegen über Ruinen von Thürmen und Gewölben empor. Um einen alten hoch ummauerten Brunnen lagen Schutthaufen, mit Bäumen und Geſträuch über-

wachſen. „Wer iſt da?“ hörten wir eine Stimme in der Todesſtille aus einem halb eingeſtürzten Gewölbe: „Wer iſt da? Ich bin ein blinder Mann.“ Ein ehrwürdiger Greis hob ſich von einem Steine auf, und ging uns entgegen. Er war blind. Eine Kuh ſprang aus einem Gewölbe, das ihr Stall zu ſeyn ſchien, und ſpielte um den Alten, als ob ſie ihn gegen uns in Schutz nehmen wollte. „Ich bin blind, meine lieben Leute,“ ſagte der Alte wieder, mit einem Tone, der mehr ſeine Furcht vor uns, als die Hoffnung, unſer Mitleiden zu erregen, verrieth. Wir ſprachen ihm Muth zu, und er fand bald an uns ſo herzliche Theilnehmer an ſeinem Unglück, daß er, der Blinde, ſich uns zum Führer in dieſem Labyrinthe von Ruinen anbot. Auf unſere Frage, wie er dieß könne, erzählte er ſeine Geſchichte. Funfzig Jahre iſt er jetzt (1802) blind, und ſo lange wohnt er an dieſer traurigen Stätte. Er wußte die Namen mehrerer Perſonen, die dieſe Ruinen beſuchten, und erzählte viel von den Zeiten, da dieſes Schloß noch nicht ſo wüſte war, als jetzt. Auch erzählte er, daß bei der türkiſchen Belagerung Wiens im Jahre 1683 die Einwohner der herumliegenden Oerter ſich in das Schloß warfen, und den herumſtreifenden Horden tapfern Widerſtand leiſteten; daß er als ein Knabe bei der Dankmeſſe, die jährlich zum Andenken dieſer Begebenheit in der Schloßkapelle gehalten wurde, miniſtrirte. Er hörte nicht auf, von der Pracht dieſer Feierlichkeit und dem Zulaufe der Einwohner aus allen benachbarten Oertern zu erzählen. Thränen traten in ſeine Augen, als er uns die

frohen Tage ſeiner Jugend erzählte. „Nur ich allein muß noch hier leben unter dieſen einſtürzenden Mauern; nur ich muß hier noch meine Sünden büßen," ſagte er in einem bitter-wehmüthigen Tone."

„Dieſer alte Blinde, der im 17ten Jahre ſchon ſein Geſicht durch die Blattern verlor, ſoll hier geboren ſeyn. Die Herrſchaft (ſein Vater war Reitknecht bei dem Grafen von Heißenſtein) ließ ihn, als er ſchon blind war, heirathen, und beſtimmte ihm eine kleine Penſion und freie Wohnung im Schloſſe. Nach dem Tode ſeines gutmüthigen Herrn vergaß man aber nicht nur die Penſion, ſondern man nahm auch das Dach im Schloſſe zu andern Dingen, als zu Penſionen. Sein Unterhalt beſteht jetzt in vier Kreuzern vom Armeninſtitut und einem kleinen Gewinn vom Holzſpalten und Fällen — eine Beſchäftigung, mit welcher der Arme auch ohne Sehkraft ſich zu erhalten gelernt hat."

„Wir durchwanderten nun die Ruinen von Starchemberg und die Höfe des alten herzoglichen Pallaſtes; wir ſtiegen ins Burgverließ, wo noch die Ringe zu den Ketten der Gefangenen hingen; wir ſahen von den Ringmauern und den Warten hinab in das ſchwarze Thal und auf die Berge, die ſchon in der Gewitternacht vor uns ſtanden. Die Thurmfalken kehrten heim in ihre Mauern. „Die Windwachel kommen," ſagte der Blinde, der ſie krächzen hörte, „ſind böſe Thiere, freſſen lauter giftige Schlangen. Iſt's denn ſchon Abend, daß die Windwachel kommen? Oder kommt ein Gewitter?" Beides, lieber

Alter! ſagten wir, und nahmen von ihm Abſchied. Der Sturm fing an, in den Mauern zu heulen, und das düſtere Wiederhallen unſerer Stimmen und Fußtritte zu verwehen. Wir eilten hinab durch den Felſenweg."

„Am weſtlichen Abhange, dicht am Abgrunde, iſt eine Hütte, die Wohnung des Scharfrichters der Gegend. Durch dieſe führt ein Fußweg hinab in ein Thal, das man das Thal der Verwüſtung nennen könnte. Trümmer von Felſen liegen hier auf Trümmern von eingeſtürzten Mauern, überwachſen von Dornen und Geſträuche, und über die Trümmer hin, und durch die Nacht der Büſche rauſcht ein Waldbach, der bald hier bald dort den Pfad weggeſpült hat. Einſame Föhren auf Felſen ſauſen im Sturme. Dort, wo die Scenen am gräßlichſten werden, gähnt ein rother Felsblock. Eine Höhle in demſelben ſcheint durch den Berg in die Gewölbe des Schloſſes zu führen. Ob die Natur dieſen unterirdiſchen Gang ſchuf, oder die Kunſt, kann ich nicht entſcheiden: Letzteres iſt mir wahrſcheinlicher. Die Wände ſind naß, und ehe man eine habe Viertelſtunde weit hineingedrungen iſt, verlöſchen die Lichter, und warnen weiter einzudringen. Immer größer und größer werden die Trümmer und Blöcke, je tiefer man hinabſteigt; aber allmählig bedeckt ſich der Schutt mit Mooſe und magerm Graſe. Die Sträuche werden dichter, und mit einem Male iſt man in einem Ackerfelde. Eine Gruppe von Häuſern und Hütten windet ſich links unter den Weiden der Trieſting hervor; man

geht bei einer Sägemühle über eine Brücke, und nun iſt man wieder in der wirklichen Welt."

„Wir eilten weiter in der Furcht des nahenden Sturmes. Oft ſahen wir zurück auf das von der Abendſonne hell beleuchtete Starchemberg, während bei uns im Thale die Wolken von den Bergen herabrollten, und uns mit einem Gewitterregen begrüßten. Wir fanden Schutz unter einem ländlichen Dache, und ruheten hier im Angeſichte unſers Bergſchloſſes, das wir ſo lieb gewonnen hatten. Unſer Geſpräch war die Geſchichte der Burg: jeder erzählte dem andern ſo viel, als er aus den Chroniken des Vaterlandes wußte. Wer ſie gebauet hat, und wann ſie gebauet wurde, wußte keiner. Starchemberg ſcheint der Lieblingsſitz Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers, geweſen zu ſeyn. Hierher flüchtete er, als er im Jahre 1235 wegen der ſchönen Brunehild Wien verlaſſen mußte, und fand Sicherheit. Hier wurde noch im Jahre 1410 Albert von Oeſterreich von ſeinen Vormündern in Sicherheit gebracht, als die Peſt die Gegend um Neuſtadt und Wien verheerte. Noch vor 130 Jahren war dieſe Burg bewohnt. Jetzt — werden dieſe ehrwürdigen Ruinen einer der älteſten und wichtigſten alten Burgen Oeſterreichs als Bauſteine für Hütten verkauft, die vielleicht ihre Erbauer nicht überleben werden. Wenn man Vandalen diejenigen nennt, die im Kriege, im Lande des Feindes, oder unter den Gräueln einer Revolution die geheiligten Denkmale des Alterthums zerſtören, wie kann

man jene nennen, die dieſen Frevel mitten im Frieden, in ihrem eigenen Vaterlande verüben?"

So weit Schultes.

Die Veranlaſſung zu der vorhin erwähnten Flucht Friedrichs war die: Er hatte ſich in Brunehild von Pottendorf ſterblich verliebt. Seine Liebe war überſchwenglich, und machte ihn für jede Rückſicht blind. Dennoch fehlte es ihm an Gelegenheit, ſeinen Wünſchen die Krone aufzuſetzen, da ein eiferſüchtiger Ehemann die ſchöne Brunehild, wie einen Edelſtein vom reinſten Waſſer, bewachte. Was iſt indeſſen einem Verliebten überhaupt, und einem verliebten Großen insbeſondere, zu ſchwierig, wenn's auf das Erhaſchen der verbotenen Frucht ankommt? Herzog Friedrich machte es wie Don Juan in der Oper. Er veranſtaltete einen großen Tanz, und befahl allen Wiener Bürgern, bei Strafe ſeiner Ungnade, dabei zu erſcheinen, und ihre Weiber mitzubringen. Unbekannt mit der eigentlichen Veranlaſſung dieſer ſchmeichelhaften Einladung, erſchienen ſie, und mit ihnen züchtiglich und ehrbar die wohl angethanen Weiber. Die Verſammlung war zahlreich, die Muſik wirbelte Alles durch einander, und in dieſem Rauſche des Tanzes verſchwand Friedrich mit der ſchönen Brunehild. Die Bürger waren über dieſes unfürſtliche Benehmen höchſt erbittert. Sie ſchickten vier Abgeordnete aus dem Magiſtrat an ihn mit der ernſtlichen Drohung ab, daß, wenn er ſich nicht ſofort aus der

Stadt begäbe, man ihn am Leibe züchtigen werde. Und Friedrich ging. Er floh nach dem Schloſſe Starchemberg, und behielt von allen ſeinen Beſitzungen nur dieß Schloß, nebſt Medling und Neuſtadt.

Die Geſchichte vom Starchemberger Schloſſe iſt kürzlich folgende: Der älteſte Beſitzer war die öſterreichiſche Familie Starchemberg, welche ſchon im 12ten Jahrhunderte ausſtarb. Von ihr ſcheint es an Adalram von Waldecke gekommen zu ſeyn, wenigſtens beſaß es dieſer 1147, und vermachte es an Ottokar V., Markgrafen von Steiermark. Von dieſem fiel es mit Steiermark 1186 an die Oeſterreicher. Im Jahre 1480 wurde Sigismund von Spaur, Kaiſer Friedrichs Hauptmann, hier belagert. 1561 beſaß Hans von Heißenſtein dieſe Veſte als Pfandſchilling Ferdinands des Erſten. Die Pfandſumme ward aber vom Kaiſer Maximilian II. geſteigert, und das Schloß kam 1565 an Don Francesco Laſſo di Caſtilla, und von dieſem vier Jahre nachher an die damaligen Barone Martin und Ferdinand von Taxis. Endlich löſ'te Heißenſtein 1576 den auf Starchemberg haftenden Pfandſchilling von 14343 Gulden von den Taxis ab, und erhielt für 24500 Gulden vom Kaiſer Rudolph II. im Jahre 1577 die Herrſchaft und Veſte Starchemberg, den Markt Pieſting, und die Schlöſſer Hörnſtein und Scheuchenſtein mit allem Zubehör als Erbeigenthum. Jetzt iſt Starchemberg ein Eigenthum des Barons Müller.

* * *

Eine Abbildung von Starchemberg, wie es vor anderthalb Jahrhunderten ausſah, befindet ſich in Viſhers öſterreichiſcher Chronik, S. 47. Nr. 99. Eine neuere kenne ich nicht.

Digitized by Google

10.

Pleſſe
bei Göttingen.

Da droben auf jenem Berge,
da ſteht ein altes Schloß,
wo, hinter Thoren und Thüren,
ſonſt lauerten Ritter und Roß.

v. Göthe.

10.

Pleſſe.

Die Ruinen dieſes Schloſſes liegen anderthalb Stunden nordwärts von der Univerſitätsſtadt Göttingen. Der Berg, welcher ſie trägt, und der Pleſſerberg heißt, iſt ein vorſpringendes Vorgebirge, das gegen Süd-Oſten, Süden und Weſten mehr oder weniger ſteil abgeſchnitten iſt, und nur gegen Norden und Nord-Oſten mit dem übrigen Gebirge, zu welchem es gehört, zuſammenhängt. Die ſteilſten Abhänge waren bloß untermauert, damit ſie ſich nicht ſelbſt doſſiren möchten. Die weniger ſteilen waren aber nicht nur untermauert, ſondern auch an ihrem oberſten Rande mit hohen, mehr als fünf Ellen dicken Mauern umgeben, wovon man noch Reſte ſehen kann. Die nördliche und nordöſtliche Seite der bebaueten und befeſtigten Bergſpitze war von dem Körper des Gebirgs zuerſt durch einen breiten, tiefen und wahrſcheinlich trockenen Graben abgeſondert. Ueber ihn führte gegen Nordoſten eine Zugbrücke in das erſte Thor der Burg, deſſen Mauern man noch ſieht. Alte Leute können es ſich noch entſinnen, daß von der Brücke Pfeiler ſtanden, jetzt iſt aber keine Spur

mehr davon vorhanden. Dieß Thor war ein Theil der äußerſten Mauer, welche am innern Rande des Grabens hergezogen war. Die beträchtlichen Ueberbleibſel derſelben werden gewiß noch Jahrhunderte dauern.

So wie man das erſte Thor hinter ſich hat, entdeckt man gleich, daß das Schloß auf einem natürlichen Hügel lag, der aus der oberſten Fläche des Berges hervorſteigt. Man verfuhr mit ihm eben ſo, wie mit den äußern Umriſſen des Berges, nemlich: man untermauerte ihn, wo er weniger ſteil und erſteiglich war. Der freie Platz zwiſchen der innern und äußern Burgmauer war beträchtlich. Jetzt bemerkt man noch in ihm viele kleine Anhöhen und Thäler, wie Grabhügel. Von dieſem Platze war in die eigentliche Burg kein anderer Eingang, als durch ein feſtes und hohes Gebäude, das den Herren von Ludolphshauſen, als Pleſſiſchen Burgmännern, gehörte. In einer Mauer dieſes Hauſes fand man vor zwölf oder vierzehn Jahren einen kleinen Kinderſarg, der noch unverweſte Knochen enthielt. Hinter dem Hauſe ſtand das Brunnenhaus über einem tiefen in Felſen gehauenen Brunnen, aus dem das Waſſer vermittelſt eines großen Rades heraufgetreten wurde. Dieſes Geſchäft erforderte täglich mehrere Menſchen, welche es zur Frohne verrichten mußten. Die Klage über die Beſchwerlichkeit deſſelben war allgemein, und ſpäterhin wurde deshalb eine Maſchine angelegt, vermöge deren man es mit geringer Mühe herausſchaffte. Noch vor fünf und zwanzig Jahren war der Brunnen ſo tief, daß, wenn man einen Stein hineinwarf, dieſer durch

das

das Anſchlagen an die Wände deſſelben ein ſtarkes Getöſe verurſachte, bevor er auf den Grund gelangte. Jetzt iſt er aber durch das beſtändige Hineinwerfen von Steinen größtentheils damit angefüllt worden. In der umliegenden Gegend glaubt man noch, daß vordem ein unterirdiſcher Gang von dem Brunnen in die innere Burg geführt habe. Dieſe Sage ſcheint nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn, da man im Burgplatze mehrere Stellen findet, die bei ſtarkem Auftreten einen dumpfen Ton von ſich geben, als wären ſie unterminirt.

Der Eingang in die innere Burg war allem Anſehen nach an eben der Stelle, wo man noch jetzt nicht ohne Mühe hinaufzugehen pflegt, in der Nähe des hohen Wartthurms, welcher in den letzten Zeiten der Herren von Pleſſe zu einem Gefängnißthurm gebraucht wurde. Das Thor und die Mauer, die den innern Burghügel gegen Süden einfaſſen, ſind verſchwunden. Bloß die Mauer, die den Fuß des Hügels ſchützte, und bis an den weſtlichen Rand des Berges lief, iſt noch vorhanden. Man geht durch die Thür oder Oeffnung, die ſich noch jetzt in dieſer Mauer befindet, wenn man nach Eddigehauſen durch den ſchönen Wald hinabſteigen will, der den Pleſſerberg gegen Nordweſten deckt.

Der innere Hügel enthielt, mit Ausnahme der bisher genannten Häuſer, alle übrige Gebäude und Thürme, welche die Burg ausmachten. Unter den beiden noch vorhandenen Thürmen iſt der gegen Süden der höchſte, ſo wie der gegen Norden der dickſte. Jener diente urſprüng-

lich zu einer Warte, dieſer zur Aufbewahrung des Archivs und der Schätze des Hauſes. Jener hatte einen ordentlichen Eingang an der Erde, dieſer nur eine einzige Oeffnung 30 bis 35 Fuß über der Erde, zu welcher und aus welcher man nicht anders als auf Leitern kommen konnte. Jener iſt gegen Süden und Weſten durch Wind und Wetter ſo weit eingefreſſen, daß dem Anſcheine nach ſein Einſturz nicht weit mehr entfernt ſeyn kann; dieſer war vor 25 Jahren noch ganz unverſehrt, eine kleine Oeffnung ausgenommen, die unter dem oberſten, aus Quadern beſtehenden, Geſimſe an der Südſeite entſtanden war. Das Geſimſe war noch ganz vollſtändig, nur ſchien der Stein, der über der Oeffnung hing, ſo loſe zwiſchen ſeinen nächſten Nachbarn zu werden, daß, wenn man ihn eine Zeit lang anſah, man Bedenken trug, ſich dem Fuße des Thurms zu nähern, aus Furcht, der Stein möchte herabfallen. Und doch ſaß er ſo feſt, daß er weder durch Kugeln, die man gegen ihn abſchoß, noch durch die heftigſten Winde bewegt werden konnte. Vor einigen Jahren aber riß ein Blitzſtrahl nicht nur ihn und mehrere ſeiner Nachbaren, ſondern auch einen beträchtlichen Theil der obern Mauer nieder, und ſpaltete zugleich die oberſte Hälfte des Thurms an mehrern Stellen. Dreißig Fuß von der Erde aus iſt der Thurm aus lauter gehauenen Steinen aufgemauert; der übrige wohl zweimal ſo hohe Reſt beſteht aus dicken Bruchſteinen, die durch einen Kalkguß mit faſt unzerſtörbarer Feſtigkeit verbunden ſind. Die Dicke der untern Mauer kann man nicht beſtimmen. Sie

war aber gewiß ſo feſt, daß ſie durch die ſonſtigen Belagerungsmaſchinen nicht erſchüttert werden konnte. Einen ſehr angenehmen Effekt machen die Wipfel eines Baumes, die aus dem Thurme hervorragen. In der Ferne ſcheinen ſie Gebüſch, aber es ſind die höchſten Aeſte von zwei ſehr großen, ſtarken Bäumen, die aus den über dem unterſten Gewölbe des Thurms zuſammengehäuften Trümmern vielleicht länger als ein Jahrhundert unſichtbar aufgewachſen ſind, bis ſie ſich mit ihren Kronen über den Rand des Thurms erhoben. Die Wurzeln dieſer Bäume liegen tiefer als der Eingang, durch welchen man vormals in den Thurm kam, und durch welchen ein neugieriger, aber zuverläſſiger Bewohner der Gegend das Daſeyn der beiden Bäume entdeckt hat.

Der pleſſiſche Chronikenſchreiber, Johann Letzner, erzählt, daß man zu ſeiner Zeit die Jahrzahl 963, als das Jahr der Erbauung dieſes Thurms, in einen Stein gehauen, geleſen habe. Wenn er richtig las, und die Jahrzahl auch wirklich von den Erbauern des Thurms eingehauen wurde, ſo trifft man ſchwerlich auf irgend einer Ruine Deutſchlands einen ſo gut erhaltenen Thurm von gleichem Alter an. Man muß um ſo mehr ſeine überaus dauerhafte Bauart bewundern, wenn man bedenkt, daß ihm ſchon im Jahre 1542 Dach und Spitze genommen wurden. Dietrich von Pleſſe glaubte nemlich, daß der Thurm ſeinem Schloſſe in den damaligen unruhigen Zeiten ſehr gefährlich werden könne, wenn es belagert werden ſollte; er ließ daher Dach und Spitze abbrechen, bereuete

es aber nachher oft, als er ſah, daß Regen und Schnee die feſten innern Gewölbe ruinirten.

Unter den übrigen Gebäuden, welche vordem den oberſten Hügel von Pleſſe einnahmen, waren diejenigen die älteſten, welche an der ſüdöſtlichen Seite ſtanden, und das alte Steinhaus hießen. Alle andere Gebäude, deren Ruinen man beim Aufgange auf die Burgſtätte links und rechts gegen den dicken Thurm hin erblickt, wurden erſten 1475, 1485, oder gar erſt 1554 erbauet. Im Jahre 1485 ließ Moritz von Pleſſe die Kirche, an der noch das Pleſſiſche Wappen ſichtbar iſt, erbauen, und im Jahre 1554 wurde das ganze Schloß ausgebeſſert und aufgeputzt.

Seit funfzehn Jahren haben ſich die Ruinen der Pleſſe merklich vermindert; denn leider brach jedermann nach Belieben die brauchbaren Steine ab, und führte ſie fort. Jetzt iſt dieſem Unfuge aber durch ſtrenge Verbote geſteuert, und man muß hoffen, daß ſie befolgt werden, ſonſt möchte man faſt wünſchen, daß die Erzählung eines angeſehenen Mannes in dem Dorfe Eddigehauſen allgemeinen Glauben fände. Er erzählt nemlich, daß er einſt an einer Mauer auf der Pleſſe gearbeitet habe, um Steine loszubrechen: da ſey ein ſo ſeltſames unerklärbares Geräuſch um ihn her entſtanden, daß er faſt alle Beſinnung verloren, und ſo ſchnell, wie er gekonnt, hinweggeeilt wäre, ohne die Wohnung der alten Pleſſer je wieder zu ſtören.

Man mag die Ruinen von Pleſſe anſehen, aus welchem Geſichtspunkte man will, ſo kündigen ſie immer den ehrwürdigen Wohnſitz eines mächtigen Geſchlechts an, das von dieſer Veſte aus Jahrhunderte lang bald Segen und Glück, bald Raub, Mord und Brand über die umliegende Gegend verbreitete. Wandelt man unter ihnen herum, ſo wird man bald von der Dauerhaftigkeit und Schwierigkeit der in unbekannten Zeiten aufgeführten Werke, bald von den mannichfaltigen Formen und Farben der Ruinen getroffen, welche Farben nicht bloß durch die Verſchiedenheit der Materialien, ſondern auch durch die verſchiedenen Grade und Wirkungen der Verwitterung hervorgebracht, und durch das unaufhörliche Spiel von Schatten und Licht ins Unendliche vervielfältigt werden. Hier ziehen das Auge wunderbare Spalten alter Gemäuer an ſich, die dadurch gänzlich zerriſſen ſcheinen, und doch noch zuſammenhängen; dort noch ſeltnere Neigungen von einzeln ſtehenden Trümmern, die ſchon viele Jahre lang den Einſturz drohen, und als Muſter ſchöner Ruinen dienen könnten. Lieblich und maleriſch zieren Bäume, Stauden und Blumen alle Mauern. Selten iſt die baumartige Haſelſtaude, welche man zur rechten Hand ſieht, wenn man den ſchmalen Gang neben dem verſchütteten Brunnen zurückgelegt hat. Ehrwürdig aber iſt die königlich ſchöne Linde, welche gewiß noch die Hände eines edeln Ritters an den Rand des weſtlichen Abgrundes pflanzten, die ſchon ſeit Jahrhunderten allen Stürmen trotzte, und von jedem Ungewitter verſchont blieb. Unter ihr genießt man die

weiteſte Ausſicht, und iſt gegen Wind und Sonne geſchützt. Nicht leicht mag es wohl irgendwo einen Baum geben, unter welchem ſo viele Männer von großem Geiſte und edelm Herzen, ſo viele Männer aus allen Theilen Europa's — denn wer hätte in Göttingen ſtudirt, und die Pleſſe nicht beſucht — geruht haben, als unter dieſer Linde. Wenn einer ehernen Tafel ihre Namen anvertraut worden wären, ſo würden unſere Nachkommen nach ihr wallfahrten, um die heilige Stätte zu ſegnen. In Ermangelung einer ehernen Tafel findet man dagegen alle Wände, Mauern und Bäume mit Namen, bedeutend und unbedeutend, angefüllt; und wem es ſonſt Unterhaltung iſt, ſolche mit ſcherzhaften und geiſtloſen Bemerkungen verwebte Regiſter zu leſen, der findet hier ſeine Rechnung.

Ueberraſchend ſind beim Hinaufſteigen zu den Ruinen die erſten Blicke auf das Dorf Eddigehauſen, das man auf einmal allein und in großer Tiefe liegen ſieht. Auf der Zinne des Berges ſelbſt blickt man auf eine liebliche Landſchaft, auf einen der größten, fruchtbarſten und am meiſten bevölkerten Abſchnitte des alten Leinegaues, der gegen Weſten durch mehrere Ketten von Hügeln und Bergen begrenzt wird. Das zur linken Hand hervorſpringende Gebirge hemmt den Blick in die ſüdlichen Thäler, daher man auch Göttingen nicht ſehen kann. Gegen Norden hat man eine freie Ausſicht bis hinter Einbeck, und zählt gegen dreißig Oerter.

Der Pleſſerberg iſt für den Botaniker eben ſo wichtig, als für den Künſtler und Freund der Natur. Weit und breit erzeugt kein anderes Gebirge ſo viele ſeltene Pflanzen, als dieſer.

Die Zeit der erſten Bebauung des Berges Pleſſe iſt unbekannt, ſo wie der Urſprung des edeln Geſchlechts dieſes Namens ungewiß iſt. Er war ſo günſtig über einem fruchtbaren Thale und nahe an einer großen Landſtraße gelegen, daß man annehmen kann, er ſey in den erſten Zeiten, in welchen Bergſchlöſſer angelegt wurden, befeſtigt. Die erſte Nachricht, welche man von dem Schloſſe und der Herrſchaft Pleſſe in Geſchichtſchreibern und Urkunden findet, ſteht in dem Leben des heiligen Meinwerk, der von ſeinen Anverwandten und ſeinem Freunde, Kaiſer Heinrich II., im Jahre 1009 zum Biſchof von Paderborn ernannt wurde. Während ſeiner Regierung erhielt er Pleſſe und Höckelheim ſammt den damit verbundenen Gütern als ſein Eigenthum, und übergab ſie ſpäterhin dem Hochſtift Paderborn. Wie und wann aber dieſes Stift die wichtige Herrſchaft Pleſſe verlor, und weß Standes oder welches Urſprungs die Herren von Pleſſe, welche man vom eilften Jahrhundert an im freien Beſitz ihres Schloſſes und ihrer Herrſchaft findet, waren, das ſind unzubeantwortende Fragen. Man mag annehmen, daß bei dem Leben oder nach dem Tode des Biſchofs Meinwerk die Herren von Pleſſe, oder die Herren von Höckelheim, oder die letzten Grafen von Winzenburg die erſten Beſitzer des

Schloſſes geweſen ſind, ſo iſt in allen dieſen Fällen nicht die geringſte Spur vorhanden, woraus man darthun könnte, wie die Einen oder die Andern zum Beſitze der Herrſchaft Pleſſe gelangt ſind. Im Jahre 1192 trat Biſchof Bernhard II. von Paderborn das Schloß Pleſſe und das Dorf Eddigehauſen gegen gewiſſe erledigte Reichslehen an Kaiſer Heinrich VI. ab, als wenn beide bis dahin weder von den Pleſſern, noch von den Höckelheimern oder Winzenburgern beſeſſen worden wären. Wenige Jahre nachher reuete den Biſchof der Tauſch. Er brachte es daher bei dem Kaiſer dahin, daß derſelbe wieder vernichtet ward, und das Stift das Schloß, nebſt den dazu gehörigen Gütern, wieder erhielt. Dieſer Rückgabe ungeachtet, nahmen die Pleſſer, die ſchon lange im Beſitze des Schloſſes waren, ihre Herrſchaft nie vom Stifte zu Lehen, und das Stift machte auch nie die geringſten Anſprüche an das Schloß und die Herrſchaft Pleſſe. Es bleibt daher ein hiſtoriſches Räthſel, wie das Stift die Herrſchaft Pleſſe verlor, ſo wie es auch unmöglich iſt, anzugeben, woher das Geſchlecht der Herren von Pleſſe entſprungen iſt. Die wahrſcheinlichſte Meinung über die letztere Frage iſt wohl die, daß die Pleſſer Agnaten und Erben des heiligen Meinwerk geweſen ſind. Alsdann läßt es ſich auch begreifen, wie ſie ſich von des Biſchofs vornehmſten Stammgütern Pleſſe und Höckelheim, geſchrieben haben, und im 11ten, 12ten und den folgenden Jahrhunderten im ungeſtörten Beſitze derſelben geweſen und geblieben ſind. Sie ſchrieben ſich immer edle Herren von

Pleſſe, welcher Titel ihnen auch beſtändig von den Herzögen von Braunſchweig, Landgrafen von Heſſen und andern Fürſten ertheilt ward.

Im Jahre 1447 trugen ſie ihr Schloß und Herrſchaft Pleſſe mit allem Zubehör dem Landgrafen Ludwig von Heſſen zu Lehn an, und empfingen ſie von ihm als erbliche Mannlehn wieder. Wahrſcheinlich thaten ſie dieß aus Furcht vor den benachbarten Herzögen von Braunſchweig. Am 22ſten Mai 1571. ſtarb das Geſchlecht der Pleſſer mit Dietrich VI. aus. Heſſen beſetzte das Schloß, nahm die meiſten und wichtigſten Güter der Pleſſer in Beſitz, gerieth aber deshalb mit Braunſchweig, welches Anſprüche an verſchiedene Stücke machte, in Streit. Ob nun gleich dieſe Streitigkeiten durch das Kammergericht in Speier geſchlichtet werden ſollten, ſo geſchah es doch nicht, und es kam daher zwiſchen beiden Theilen oft zu unangenehmen Thätlichkeiten. Landgraf Wilhelm beſtellte gleich nach der Beſitznehmung Eckbrechten von der Malzburg zum erſten Droſt auf dem Schloſſe Pleſſe, das noch im Jahre 1578 eine Beſatzung von 300 Hakenſchützen erhielt, um den Pleſſer Wald gegen die Braunſchweigſchen Förſter zu vertheidigen. Der Streit iſt indeſſen nie geſchlichtet worden, noch ein Spruch darin geſchehen. Heſſen-Kaſſel, und zwar die Nebenlinie Rothenburg, war bis jetzt im Beſitz der Herrſchaft Pleſſe, und trat ſie erſt in unſern Tagen tauſchweiſe an Hannover ab.

Ob das Schloß Pleſſe durch Gewalt zerſtört, oder nach und nach verlaſſen ward, und hierdurch verfiel, iſt

mir nicht bekannt. Aber ein wunderbares Mährchen kenne ich noch, das ich hier nicht unerzählt laſſen kann. Es iſt kein altes, aus grauen Zeiten herſtammendes, ſondern ein kaum funfzig Jahre altes. Ein dickes Buch iſt darüber geſchrieben worden, das im Jahre 1770 erſchien, und den Titel führt: „Wunderbare Begebenheit, welche ſich mit einem Göttingiſchen Studenten auf dem alten Schloſſe Pleſſe zugetragen hat.“ Aus dieſem ſoll hier das Mährchen, oder vielmehr die wahre Geſchichte — denn der Verfaſſer, der ſelbſt der Held der Begebenheit war, läßt ſich's nicht abſtreiten, daß ihm alles wirklich und wahrhaftig begegnet ſey — kurz erzählt werden.

Im Herbſte des Jahres 1743 beſuchte ein Student aus Göttingen — ſein Name iſt unbekannt geblieben, wir wollen ihn daher Hans Kurt taufen — die Ruinen der Pleſſe. Er war allein, und als er ſich genug umgeſehen hatte, warf er ſich auf den Raſen hin, und las. Zwei bis drei Stunden mochte er geleſen haben, als er mit einem Male einen ganz überaus angenehmen Geruch ſpürte, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundernd ſah er ſich überall um, ſann nach, woher der liebliche Duft wohl kommen möchte, fühlte aber zugleich eine unbezwingbare Neigung zum Schlaf, der er auch unterlag. Aus dieſem erweckte ihn nach einigen Stunden ein heftiger Donnerſchlag. Er richtete ſich erſchrocken auf, fühlte ſtarken Regen, ſah aber vor dicker Finſterniß nicht ſeine Hand. Ehe er ſeine Gedanken ſammeln konnte, glaubte er blind geworden zu ſeyn; aber ein

Blitz überzeugte ihn vom Gegentheil, und ließ ihn auch ſehen, daß er ſich noch unter den Ruinen der Pleſſe befände, wo er an ſieben Stunden lang geſchlafen hatte. Das Wetter war entſetzlich: es ſtürmte, regnete, und ein unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen Menſchen, der nicht wußte, wo aus noch ein. Damals war noch mehr Gottesfurcht unter den Studenten, als jetzt; die Wunder des alten Teſtaments waren noch nicht von den Kathedern wegdisputirt, und wo ein Muſenſohn jetzt flucht und renommirt, da betete er ſonſt mit Ergebung und Zuverſicht. Kurt warf ſich daher in ſeiner Angſt nieder, betete und flehte um Hülfe und Rettung. Sie erfolgte. Denn als er ſich wieder aufgerichtet hatte, ſah er ein Licht auf ſich zukommen, das der Sturm bei aller ſeiner Heftigkeit nicht auslöſchen konnte, und das ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte trug. Dieſe Erſcheinung erregte bei dem durchnäßten Hans Kurt doch etwas Furcht; allein das Männchen redete ihn liebevoll an, er möchte ſich nicht fürchten. Gott, deſſen Hülfe er angefleht, habe ihm durch ſeinen Großvater anbefehlen laſſen, aus der Tiefe der Erde heraufzuſteigen, um ihn in Sicherheit zu bringen; er möchte ihm daher nur folgen. Sie gingen nach dem Brunnen. In dieſem befand ſich ein Gerüſt, auf das ſie traten. Sanft ſenkte es ſich hinab in den Brunnen bis auf den Spiegel des Waſſers, wo es ſtill ſtand. Jetzt fragte ihn das Männchen, ob er hier bis zu Anbruch des Tages verweilen, oder ihm in das Innere der Erde folgen, und da die Werke des Schöpfers

bewundern wolle? und Kurt, der wieder Muth bekommen hatte, wählte das Letztere.

„Aber,“ fragte er ſeinen Begleiter, „wenn du mich zu andern Geſchöpfen führſt, wie habe ich mich da zu benehmen?“

„Ich will dir ſchon von Zeit zu Zeit ſagen, was du zu thun haſt; nur ſey nicht vorwitzig, und frage nicht nach allem; rede überhaupt wenig. Du kommſt zu einem Volke, das wegen ſeiner Verſchwiegenheit „das ſtille“ heißt, das gut und dienſtfertig gegen die Menſchen iſt, das aber, wenn man es beleidigt, ſein Vieh dafür plagt. Eigentlich haben ſie gar keine Gemeinſchaft mit den Menſchen auf der Erde, da ſie ein unterirdiſches Geſchlecht ſind, und wenn ſie Verrichtungen auf der Oberwelt haben, ſo geſchehen ſolche nur des Nachts.“

Kurt war ein beleſener Mann ſeiner Zeit: daher fiel ihm hierbei gleich ein, daß Paracelſus von ſolchen Geſchöpfen ein Buch geſchrieben habe, worin er meynt, daß ſie nicht von Adam abſtammten, zwar keine Geiſter wären, indem ſie Fleiſch und Blut hätten, aber ſich unſichtbar machen, und durch die Luft, ſo wie durch Felſen und verſchloſſene Thüren gehen könnten. Indem er ſich mit dieſem Gedanken unterhielt, folgte er ſchweigend ſeinem Führer durch einen Seitengang, der für dieſen gerade recht, für ihn aber ſo niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Dieſe beſchwerliche Stellung, und eine dumpfige feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde ſo abgemattet, daß er nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

Aber in dieſem Augenblicke traten ſie aus dem Gange, und überſahen eine große Landſchaft, in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurde von einer Helligkeit erleuchtet, die unſerer Morgen- oder Abenddämmerung glich, und war mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut.

Nach einiger Ruhe bei einem rauſchenden Waſſer gingen ſie auf einer ſchön geebneten Straße, worauf es weder ein Zoll- noch Chauſſeehaus gab, zwei Stunden lang fort. Endlich kamen ſie zu Wohnungen, die von chineſiſcher Bauart, klein und niedrig, aber mit ſolchen ſchönen Farben bemalt waren, von denen wir gar keine Vorſtellung haben. Sie gingen in eine der ſchönſten, wo viele kleine Leute beiderlei Geſchlechts, des Männchens Kinder, verſammelt waren. In einem überaus ſchön verzierten Saale fand Kurt auf fünf Stühlen zwei ſehr alte Männerchen und drei eben ſo alte Weiberchen ſitzen. Er mußte ſich auch ſetzen, und das Männchen ſtellte ihn den Uebrigen als einen ſtillen, ſittſamen Menſchen vor, der ihm willig gefolgt ſey. Man hieß Kurten freundlich willkommen, und der Aelteſte davon ſprach zu ihm:

„Fremdling! durch ſonderbare Offenbarung iſt mir deine Gefahr auf dem Hauſe Pleſſe wiſſend, und der Befehl worden, dich in Sicherheit zu bringen. Ich ſchickte daher meines Sohnes Sohn ab, dich hierher zu führen, und es freut mich, daß du ihm ohne Furcht gefolgt biſt. Es ſoll dir kein Leid widerfahren, und du ſollſt, wenn es oben wieder Tag wird, ſonder Gefahr auf das Haus Pleſſe zurückgeleitet werden. Amen!“

Alle neigten ſich bei dieſen Worten, als wollten ſie ſagen: der da ſpricht ein wahres Wort. Kurt aber bedankte ſich für dieſe Verſicherung, und ſagte den kleinen Herren viel Liebes und Gutes über ihre Sorgfalt und freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein holdes Mägdlein in den Saal. Sie war ſo klein, wie bei uns gewöhnlichen Menſchen ein Kind von ſechs Jahren zu ſeyn pflegt, aber dabei völlig ausgewachſen und mannbar. Mit einer lieblichen Miene ladete ſie die Anweſenden zur Mahlzeit, welche im Nebenzimmer bereitet ſey, ein. Alle erhoben ſich zugleich, und baten den Hans Kurt, ihnen zu folgen.

Der Hunger plagte dieſen zwar ziemlich, aber er trauete den kleinen Männerchen nicht recht, und ſchlug daher die Einladung unter dem Vorwande, daß er in der Nacht nicht eſſen könne, ab. Sein Führer gab ihm aber durch einen Wink zu verſtehen, daß er mitgehen müſſe; und ſo folgte er auch.

Auf der Tafel ſtanden zwar nur drei Gerichte, ſonſt aber war ſie fürſtlich aufgeputzt. Das Tafeltuch war außerordentlich fein. Man ſagte ihm, es ſey aus Amiantſtein gewebt, und werde, wenn es ſchmutzig wäre, nicht durch Waſſer, ſondern durch Feuer wieder gereinigt. Die Schüſſeln, Teller, Löffel, Meſſer, kurz alles Geräthe auf dem Tiſche, war von gediegenem, auf's ſchönſte polirtem Silber, und bei jedem Gedeck ſtand ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränk gefüllt.

Kurt hatte ſich nun zwar mit dem Vorſatze, nichts zu eſſen, hingeſetzt, aber der liebliche Duft der Gerichte überwältigte ſeine Beſorgniſſe. Er aß und ließ ſich's trefflich ſchmecken. Bei der zweiten Schüſſel ergriff das älteſte Männchen ſeinen Becher mit den Worten:

„Gelobt ſey Gott, der uns dieß Waſſer zur Labung und Erquickung beſcheert hat." Die Uebrigen antworteten darauf: „Er ſey gelobt."

Ein jeder trank, Kurt aber nicht. Er wollte wenigſtens verſuchen, ob er es umgehen könne; denn das Getränk hatte eine ihm unbekannte verdächtige Farbe. Allein, von Allen dazu aufgefordert, mußte er ſich doch überwinden und den Becher ergreifen. Lieblicher und labender hatte ihm lange nichts geſchmeckt, und voll Verwunderung rief er aus: „Ei, welch köſtliches Getränk! — Davon müßt ihr mir das Rezept geben."

Die kleine Schöne neben ihm lachte und ſprach: „das quillt ja aus der Erde, das machen wir ja nicht."

„Da ſeyd ihr glückliche Menſchen," rief Kurt aus, wir müſſen unſere Getränke erſt durch Kunſt und Mühe bereiten."

„Ich ſehe wohl," fiel der Alte ein, „du biſt auch von dem Fehler ergriffen, den ihr Obermenſchen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennt ihr nicht, habt nie genug, und wünſcht euch immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießt; euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz

entbehren müſſen, weshalb wir euch aber doch nicht beneiden. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit einer beſtändigen Geſundheit, und werden, wie du an mir ſiehſt, ſehr alt. Bei unſerer Friedfertigkeit leben wir ohne Verdrießlichkeiten, ohne Prozeſſe, ohne Kriege. Keiner will der Reichſte, der Erſte, der Vornehmſte ſeyn. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrſchen, keiner erobern. Der Aelteſte in jeder Familie iſt der Regent derſelben, das heißt, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt den Verirrten, und lenkt ihn mit Güte und Sanftmuth zurecht."

„Wie glücklich ſeyd ihr Menſchen," rief Kurt voll Verwunderung aus, „ihr lebt ja wahrlich wie im Paradieſe!"

„Wir leben glücklich," fuhr der Alte fort, „aber ganz ohne Ungemach ſind wir nicht. Was wäre auch ein Leben ohne Ungemach! Es giebt bei uns eine Art Geſchöpfe, die halb Menſchen und halb ſcheusliche Schlangen ſind. Sie leben in den Felshöhlen, und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe nur treiben wir ſie zurück in die Klüfte, und mancher von uns büßt ſein Leben dabei ein. Wir haben es vielfältig verſucht, uns mit ihnen zu verſöhnen, haben ihre Verwundeten gepflegt und geheilt: aber kaum ſind ſie hergeſtellt, ſo ſpringen ſie davon, und überfallen alsdann mit verſtärkter Macht gerade die Wohnungen ihrer Pfleger am erſten. Da dieſe Schlangenmenſchen mehr Thier als Menſch und faſt ohne Vernunft ſind, ſo ſind auch alle ſolche Bemühungen, ſie uns geneig-

ter

ter zu machen, bis jetzt vergebens geweſen, und uns bleibt keine Hoffnung, ſie zu ändern. Wir müſſen in ſteter Furcht vor ihnen leben, und immer gegen ſie gerüſtet ſeyn.

Bei dieſen Worten ließ ſich vor der Thür ein ſtarker Ton hören, als blieſe jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Verſammlung fiel auf ihre Knieen, und betete leiſe. Dieß war das Zeichen, daß der Abend anbreche, und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen ſilbernen Leuchtern hereingebracht. Alle begaben ſich wieder in das andere Zimmer.

Kurten gefiel es je länger je mehr unter dieſen unterirdiſchen kleinen Menſchen. Er vergaß ſein Ungemach auf der Pleſſe, und dachte nicht an Göttingen. Sich hier einige Wochen aufzuhalten, alles auf dieſer neuen Erde recht genau zu beſehen, hatte er ſchon beſchloſſen, und eben wollte er bitten, ihn in ihren Gärten herumzuführen, als das alte Männchen ſprach:

„Gott, der nach ſeinen unerforſchlichen Fügungen gewollt hat, daß du zu uns haſt kommen ſollen, will jetzt, daß du wieder auf die Oberwelt zurückkehrſt, denn bei uns bricht der Abend, bei euch aber der Tag an, und das Ungewitter iſt vorüber. Wohlan, ſo gehe denn, vergiß nicht, was du hier geſehen haſt, und laß dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr ſeyn, den Gott, den wir Beide verehren, zu preiſen. Meine Kinder werden dir einige Kleinigkeiten zuſtellen, die bei euch Menſchen

Werth haben, und die du als ein Andenken an deinen hieſigen Aufenthalt betrachten magſt. Reiſe wohl, und lebe glücklich!“

Kurt ſtand da, wie aus den Wolken gefallen. Er wollte gar nicht fort, und ſollte doch. Er wollte ſich erſt recht umſehen, und man hieß ihn gehen. Was iſt das für eine Lebensart bei den Leuten, dachte er; und nur die Furcht vor ihnen, da er ſich in ihrer Gewalt befand, ſo wie die Geſchenke, die er haben ſollte, hielten ihn zurück, ſeine Gedanken nicht unumwunden zu erkennen zu geben. Auch machte er keinen Verſuch, um Aufſchub ſeiner Abreiſe zu bitten, ſondern einige ſtumme Verbeugungen, und folgte verdrießlich ſeinem erſten Führer.

Aus dieſer übeln Stimmung wurde er aber wieder auf eine überraſchende Weiſe geweckt. Er wurde nemlich in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unſerer Erbſen in hohen Haufen aufgeſchüttet waren, und große Tafeln, worauf Diamanten, Sapphire, Hyacinthe, und andere edle Steine in unglaublicher Menge und Größe, und auf's köſtlichſte geſchliffen, ihn anblitzten. Kurt war Kenner ſolcher Steine, und da lachte ihm freilich das Herz im Leibe, als er die unſchätzbare, unbezahlbare Menge erblickte, von denen er ſchon ſeine Taſchen angefüllt ſah. Das kleine Männchen ſchenkte ihm jedoch nur zwölf Stücke davon, dagegen verſtattete es dem vor Begierde klappernden Studenten, von den Gold-

und Silberkörnern ſo viel zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Kurt ließ ſich das nicht zweimal ſagen, griff haſtig nach den Goldkörnern, und ſtopfte alle ſeine Taſchen, ſelbſt die ſteifen Stiefeln voll, und packte noch in das Taſchentuch und in den Hutkopf, was nur hineingehen wollte. Außerdem erhielt er noch ein Käſtchen von dem kleinen Männchen, was auch mit Goldkörnern angefüllt wurde. So wohlbeladen trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei ſeiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere aber das zwanzig Pfund ſchwere Käſtchen trug.

Auf demſelben Wege, auf welchem Kurt hingeführt war, wurde er auch zurückbegleitet, und durch das Gerüſte, welches noch auf dem Waſſer im Brunnen ſchwamm, wurden ſie alle drei im Hui in die Höhe gehoben. Kurt trat herab von dem Gerüſte, erhielt das Käſtchen und ein freundliches Lebewohl von ſeinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabſanken.

„Träume ich, oder wache ich!" — rief Kurt aus, als er ſich wieder mitten unter den Ruinen des Schloſſes Pleſſe ſah. „Wo war ich, was ſah ich!" — Bald aber überzeugte ihn die Menge des bei ſich habenden Goldes und das Blitzen der edeln Steine, in denen ſich die aufſteigende Sonne ſpiegelte, daß er nicht geträumt habe, daß alles reine Wirklichkeit ſey. Seine Freude war grenzen-

los. Man denke ſich einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren hatte, und auf einmal zum Beſitz von 20 bis 30000 Thalern kommt! Er ſprang auf dem hohen Berge herum, klatſchte in die Hände, und wußte gar nicht, was er gleich anfangen ſollte. Nachdem ſich der erſte Rauſch gelegt hatte, ging er den Berg herab, und nach Göttingen zurück.

Gewiß erwarten viele Leſer, daß ſich dieſe Begebenheit nun ganz natürlich auflöſen, daß alles erklärt, und das Wunderbare darin in ſein Nichts zurückfallen werde. Aber mit nichten. Es iſt wunderbar und bleibt es. Ich vermag es wenigſtens nicht zu löſen. Hans Kurt erzählt zwar in dem oben angeführten Büchlein noch gar Vieles aus ſeinem fernern Leben, z. B. wie er die Goldkörner in Geld umgeſetzt, wie er dabei von den Göttinger Juden wacker betrogen worden, was er für die edeln Steine erhalten, wie er mit dem Gelde viel Gutes gethan, u. ſ. w.; aber von der wunderbaren Begebenheit ſelbſt redet er gar nicht weiter. Er nimmt ſie für eine ausgemacht wahre Begebenheit an, und überläßt jedem, davon zu glauben, was ihm beliebt.

* * *

Von dem Schloſſe Pleſſe giebt es mehrere Abbildungen. Die älteſte iſt die, welche ſich in Merians Topographie von Heſſen, 1655. S. 112 befindet, wo es in

ſeinem völlig bewohnbaren Zuſtande dargeſtellt iſt. Eine zweite iſt das Titelkupfer zu Joachim Meyers Pleſſiſchen Urſprung und Denkwürdigkeiten, 1713. Auf dieſer ſieht man ſchon manches der Gebäude als Ruine dargeſtellt. Von Beſemann in Göttingen erſchien 1790 eine illuminirte Anſicht der Ruinen, und in dem 3ten Bändchen von Meiners kleinen Länder- und Reiſebeſchreibungen, 1801, — aus welchem auch vorſtehende Geſchichte und Beſchreibung, letztere jedoch mehr aus eigener Anſicht, genommen iſt, — ſind zwei dergleichen. Die eine ſtellt ſie aus der Ferne, die andere, welche eine Kopie der Beſemannſchen iſt, ganz in der Nähe dar. Beide ſind von Lütke radirt.

11.

Wirtemberg.

Längſt iſt eure Aſche ſchon verſtoben,
edle Ritter jener grauen Zeit!
Aber eures Kraftſinns ſtarke Proben
kämpften gegen die Vergänglichkeit.

G. Hiller.

11.

Wirtemberg.

Eine kleine Meile von Stuttgart, morgenwärts, und ½ Stunden von Canſtatt, erhebt ſich unter den umher liegenden Hügeln der rothe Berg, ein Berg, den die Natur zur Warte eines Ritters wie beſtimmt zu haben ſchien. Hier konnte er mit Einem Blicke zwei der ſchönſten, fruchtbarſten Thäler Schwabens überſchauen, und der da ſchon ziemlich breite Neckar durchſchnitt die Länge eines dieſer ſchönen Thäler, deſſen Anblick nur über den umher liegenden, mit Weinbau herrlich gekrönten Hügeln, einige Augenblicke vergeſſen werden konnte. Auf dieſem Berge liegt die Burg Wirtemberg, das Stammhaus der Familie, welche noch jetzt über das Wirtemberger Land herrſcht, und welche auf der Stufenleiter des Glücks, von der niedern Sproſſe eines Burgvogts an, bis zu der der Grafen, der Herzöge, der Kurfürſten, und endlich, in jenen traurigen Tagen unſerer Zeit — wo ein Corſe deutſchen Fürſten Titel und Länder zuwerfen konnte — hinauf in die Reihe der deutſchen Könige gehoben wurde.

Durch das Dorf Rotenberg, das auf einem ſchmalen Rücken des Gebirges liegt, und wie der Schwarm am Bienenkorbe, ſo an dem Fuße des oberſten Hügels hängt, führt der gewöhnliche Weg auf die Burg. Von Rotenberg aus wendet ſich für Fahrende der Weg links um den Berg, nach der alten, noch mit eiſernen Thoren verſehenen Einfahrt der Urväter; Fußgänger aber ſteigen auf ein Paar hundert Stufen hinauf, wo ihnen der Burgvogt, der hier ein beſonderes Haus hat, auf das Zeichen mit der Glocke ein kleines Pförtchen öffnet. Die Zugbrücke, über welche ehemals der Weg führte, iſt jetzt in eine ſteinerne verwandelt. Ueberhaupt trifft man wenig mehr aus dem Alterthum an, da die Burg das Schickſal hatte, ſehr oft erobert und zerſtört zu werden. Das Meiſte iſt ein Werk neuerer Zeiten, vom Herzog Ulrich erbauet.

Die oberſte Fläche, auf welcher Wirtemberg ſteht, iſt ſo klein, und das Schloß ſelbſt ſo beſchränkt, daß man nicht begreift, wie die Herren mit ihrem Hofe darin Platz gehabt haben. Die Gebäude werden zwar noch in baulichem Stande erhalten, bewohnbar ſind ſie aber nicht mehr. Der äußere weiße Anſtrich, den man ihnen gegeben hat, macht, daß man ſie in weiter Ferne ſchon deutlich ſehen kann, aber das ehrwürdige Bild des Alterthums iſt dadurch ganz verloſchen. Die Kapelle iſt jetzt ein Viehſtall. Ueber ihrem Eingange ſieht man noch einen Stein eingemauert, deſſen Inſchrift erzählt, daß ſie im Jahre 1083 von Adalbert von Worms eingeweiht wurde. Ein Brunnen iſt auch da, aber ſein Waſſer ungenießbar.

Drei Mauern, die weit älter als die Burg, und noch faſt unverſehrt ſind, umgeben ſie. Zwiſchen ihnen in den beiden Gräben wächſt jetzt Gemüſe und Obſt. Im Umfange derſelben iſt auch die in neuerer Zeit erbauete, vorhin erwähnte Wohnung des Schloßvogts und Förſters, und auf der Seite gegen die Landſtraße hin ſteht eine Kanone, welche bei Entſtehung einer Feuersbrunſt in der umliegenden Gegend, gelöſ't wird. Auf dem Dache der Schloßgebäude iſt eine Vorrichtung zu genauer Beobachtung der Orte, in welchen das Feuer iſt, gemacht, bei der man zugleich die beſte Ausſicht vom Schloſſe hat. Der Richter in Rotenberg iſt jedesmaliger Konſtabler.

Die Geſchichte der Burg, in welcher der Wirtemberger nicht nur das Stammhaus ſeiner Regenten, ſondern überhaupt die Wiege ſeines Vaterlandes, den Urpunkt, der Wirtemberg Namen und Daſeyn gab, erblickt, iſt eben ſo dunkel, als die Geſchichte des Wirtembergiſchen Hauſes ſelbſt. Daß es im Jahre 1083 ſchon ſtand, beurkundet die vorhin erwähnte Inſchrift; denn vermuthlich wurden Kapelle und Burg zugleich erbauet. Im zwölften Jahrhunderte gehörte es Friedrich dem Einäugigen, Herzog von Schwaben, welcher ein Bruder Kaiſer Konrads III., und der Schwager Herzog Heinrichs X. von Baiern war. Der Schwägerſchaft ungeachtet waren Friedrich und Heinrich immer im Kampfe mit einander begriffen, und Letzterer eroberte auch das Schloß Wirtemberg im J. 1207, das er nicht nur anzünden, ſondern auch noch niederreißen ließ, was die Flammen nicht verzehren konnten. Die nachfol-

genden Herzöge von Schwaben ließen es wieder aufbauen, und die Grafen von Wirtemberg, die wahrſcheinlich als Vögte darauf geſetzt waren, mußten es in baulichem Stande erhalten. Kaiſer Adolph von Naſſau, im J. 1292, und ſpäterhin Kaiſer Heinrich VII., belagerten und zerſtörten es aber wieder. Letzterer veranlaßte dieß, gereizt durch das ſtolze übermüthige Benehmen des Grafen Eberhard von Wirtemberg im Jahre 1311. Eberhard hatte ſich nemlich nach der Ermordung des deutſchen Königs Albrechts I. große Hoffnung auf die deutſche Kaiſerkrone gemacht. Da dieſe fehlſchlug, ſo ließ er es dem neuen Kaiſer, Heinrich VII. (ein Graf von Luxemburg), auf alle Art merken, daß er ihm gram ſey, daß er ſich nie unterwürfig bezeigen, und ihm ſtets entgegen ſeyn werde. Natürlich mißfiel dem Kaiſer ein ſolches Benehmen, und da auch von mehrern Reichsſtädten heftige Klage über Eberhards unaufhörliches Necken und Beeinträchtigen geführt wurde, ſo ließ er die Partheien auf einem 1309 gehaltenen Reichstage zu Speier vorkommen. Er bemühete ſich ſelbſt, Eberharden zu einer ſanftern Behandlung der Städte zu bewegen, und ihm überhaupt friedliche und menſchliche Geſinnungen einzuflößen. Dieſer aber antwortete trotzig und ſtolz, läugnete gar nicht ab, daß er die Städte gezwickt habe, und künftig noch merklicher trillen wolle, und verließ darauf den Reichstag, ohne ſich von dem Kaiſer zu beurlauben. Dieſes übermüthige Betragen bewog Heinrichen und alle gegenwärtige Reichsſtände, Eberharden öffentlich für einen Reichsfeind zu

erklären, der mit Gewalt zur Ordnung und zum Gehorſam zurückgebracht werden müſſe. Und das geſchah auch ſchon das Jahr darauf. Eberhard wurde von einem bedeutenden Heere angegriffen und überall geſchlagen. Er verlor einen Ort, ein Schloß nach dem andern, und darunter auch das Schloß Wirtemberg. Bei der Einäſcherung deſſelben zeigten ſich beſonders die Bürger der Stadt Eßlingen ſehr thätig. Sie ließen, im eigentlichen Sinne des Wortes, keinen Stein auf dem andern, riſſen ſogar die Grüfte auf, und ſtreueten die Gebeine modernder Körper umher. Mit gleicher Wuth verfuhren ſie bei noch andern Schlöſſern Eberhards. Dieſer floh auf die Veſte Asberg. Als er aber auch hier ſich nicht ſicher glaubte, ging er bei Nacht eine Meile weiter nach Beſigheim zu ſeinem Schwager, dem Markgrafen Rudolph von Baden, wo er ſich, bis an ſeinen am 24ſten Auguſt 1313 erfolgten Tod, in einem Thurme verborgen aufgehalten haben ſoll.

Kaiſer Karl IV. zerſtörte Wirtemberg 1360 abermals. Nach jedesmaliger Einäſcherung wurde es jedoch immer wieder aufgebauet, was auch jetzt wieder geſchah, und worauf es an 150 Jahre lang unbefehdet blieb. Im Jahre 1519 erlitt es aber das ſchon ſo oft gehabte Schickſal von neuem, in einem Kriege, der ſich zwiſchen dem Herzog Ulrich von Wirtemberg und dem ſogenannten ſchwäbiſchen Bunde entſpann.

Die Veranlaſſung zu dieſem Kriege war anfänglich unbedeutend, aber von höchſt wichtigen Folgen. Zu der Zeit, als dem verſtorbenen Kaiſer Maximilian (1519) zu

Ehren Exequien zu Stuttgart gehalten wurden, da Ulrich eben mit ſeinen verſammelten Prälaten bei Tiſche ſaß, kam die Nachricht, daß Bürger von Reutlingen ſeinen Burgvogt zu Achalm erſchlagen hätten, um ſich wegen des Todes eines ihrer Mitbürger zu rächen. Keinen weniger als den Reutlingern konnte er dieß verzeihen: ſie hatten ihm ſchon oft in ſeinen Seen gefiſcht, und in ſeinen Forſten gejagt, nun vollends gar einen ſeiner Jäger in ihren Mauern ermordet. Alles brach daher von der Mahlzeit auf, und der Herzog, höchſt erbittert, forderte von den Bürgern die Auslieferung des Thäters. Da dieſe nicht erfolgte, ſo überzog er die Stadt mit Krieg, nahm ſie auch bald ein, und ſetzte einen Vogt hinein. Das kleine Reutlingen würde hiergegen nichts haben unternehmen können, wenn ſich nicht der ſchwäbiſche Bund ſeiner angenommen hätte. Ich habe oben, in der Einleitung, erzählt, wer den ſchwäbiſchen Bund bildete, und in welchem Anſehen und Macht er ſtand. Dem Herzog war daher nicht wohl zu Muthe, dieſen Koloß wider ſich aufgeregt zu haben, und der Erfolg zeigte es auch. Er rüſtete ſich zwar mit ſeiner ganzen Macht, und nahm noch 15000 Schweizer in Sold; da aber der Bund bei den Schweizern die Zurücknahme dieſer Mannſchaft verlangte, und dieſe, aus Furcht vor demſelben, es auch thun mußten, ſo war der Herzog zu ſchwach, gehörigen Widerſtand zu leiſten. Die Bundestruppen fielen in ſein Land, eroberten einen Theil nach dem andern, zerſtörten alle Bergſchlöſſer, worunter auch Wirtemberg war, das der Herzog, von

Kornweſtheim aus, vor ſeinen Augen in Rauch aufgehen ſehen mußte, trieben ihn ſelbſt aus dem Lande, und waren zuletzt im völligen Beſitz deſſelben, ohne daß Ulrich auch nur ein Mal ſich mit ihnen geſchlagen hatte. Solcher vorübergehender Stürme war man aber im damaligen Zeitalter gewohnt, ein Land war ſo ſchnell wiedergenommen, als verloren, auch der ſchwäbiſche Bund mußte nach einiger Zeit ſeine Völker wieder entlaſſen, und Ulrich konnte mit einer ſchnell zuſammengebrachten Armee in demſelben Jahre, in welchem er vertrieben war, ſein Land ſchon wieder erobern. Erbittert durch ſein kleines Unglück, wollte er nun ſeine Unterthanen als Ueberwinder behandeln, den Tübinger Vertrag, der die Rechte des Regenten und der Einwohner Wirtembergs beſtimmte, vernichten, und nach Willkühr ſchatzen und ſteuern. Aber da brach das Wetter von neuem los, und der ſchwäbiſche Bund und ſeine Genoſſen verjagten Ulrichen zum zweiten Male ohne Schwerdtſtreich, und überließen das eroberte Land an den jungen Kaiſer Karl V. für 222000 Gulden.

Funfzehn volle Jahre blieb Herzog Ulrich ſeines Landes beraubt, und irrte umher. In dieſer Zeit wurde der ſchwäbiſche Bund aufgelöſt, und nun nahm ſich Franz I., König von Frankreich, und Philipp der Großmüthige von Heſſen, des Herzogs an. Mit einer Armee von 30000 Mann eroberten ſie ihm ſein Land wieder, ſchlugen den öſterreichiſchen Statthalter Philipp, einen Rheinpfalzgrafen, bei Lauffen, und ſetzten den Herzog wieder in ſein Land ein.

Wirtemberg wurde zwar wieder aufgebauet, da aber ſchon im Jahre 1321 Graf Eberhard, mit dem Zunamen der Erlauchte, ſeinen Wohnſitz von Wirtemberg nach Stuttgart verlegt hatte, wo er ſicherer als dort zu wohnen glaubte, weil dieſe Stadt ſchon einmal eine Belagerung vom Kaiſer Rudolph I. ausgehalten hatte, ſo wurde es auch nur als eine Feſtung, und zuletzt als Gefängniß benutzt.

Bei dieſer ſo oft wiederholten Zerſtörung läßt es ſich leicht begreifen, daß keine Alterthümer von Bedeutung mehr vorhanden ſeyn können. Indeſſen findet ſich doch noch ein Denkmal, das für Wirtemberg von hohem Werthe iſt, und deshalb hier nicht übergangen werden darf. Es iſt dieß der oben erwähnte Stein, welcher über dem Eingange der ſonſtigen Kapelle eingemauert iſt, und folgende Inſchrift zeigt:

Anno dominic...e ...ncarn . mil. LXXXIII. indic. V.... III. id. feb. ded. haec. cap. ab A...elb. Wormens. ecc. epo. i. n. t. s.

Ungeachtet des Riſſes, der quer durch die Schrift geht, und wodurch einige Buchſtaben verloren gegangen ſind, leidet es wohl keinen Zweifel, daß ſie ſo geleſen werden muß:

Anno dominicae incarnationis milleſimo octogeſimo tertio, indictione VI., tertio Id. Febr. dedicata haec Capella ab Adelberto, Wormenſis eccleſiae Epiſcopo, in nomine Trinitatis ſanctae.

Dieſes Denkmal iſt wohl das älteſte wirtembergiſche, und vielleicht das einzige ſeiner Art in Deutſchland. Ueber ſeine

ſeine Aechtheit kann kein Zweifel ſeyn, da äußere und innere Gründe dafür ſprechen. Der Umſtand, daß es ſich über einer Stallthür befindet, wird wohl, auch ohne die Bemerkung, daß dieſe Thür offenbar verengt iſt und ſich in ihrer Anlage noch jetzt eine höhere Beſtimmung nachweiſen läßt, keinen Anſtoß geben, wenn man die vielfältigen Veränderungen bedenkt, welche auf dieſer Burg vorgiengen. Sollte der Umſtand, daß ein auswärtiger Biſchof die Kapelle weihte, Zweifel erregen, ſo ließe ſich vielmehr behaupten, daß gerade hierin ein Beweis für die Aechtheit des Denkmals liege. Würde wohl ein ſpäterer Falſarius, der doch wohl wiſſen mußte, in welche Diözes Wirtemberg gehörte, würde der den groben Irrthum begangen haben, dieſe Einweihung einem fremden Biſchofe zuzuſchreiben? War es aber wirklich ſo, mußte die Kapelle durch einen Fremden geweiht werden, ſo würde er ſich hier gefangen und dem Ordinarius die Weihe zugeſchrieben haben. Wenn nun alſo dieſes Denkmal ächt iſt, ſo iſt es auch eine wichtige Grundlage zur Geſchichte Wirtembergs. Es iſt nemlich ziemlich wahrſcheinlich, daß es zugleich die Periode, in der das Schloß, wo nicht erbauet, doch wenigſtens ſo bedeutend verändert wurde, daß es von nun an den entſchiedenen Vorzug vor andern Schlöſſern behielt, und Familie und Land ſich nach ihm nannten, folglich die Periode der Einführung des Namens Wirtemberg bezeichnet. Von dieſer Zeit an findet man auch den Namen in der Geſchichte, und Conradus de Wirtineberg, der älteſte bekannte Wirtemberger, der zum erſten

Male im J. 1090, alſo 7 Jahre nach der Einweihung jener Kapelle, vorkommt, iſt vermuthlich nicht bloß der Erſte in der Geſchichte, ſondern überhaupt der Erſte, der den Namen Wirtemberg führte. Dieß wird um ſo wahrſcheinlicher, als er auf der einen Seite in den Geſchichtbüchern bald Konrad von Beutelſpach, bald Konrad von Wirtemberg genannt wird; ein Beweis, daß der Name ſich um dieſe Zeit noch nicht feſtgeſetzt hatte; auf der andern Seite aber Konrad ſelber ſich in den drei Urkunden, in welchen wir ſeinen Namen leſen, nie von Beutelſpach, ſondern immer von Wirtemberg unterzeichnete, wahrſcheinlich, weil er nur dieſen Namen führen wollte. Dieſe Vermuthung gewinnt dadurch noch an Gewißheit, daß man um dieſe Zeit überhaupt erſt anfing, ſich nach den Burgen zu nennen, und daß jetzt erſt die bedeutendſten Schlöſſer in dieſer Gegend entſtanden. Denn ums Jahr 1050 baute Egino und ſein Bruder Rudolph von Urach die Burg Achalm; ums J. 1079 der Sohn Friedrichs von Büren, Herzog Friedrich, die Burg Hohenſtaufen; ums J. 1090 Bertold II. die Burg Zähringen, u. ſ. w. Indeſſen iſt es möglich, daß das Haus Wirtemberg weit älter noch iſt, und es läßt ſich ſogar mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſein Urſprung auf die alten Allemanniſchen, zu Canſtatt angeſeſſenen Herzöge zurückführen.

Doch, nicht allein das hiſtoriſche Intereſſe iſt es, was die Burg Wirtemberg merkwürdig macht, es iſt dieß auch die ſchöne, ſie umgebende Natur. Man genießt auf ihr einer weiten und herrlichen Ausſicht. Nach Süden hin

hat man die ganze Alp, vom Schloſſe Hohenzollern an bis unter das Schloß Teck herab und in die Nähe von Hohenſtaufen, vor Augen. Nach Weſten hin liegt der Schwarzwald, und nach Norden breitet ſich das ganze Unterland Wirtembergs mit ſeinen freundlichen Landſchaften aus. Der Blick dringt hier bis an den Melibokus des Odenwaldes und noch viel weiter hinunter. Nur nach Oſten, gegen das Remsthal hinüber, iſt er beſchränkt, aber er ruht hier auf den umliegenden ſegensreichen Rebhügeln und freut ſich der Fülle, welche die mütterliche Natur überall ausgeſpendet hat. Ueberhaupt iſt es hier mehr die Lieblichkeit, als die Größe der Ausſicht, was anzieht, und deswegen verweilt man auch gern auf dieſem Platze, und macht ihn zu einer eigenen Luſtparthie. Das ſchöne Neckarthal entfaltet hier ſeine Reize wieder auf eine beſondere Weiſe, und die zahlloſe Menge von Weinbergen, von denen man ſich bis dicht an die Burg umgeben ſieht, von Uhlbachs ſegensreichen Höhen an bis tief unter Canſtatt hinunter, weckt ſchon durch ihren Anblick den Frohſinn. Kommt dann wohl ein Glas guter Uhlbacher oder Rotenberger hinzu, wie man ihn hier ächt findet, ſo fehlt es nicht, alle Saiten der Fröhlichkeit ſtimmen. Den beſten Standpunkt hat man auf einer ſchanzenartigen Erhöhung. Man nennt ſie die Weinſchanze, weil ſich hier ſchon mancher aus des Burgvogts Keller zum beredteſten Bewunderer der ſchönen Natur erwärmt hat. Aber auch auf andern Stellen, und ſelbſt aus den Fenſtern der Wohnung des alten Burgvogts, iſt ſie anziehend, und man kann

hier mit aller Gemächlichkeit ſeinen Sinn für ſchöne Natur befriedigen.

* * *

Die Geſchichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge, von Spittler. Göttingen 1783. 8. Der Stuttgarter Almanach auf 1799. 12. Lehmanns Speierſche Chronik, 11tes Kapitel. Canſtatt und ſeine Umgebungen, von Memminger. Stuttgart 1812. 8., und Meliſantes Bergſchlöſſer, ſind benutzt. In dem Stuttgarter Almanach iſt eine Abbildung der Ruinen zu finden, ſo wie auch eine andere, als Vignette, den 2ten Band der Sattlerſchen Geſchichte Wirtembergs, Ulm 1767. 4., ziert. Eine dritte, von dem vortrefflichen Künſtler Seyffer, wurde mit dem 8ten Stücke des Morgenblattes von 1810 ausgegeben. Das Titelkupfer zur erſten Ausgabe dieſes erſten Bandes der Ritterburgen Deutſchlands, iſt eine verkleinerte Kopie derſelben. Der Standpunkt iſt zwiſchen den Dörfern Gaisburg und Wangen, nahe an der nach Ulm und Augsburg führenden Landſtraße, gewählt, da, wo ſich der Neckar derſelben bis auf wenige Schritte nähert, und in einer ſtarken Krümmung gerade gegen ſie hinſtrömt. Oben auf dem Berge, etwas tiefer als die Burg, ſieht man das Dörfchen Rotenberg, und unten am Fuße des Berges das Dorf Untertürkheim. Seyffer lieferte 1813 dieſelbe Anſicht von Wirtemberg, aber von 2 F. ½ Z. Breite, und 1 F. 7 Z. Höhe. Sie iſt allen übrigen vorzuziehen, und koſtet 5½ fl. rheinl.

12.

Spatenberg
bei Sondershauſen.

Aus dem Geklüfte ſchauen, ernſt und düſter,
Gebilde der Vergangenheit hervor,
und fremde Laute wehen im Geflüſter
der Abendlüfte um mein Ohr.

Schreiber.

12.

Spatenberg.

Der Stadt Sondershauſen, im Fürſtenthum Schwarzburg, gegen Mittag, zieht ſich ein Gebirge hin, das der Göllner genannt wird, weit hinauf urbar gemacht, mit Gärten und kleinen ländlichen Hütten geſchmückt, und oben mit dunkeln Buchenhainen bedeckt iſt. Das Ende dieſes aus Kalkſtein beſtehenden Gebirgszugs iſt eine kegelförmige Höhe, welche Spatenberg heißt, wo man häufig Spat oder Frauenglas findet. Auf ihr ſtand einſt die Burg gleiches Namens, vom Volke „die Ohlenburg" (alte Burg) genannt. Daß ſie von zwei Wallgräben umgürtet war, zeigen deren Spuren noch, andere Merkmale von einer hier geſtandenen Burg ſucht man aber durchaus umſonſt. Auch nicht der kleinſte Reſt von Mauern läßt ſich entdecken. Alles iſt beraſ't und bewachſen mit Sträuchen, worunter vorzüglich häufig die Corneliuskirſche vorkommt, und mit hohen Buchen. Wie man nun doch gern etwas auffinden mag aus jener alten Zeit, wo auf dieſer Höhe gelebt und gewirkt ward, ſo hat das manchen veranlaßt, den Felsſpalt, der einem beim Erſteigen der höchſten Klippe entge-

gen gähnt, für den Eingang in ein Gewölbe der Burg zu halten, und allerlei davon zu fabeln; aber eine genaue Prüfung überzeugt gar bald, daß es ein natürlicher Spalt iſt, an den keine menſchliche Hand arbeitete. Auch finden ſich ähnliche und faſt durch das ganze Gebirge des Göllners fortlaufende Riſſe, welche dieß beſtätigen. Durchkrochen und durchwühlt mag aber wohl oft ſchon dieſe Felſenhöhle geworden ſeyn, ohne daraus zu fördern, was man ſo gern darin finden wollte.

Von ganz geringem Umfange, aber feſt, muß Spatenberg geweſen ſeyn; denn ringsum läuft die Anhöhe ſteil abwärts, und nach Abend zu trennt ſie ein tiefer Einſchnitt von dem hier fortlaufenden Gebirge. Leicht wurde es daher ihren Erbauern, ſie gegen jeden feindlichen Anfall zu ſichern, und mit Stolz und Zuverſicht mögen die Burgherrn hinabgeblickt haben, wenn der Feind anrückte und vergebens ſich mühte, die ſteile Anhöhe zu erklimmen, von der nur Steine oder Baumſtämme hinabgerollt zu werden brauchten, um ihn zu vertilgen.

Als ich nach einer langen Reihe von Jahren Spatenberg im Mai 1815 wieder beſtieg, fand ich ringsum alles mit hohen Buchen dicht bewachſen, und nirgends eine Ausſicht in die Ferne. Wenn aber einſt dieſe ſchlanken, herrlichen Bäume gefällt werden, dann wird man nord- und oſtwärts das freundliche Thal frei überblicken können, in welchem Sondershauſen mit mehrern Dörfern liegt; dann wird ſich die Kette des Harzes mit ihrem hohen Brocken im dunkeln Blau als ferner Hintergrund darſtellen, links

die Stadt Nordhauſen und der nahe kahle Frauenberg, rechts aber der Blick ungehindert über Dörfer und Wieſengründe hinab, bis dahin, wo das Thal ſich zu ſchließen ſcheint, ſchweifen können. Wer dieſes Gemälde jetzt ſchon haben will, darf nur den Berg links von Spatenberg bis zum Rondel verfolgen. Wie hier, ſo wird die Umſicht dereinſt auch auf Spatenberg ſeyn.

Mittagswärts ſieht man von Spatenberg hinab in ein tiefes Thal von Bergen umgeben. Da heißt noch jetzt eine Stelle „das Vorwerk." Sie iſt zwar ganz mit Holz bewachſen und keine Spur von ehemaligen Wohnungen läßt ſich entdecken, indeſſen ſcheint die Vermuthung nicht ohne Grund zu ſeyn, daß hier Wirthſchaftsgebäude der Burg Spatenberg ſtanden, für welche bei der kleinen Fläche auf dem Gipfel des Berges kein Raum war.

Da die Geſchichte Thüringens unter Kaiſer Heinrich IV. zugleich die Geſchichte der Entſtehung Spatenbergs, ſo wie noch vieler anderer Burgen dieſes Landes iſt, ſo werde ich — bei den wenigen hiſtoriſchen Nachrichten, die von Spatenberg gegeben werden können — hier Gelegenheit nehmen, einen kurzen Abriß der erſtern mitzutheilen. Ich denke, hierdurch in der Folge, bei der Geſchichte anderer Burgen Thüringens aus dieſer Periode, Wiederholungen vermeiden zu können, indem ich auf dieſe zurückweiſen, und alsdann nur mit wenigen Worten dort angeben darf, was hier bereits erzählt worden iſt.

Kaiſer Heinrich III. ſtarb im Jahre 1056, leider zu früh für ſein Haus, für ſeinen Nachfolger und für die

Deutſchen überhaupt. Er hinterließ einen kaum ſechsjährigen Prinzen, den nachherigen Heinrich IV., welchen die deutſchen Reichsſtände, da ſie ſeinem Vater noch ein langes Leben zutraueten, bereits zu ihrem König erwählt hatten. Seine Minderjährigkeit wurde von ihnen dazu gemißbraucht, daß ſie während derſelben theils die Regierung an ſich zu ziehen, theils ſich und ihren Freunden allerlei unerlaubte Vortheile zu verſchaffen ſuchten. Des jungen Prinzen weiſe Mutter, Agnes, hatte zwar die Vormundſchaft über ihren Sohn übernommen, und die Regentſchaft rühmlich angefangen, aber bald entriß ſie ihr der Erzbiſchof Anno von Cölln, und maaßte ſich die Stelle eines Aufſehers und Vormundes über den Prinzen ganz allein an. Er, ein ſtrenger und ernſter Mann, begegnete dem jungen Kaiſer mit zu vieler Härte, als daß ihn dieſer hätte liebgewinnen können. Deſto leichter war es daher dem Erzbiſchof Adelbert von Bremen, einem feinen gewandten Hofmann, ſich zum Herzen Heinrichs den Weg zu bahnen. Als Erzbiſchof von Bremen lebte er mit den ſächſiſchen Fürſten beſtändig in Streit. Sein Beſtreben, den Wohlſtand des Erzſtifts immer höher zu treiben, fand bei den Letzteren nicht ſelten Widerſpruch. Dieß flößte ihm feindſelige Geſinnungen gegen die Fürſten ein, und er gab ſich jetzt daher alle Mühe, ihnen des Kaiſers Ungnade zuzuziehen. Zu dem Ende gab er dem kaum herangewachſenen Heinrich Entwürfe an die Hand, wie er ihre Freiheit unterdrücken, und ſich zum unumſchränkten Herrn von Deutſchland machen könne. Die Fürſten erfuhren

aber Adelberts Bemühungen, und ruheten nicht eher, bis Heinrich ihn entfernte. Dennoch ließ dieſer die ihm entworfenen Pläne nicht fahren, und ein neuer ſchlechter Rathgeber beſtärkte ihn noch mehr in der Ausführung derſelben. Dieß war der Erzbiſchof Siegfried von Mainz.

Lange ſchon hatte dieſer Schlaue nach dem thüringiſchen Zehnten oder Herrenzins, dieſer bedeutenden Abgabe von allen Früchten und Vieh, vergebens getrachtet. Er benutzte daher ſeinen jetzigen Einfluß auf Heinrichen, dieſen Zweck zu erreichen, und erreichte ihn, da ein glücklicher Zufall ihm die Hand bot.

Heinrich war bei den abwechſelnden Vormundſchaften ſchlecht erzogen worden und an Kopf und Herz verdorben. Gewohnt, ſeine Begierden auf alle Art befriedigen, ſeinen Leidenſchaften fröhnen und einmal vorgefaßte Meinungen ohne Widerſpruch befolgen zu können, ward ſeine Regierung das Muſter einer Regierung, wie man nicht regieren ſoll. Er überließ ſich ohne die mindeſte Rückſicht den unlautern Trieben ſeiner Begierden, und ſollten auch die Folgen davon noch ſo gefährlich für ihn und ſeine Krone, noch ſo entehrend für ſeine Würde und ſein Herz geweſen ſeyn. Wollüſtig und ausſchweifend in hohem Grade, war er ſeiner Gemahlin, einer italieniſchen Prinzeſſin, bald überdrüſſig, und wünſchte von ihr geſchieden zu ſeyn. Da hierzu die Einwilligung des Papſtes nöthig war, ſo wollte er dieſe durch Siegfried zu erhalten ſuchen. Der war auch bereit, ſie zu bewirken; allein der liſtige Pfaffe machte es dem feurigen Heinrich zur Bedingung, daß er

ihm zur Belohnung die thüringiſchen Zehnten gewähren müſſe. Heinrich verſprach's, behielt ſich einen Theil derſelben vor, und freuete ſich, daß er, außer der Erreichung ſeines Zwecks, zugleich eine gute Gelegenheit bekam, die Thüringer drücken zu können. Dieſe aber, welche ſich den Forderungen der mainziſchen Erzbiſchöfe bis dahin mit Glück widerſetzt hatten, faßten den Entſchluß, die Entrichtung des Zehnten ſtandhaft zu verweigern. Siegfried, höchſt erbittert darüber, ſchilderte dem Kaiſer ihr Betragen von der gehäſſigſten Seite, und nannte ſie gefährliche Aufrührer. Der charakterloſe Heinrich war leicht zu reizen, und der Biſchof Adelbert von Bremen, welcher ſich doch wieder an ſeinem Hofe einzuſchleichen gewußt hatte, ließ es an Aufmunterungen, die vermeintlichen Empörer zu züchtigen, gleichfalls nicht fehlen. Heinrich faßte daher den Entſchluß, Gewalt zu gebrauchen, und ſo entſtand jener unſelige Krieg, welcher den kaiſerlichen Gerechtſamen ſehr nachtheilig wurde, und über Deutſchland viel Unglück und Elend verbreitete.

Die mißvergnügten Thüringer hatten ſich indeſſen mit dem Markgrafen Dedo von Meißen verbunden, und eine Streiferei auf die kaiſerlichen Kammergüter vorgenommen. Sie machten hier viele Beute, die ihnen aber die kaiſerlichen Vögte in Mühlhauſen und Nordhauſen wieder abjagten. Dieß war für Heinrichen das Signal zum Bruch, und er zog in der Geſchwindigkeit ein Heer zuſammen, wozu Siegfrieds und ſeiner Freunde Truppen ſtießen. Die Thüringer, hierdurch in Angſt geſetzt, ſendeten einen Ab-

geordneten an Heinrich, und erklärten, daß ſie für ihn und das Vaterland Leben und Vermögen aufzuopfern bereit wären, wenn er ſie gegen die Forderungen des mainziſchen Erzbiſchofs ſchützen wolle; daß ſie aber auch, wenn dieß nicht geſchähe, entſchloſſen wären, ihre Vorrechte bis auf das äußerſte zu vertheidigen.

Heinrich ſtellte ſich, als wäre er mit dieſer Erklärung zufrieden, und ließ die Thüringer verſichern, daß, wenn ſie derſelben treu blieben, ſie ſich ſeines Schutzes und Beiſtandes ſollten erfreuen können. Bald aber rückte er, von Siegfried begleitet, in Thüringen ein, beſonders um den Markgrafen Dedo zu demüthigen. Er eroberte die beiden Schlöſſer Scheidungen und Beichlingen, welche jener beſetzt hatte, und zerſtörte ſie. Dedo, den die Thüringer verließen, war zu ſchwach, Heinrichs Macht zu widerſtehen. Er ergab ſich, und konnte ſich nur durch Abtretung einiger ſeiner Güter von der perſönlichen Gefangenſchaft befreien. Der Kaiſer eilte hierauf nach Mainz, wo ſeine Eheſcheidungsſache vorgenommen werden ſollte. Er wiederholte zwar den Befehl, dem Erzbiſchofe den Zehnten zu entrichten, und dieſer ließ auch durch ſeine Beamten Anſtalt machen, ihn einzutreiben; allein die Thüringer wieſen dieſe ziemlich nachdrücklich ab. Ja, ſie gingen ſo weit, daß ſie einige derſelben aufknüpften.

Dieß geſchah im Jahre 1069, und bewirkte den Thüringern bis 1072 Ruhe. Da aber hoben die Unruhen von neuem an, denn Adelbert und Siegfried ließen nicht nach, den ſchwachen Heinrich immerfort gegen Sachſen und

Thüringen aufzuhetzen. Sie brachten es endlich auch dahin, daß er den feierlichen Entſchluß faßte, beide Länder zu unterjochen. Hierzu ſchienen ihm feſte Bergſchlöſſer das kräftigſte Mittel zu ſeyn. Er ließ daher nicht nur diejenigen, die er bereits hatte, in guten Zuſtand ſetzen, ſondern auch noch viele neue anlegen, ſo daß es in Thüringen nur wenige Anhöhen gab, auf denen nicht eine Burg prangte.

Um dieſe Zeit ward auch das Schloß Spatenberg von Heinrichen erbaut, befeſtigt und mit Mannſchaft beſetzt.

Die Beſatzungen aller dieſer Schlöſſer durchſtreiften nun die umliegende Gegend, und die Thüringer befanden ſich in der übelſten Lage. Da trat Siegfried wieder hervor, und verlangte ernſtlich die Entrichtung des Zehnten. Auf einer deshalb ausgeſchriebenen Synode zu Erfurt, der alle geiſtliche und weltliche Herren Thüringens beiwohnten, drang er auch endlich, von Heinrich unterſtützt, durch, und erhielt, wonach er ſo lange vergebens geſtrebt hatte. Heinrich glaubte, hierdurch den thüringiſchen Herren eine ſolche Furcht eingejagt zu haben, daß ſie ſich nun alle Arten von Bedrückungen gefallen laſſen würden, und Thüringen wurde daher der Schauplatz einer Menge grauſamer, die Menſchheit ſchändender Auftritte. Die unglücklichen Einwohner waren auf allen Seiten mit Bergſchlöſſern umringt, deren Beſatzungen ihnen die größten Drangſale anthaten. Oft fiel ein Haufe ſolcher Barbaren in ein ruhiges Dörfchen ein, nahm weg, was er vorfand, mißhandelte die Weiber in Gegenwart der Männer, und die

Töchter vor den Augen der Väter, ſchleppte Männer, Weiber und Kinder als Gefangene in ſeine Burgen, und gab die von Wehklagen wiederhallenden Hütten den Flammen Preis. Den edeln, von Freiheitsgeiſt beſeelten Thüringern war eine ſolche Behandlung unerträglich. Heinrich, dem ſie ihre Beſchwerden vortrugen, wies ſie mit unmenſchlichem Kaltſinne ab, und machte ihnen noch, wegen Verweigerung des Zehnten, bittere Vorwürfe. Mit ihnen erlitten eine gleiche Behandlung die Sachſen, und der Zeitpunkt ſchien nun gekommen zu ſeyn, wo beide Länder ihre Freiheit verlieren ſollten. Allein zwei ſo mächtige Völker konnten ſich unmöglich lange unterdrücken laſſen. Der Trieb zur Erhaltung ihrer Freiheit regte ſich immer lebhafter, und insgeheim waren ſie auf Vertheidigungsanſtalten bedacht. Die vornehmſten Sachſen und Thüringer ſchloſſen, auf Antrieb des Biſchofs Burchhard von Halberſtadt und des abgeſetzten Herzogs Otto von Baiern, ein Bündniß, dem auch die Markgrafen Dedo von Meißen und Egbert II. von Thüringen, der Pfalzgraf Friedrich nebſt den Biſchöfen von Meißen und Merſeburg beitraten.

Als Heinrich hiervon Nachricht erhielt, ſchrieb er, um nur Gelegenheit zum Zuſammenbringen eines Heeres zu haben, einen Feldzug gegen die Polen aus. Die Vereinigten glaubten jetzt, daß es Zeit ſey, eine deutliche Erklärung von ſich zu geben. Sie ſchickten daher eine Geſandtſchaft an den Kaiſer, der eben in Goslar war, und ließen ihm wiſſen, daß ſie entſchloſſen wären, ihm den Gehorſam aufzukündigen und ihre Freiheit aufs äußerſte

zu vertheidigen, wenn er ſie ferner kränken und die drangſalenden Bergſchlöſſer nicht niederreißen werde. Auch ſolle er ſich ferner nicht immer in Sachſen aufhalten, in Reichsangelegenheiten keine ſchlechten Leute um Rath fragen, und — ſeine Kebsweiber fortjagen.

Dieſe beſtimmte Erklärung verurſachte Heinrichen nicht weniges Nachdenken. Er ſah, daß ſie das Reſultat der Verzweiflung war, und er es mit einem Feinde zu thun bekomme, der, nach einer ſolchen Erklärung, auch verzweiflungsvoll fechten werde. Vielleicht würde ſie noch einen guten Entſchluß bei ihm bewirkt haben, wenn er nicht dem Rathe derjenigen gefolgt wäre, welche ihm dieſe Drohungen als unbedeutend darzuſtellen bemüht waren. Leider ertheilte er daher den Abgeordneten eine ſchnöde Antwort. Die Erbitterung der vereinigten Fürſten ſtieg hierdurch aufs höchſte. Sie zogen in der Geſchwindigkeit ein für die damaligen Zeiten außerordentlich ſtarkes Heer von 60 ≈ bis 70000 Mann zuſammen, und rückten damit gerade auf Goslar los. Heinrich zog ſich auf das zwei Stunden davon gelegene Schloß Harzburg, wohin ihm die Vereinigten folgten. Umſonſt ſchickte er Abgeordnete mit Friedensvorſchlägen an ſie, Harzburg wurde immer enger eingeſchloſſen. Bei dieſer augenſcheinlichen Gefahr, gefangen zu werden, blieb ihm nichts übrig, als zu fliehen. Von den Biſchöfen zu Zeitz und Osnabrück und dem Herzoge von Kärnthen begleitet, entfloh er, durch die Dunkelheit der Nacht geſchützt, auf dem einzigen Zugange zur Burg. Drei Tage lang irrten ſie in dem finſtern Harzwalde,

walde, von deſſen Umfange der jetzige Harz kaum ein Schatten iſt, umher, in ſteter Angſt, zu verhungern, oder vom verfolgenden Feinde ereilt zu werden, bis ſie endlich ein Jäger auf den rechten Weg brachte, und ſie über Eſchwege nach Hersfeld gelangten. Hier fanden ſich bald große Haufen des Heeres ein, dem der Kaiſer, unter dem Vorwande des polniſchen Zuges, Hersfeld zum Sammelplatze angewieſen hatte. Heftig beklagte er ſich gegen dieſe über die vermeyntlichen Beleidigungen, die ihm von den Sachſen und Thüringern widerfahren wären, und forderte ſie zur Rache auf. Einige meynten, man müſſe die Vereinigten ohne Zeitverluſt angreifen, Andere hielten dieß wegen ihrer Ueberlegenheit für gefährlich. Heinrich, der nicht Entſchloſſenheit genug hatte, den weiſeſten Rath durchzuſetzen, wählte den ſchlimmſten. In der Abſicht, noch mehr Truppen zuſammenzuziehen, ließ er die bereits Verſammelten wieder auseinandergehen, mit dem Befehle, ſich acht Tage nach Michaelis bei Breitenbach unweit Eiſenach wieder einzufinden. Die Verbündeten, welche hierdurch Zeit bekamen, ſich noch mehr zu verſtärken, fingen nun an, auf die Zerſtörung der ihnen ſo verhaßten Bergſchlöſſer bedacht zu ſeyn. Von der Harzburg, die ſie wegen ihres feſten Zuſtandes nicht ſo bald zu erobern hofften, waren ſie nach Heinrichs Entweichung abgezogen, und vor das einige Meilen davon, bei der Stadt Blankenburg am Harze gelegene Schloß Heimburg gerückt, das ſie auch in kurzer Zeit eroberten und zerſtörten. Hierauf ſchloſſen ſie Aſenberg ein, deſſen ſtarke Beſatzung wegen Mangels an

Lebensmitteln in groſse Noth gerieth. Heinrichen ſchmerzte der Verluſt ſeiner Schlöſſer ſehr, und da er die Schwierigkeit der Unterjochung der Thüringer immer mehr fühlte, ſo bat er die Biſchöfe von Mainz und Kölln, ſich mit dem Feinde in Friedensunterhandlungen einzulaſſen. Zu Gerſtungen im Eiſenachſchen war der Kongreß, deſſen Ausgang Heinrich zu Würzburg abwarten wollte. Seine Abgeſandten aber, ſtatt für ihn zu ſprechen, ſtimmten der Meinung der Mißvergnügten, welche einen andern König wünſchten, bei, und es ward beſchloſſen, einen Reichstag nach Mainz auszuſchreiben, auf welchem Herzog Rudolph von Schwaben zum Kaiſer erwählt werden ſolle. Heinrich, der nun auf allen Seiten Gefahr erblickte, verſprach jetzt alles, was man nur verlangte, und dachte nicht mehr daran, die Thüringer zu Entrichtung des Zehnten anzuhalten. Dieſe hingegen, froh des glücklichen Erfolgs ihrer Unternehmungen, belagerten, eroberten und zerſtörten eine ſeiner Burgen nach der andern.

Da traf die Reihe auch das Schloß Spatenberg, das von ihnen am Schluſſe des Jahres 1073 erobert wurde. Sie zerſtörten es jedoch nicht, ſondern ſetzten es vielmehr zu ihrem Vortheil in den beſten Vertheidigungszuſtand.

Heinrich, der in Worms war, ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß er wenigſtens verſuchen müſſe, den feindlichen Waffen Einhalt zu thun. Endlich aber erwachte er aus ſeinem Schlummer, und bot die Reichsfürſten zum Beiſtande wider die Empörer auf. Dieſe zeigten jedoch hierzu wenig Neigung, widerſprachen lebhaft, und nur

einige Biſchöfe ſtellten ſich mit ihren kleinen Haufen ein. Deſſen ungeachtet wagte ſich Heinrich mit dieſen im Januar 1074 ins Feld. Die Vereinigten hatten ſich, hiervon unterrichtet, 40000 Mann ſtark bei Vach an der Werra gelagert. Heinrich, erſtaunt, ein ſolches Heer zu finden, ward bange, und bereuete den unbeſonnen gewagten Schritt. Er hielt daher für's Beſte, ſo lange vom Frieden zu ſprechen, bis er ſein Heer verſtärkt haben würde. Dieß geſchah. Der Feind ließ ſich mit Friedensvorſchlägen täuſchen, und es wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Heinrich verſprach, ſeine Schlöſſer niederreißen zu laſſen, und in Goslar ſollte an einer völligen Ausgleichung der beiderſeitigen Forderungen gearbeitet werden.

So ſchien es nun, als wenn die Ruhe wieder hergeſtellt werden würde, als mit einem Male alle Hoffnung dazu gänzlich verſchwand. Heinrich hatte zwar ſeinen Truppen wirklich befohlen, ſeine eigenen Bergſchlöſſer zu zerſtören, und die Belagerung der feindlichen aufzuheben. Allein die Beſatzung der Harzburg weigerte ſich deſſen, und wollte keinen Waffenſtillſtand. Durch dieſen Muth angefeuert, ſchob er die verſprochene Zerſtörung der Schlöſſer wieder auf, und meynte, daß die ganze Sache auf einem Reichstage zu Goslar ausgemacht werden müſſe. Die Verbündeten merkten jedoch ſeine Abſicht, und lagerten ſich mit einer anſehnlichen Kriegsmacht nicht weit von Goslar. Als er ſich dennoch nicht zur Erfüllung der erſten Friedensbedingung, der Niederreißung ſeiner Schlöſſer, bequemen wollte, rückten ſie auf Goslar los, und dran=

gen ſelbſt in ſeinen Pallaſt ein. In dieſer perſönlichen Gefahr gab der ſchwache Heinrich nach. Er willigte in die gänzliche Zerſtörung aller ſeiner Burgen, verlangte jedoch ein Gleiches in Anſehung der Burgen des Feindes, welches auch zugeſtanden ward. Die Verbündeten vollzogen den Friedensſchluß ihrerſeits, und nebſt andern ihrer Schlöſſer wurde auch Spatenberg gänzlich von ihnen geſchleift. Von Heinrichen erwarteten ſie nun, beſonders in Anſehung der Harzburg, daſſelbe; allein er verſchob es immer wieder, denn ihn dauerte die daſige ſchöne Domkirche. Dieß erbitterte die Gemeinen der Verbündeten aufs äußerſte. Sie fielen mit Wuth über die Harzburg her, zerſtörten alles, und ſchonten ſelbſt der kaiſerlichen Gruft nicht, wie dieſes weiter unten bei der Geſchichte der Harzburg ausführlicher erzählt werden ſoll. Die Fürſten der Vereinigten mißbilligten dieß ſehr, und gaben ſich alle Mühe, Heinrichen Genugthuung zu verſchaffen. Doch Heinrich hatte ſchon längſt auf eine Gelegenheit gewartet, den Frieden wieder zu brechen: begierig ergriff er daher dieſe. Er ſuchte die Reichsfürſten auf ſeine Seite zu bringen, und verſprach ſogar, Sachſen und Thüringen mit ihnen zu theilen, wenn ſie ihm zur Unterjochung beider Länder behülflich ſeyn würden. Zu dem Ende zog er ein ſtarkes Heer zuſammen, und benahm dadurch den Vereinigten allen Muth, ſo daß ſie ſogar Buß- und Bettage anordneten. Jedoch rüſteten ſie ſich auch, und verabredeten, bei dem Dorfe Groß-Luppnitz, unweit Eiſenach, zuſammenzuſtoßen, um ſich dem Kaiſer, der ſeine Truppen

bei Breitenbach zuſammenzog, deſto eher entgegenſtellen zu können. Heinrich ſchlug ſie aber bei Langenſalza gänzlich, und Erzbiſchof Siegfried, den dieſe Demüthigung der Thüringer freute, that die Unglücklichen, unter welchen das Schwerdt ſchrecklich gewüthet hatte, noch obenein in den Bann. So weltlich und geiſtlich geſchlagen, geriethen die Verbündeten in die traurigſte Lage, wurden darüber unter einander uneins, und bald hätten ſie das Schwerdt gegen ſich ſelbſt gezogen, wenn es nicht noch einige ſächſiſche Fürſten zeitig genug verhindert hätten. Dieſe Uneinigkeiten benahmen aber ihren Oberhäuptern den Muth ganz, und dieſe waren nun ernſtlich auf Friedensvorſchläge bedacht. Heinrich beſchied die deshalb an ihn geſandten Abgeordneten nach Gerſtungen an der Werra, wo ſich gegen das Ende Oktobers 1075 ſein Heer von neuem verſammeln ſollte.

Die Zeit erſchien. Heinrichs Heer war bedeutend, das der Vereinigten aber, welches bei Nordhauſen ſtand, nicht ſtark genug, ſich ihm entgegenſtellen zu können. Sie mußten daher, ſo ungern ſie es auch thaten, ihm Friedensvorſchläge vortragen laſſen. Kaum konnten ſie es aber dahin bringen, daß ſich Heinrich zur Anhörung derſelben bequemte. Lange wollte keiner der Fürſten der kaiſerlichen Partei das Geſchäft des Unterhändlers übernehmen, um ſich nicht den Haß der feindlichen Parthei zuzuziehen, falls es für dieſe ſchief ablaufen ſollte. Endlich aber entſchloſſen ſich doch der Erzbiſchof Siegfried, die Biſchöfe von Bamberg und Augsburg und der Herzog von Lothringen dazu.

Sie begaben ſich in das feindliche Lager, und legten hier den Oberhäuptern der Verbündeten die harte Bedingung vor, ſich dem Kaiſer auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, verſprachen jedoch, alles anzuwenden, daß ihnen nichts Unangenehmes widerfahren ſolle, ja ſie machten ſich endlich durch einen Eid verbindlich, für allen Nachtheil Bürge ſeyn zu wollen. Da es den Anführern an Zutrauen zu ihrem Muth und ihren Kräften fehlte, ſo willigten ſie ein.

Der ſtolze Heinrich, nun triumphirend über ſeine Feinde, ließ hierauf alles zubereiten, um die Scene der Unterwerfung recht öffentlich und feierlich zu machen. Sie fiel am 9ten Junius bei dem eine Stunde von unſerer Burg Spatenberg entfernten Sondershäuſiſchen Dorfe Spier vor. Heinrich ſaß unter freiem Himmel auf einem Throne, an deſſen beide Seiten ſich ſein Heer anſchloß. In der Ferne harrten die Fürſten der Verbündeten voll banger Erwartung auf das Zeichen, welches ſie vor den Thron führen ſollte.

Aller Augen ſahen dahin. Jetzt gab es Heinrich. Mit verdrießlicher Miene wandelten ſie durch die langen Reihen, näherten ſich dem Throne, fielen nieder, baten um Verzeihung, und Heinrich — lächelte ihnen hämiſch entgegen. Von Beſchämung und Aergerniß erfüllt, traten ſie wieder ab, und glaubten in ihre Heimath zurückkehren zu können, als ihnen plötzlich Gefangenſchaft angekündigt wurde. Sie waren getäuſcht. Heinrich war ehr- und gewiſſenlos genug, ſein kaiſerliches Wort zu bre-

chen, und dem eidlichen Verſprechen der Mittelsperſonen entgegenzuhandeln. Jeder der vereinigten Fürſten wurde einem Reichsfürſten zur Verwahrung gegeben. Ihr Schickſal ſollte, ſo hieß es, auf einem Reichstage entſchieden werden. Doch dieß war nur ein neues Mittel, die unglücklichen Fürſten zu täuſchen; denn bald vertheilte man ſie durch ganz Deutſchland in verſchiedene Schlöſſer als Gefangene.

Dieß war das Ende eines Krieges, den die Unterdrückung deutſcher Freiheit veranlaßt hatte. Thüringen befand ſich am Ende deſſelben in der traurigſten Lage. Seiner Fürſten und Edeln beraubt, ſeufzte es nun unter den Bedrückungen der Schlöſſer. Mit der unbarmherzigſten Grauſamkeit wurden ſeine Bewohner zur Wiederaufbauung aller zerſtörten angehalten. In kurzer Zeit ſtiegen jene der Freiheit ſo verhaßten Steinmaſſen aus ihren Trümmern wieder empor, worunter ſich auch Spatenberg befand. Der Beſitz der vorigen Schlöſſer war Heinrichen aber nicht genug, er vermehrte ſie noch durch viele neue, und bald war in Thüringen kein Berg von einiger Bedeutung, deſſen Gipfel nicht eine Burg getragen hätte. Alle waren mit ſtarker Beſatzung verſehen, und nun durfte es kein Vaterlandsfreund wagen, den geringſten Freiheitsgedanken zu äußern. Aber Tyrannen, Bundesbrüchige, Volksunterdrücker, oder wie das Sprichwort ſie nennt: ſtrenge Herren, regieren nicht lange. Das traf auch hier ein. Einige Jahre nachher, als Heinrichs Macht ganz ſank, als alle Fürſten Deutſchlands ſich gegen ihn verbanden,

wurden ſeine Burgen wieder zerſtört. Auch Spatenberg hatte dieß Schickſal. Späterhin wurde es aber doch wieder, mithin zum dritten Male, aufgebauet; von wem? — weiß man nicht.

Im 12ten Jahrhunderte kommt eine Familie von Spatenberg vor. Ob dieſe das Schloß beſeſſen, oder ſich nur davon ſchrieb, weil ſie daſelbſt Burglehen hatte, läßt ſich wegen Mangel an Nachrichten nicht beſtimmen. Weiterhin findet man die Burg in den Händen der Fürſten von Anhalt, denen auch ein Gut in dem bei Sondershauſen gelegenen Dorfe Stockhauſen gehörte. Beides, nebſt noch andern Holzungen und Grundſtücken, trat die Fürſtin Mechtilde von Anhalt im Jahre 1263 an Graf Heinrich II. von Hohnſtein gegen funfzig Mark Silber ab, welcher am 9ten April deſſelben Jahres zu Weißenſee vom Landgrafen Albrecht von Thüringen damit beliehen wurde. Am Schluſſe des 13ten Jahrhunderts wurde Spatenberg in dem Kriege, den Friedrich und Tietzmann, Söhne Albrechts, Landgrafen von Thüringen, mit dem Kaiſer Adolph von Naſſau führten, zum dritten und letzten Male, und zwar durch die kaiſerlichen Truppen, zerſtört.

Da die Grafen von Hohnſtein das Schloß zur Herrſchaft Sondershauſen, welche ihnen gehörte, geſchlagen hatten, ſo blieb es auch dabei, als dieſe Herrſchaft, vermöge einer getroffenen Erbvereinigung, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts an das gräfliche, nun fürſtliche Haus Schwarzburg kam, wovon die Sondershäuſiſche Linie auch jetzt noch im Beſitze deſſelben iſt.

Im Jahre 1637 ließ Graf Anton Heinrich von Schwarzburg den Schutt des Schloſſes durchwühlen und unterſuchen. Er war vielleicht ein Freund von Alterthümern, und glaubte hier welche auszugraben; man nannte ihn aber damals einen Schatzgräber. Der Erfolg muß nicht entſprechend geweſen ſeyn, denn man weiß nichts davon.

* * *

Eigene Bekanntſchaft mit der Stelle, worauf das Schloß Spatenberg ſtand; Galletti's Geſchichte Thüringens, 2ter Band, 1783; Müldeners Nachrichten von zerſtörten Bergſchlöſſern in Thüringen, 1752, und Olearii Thüringiſche Hiſtorie, haben den Stoff zu vorſtehender Erzählung geliefert. Eine Abbildung von Spatenberg kenne ich nicht.

Digitized by Google

13.

Lichtenberg

bei

Oſtheim vor der Rhön.

Entſtehend und verſchwindend
und wiederkommend kreiſt,
durch Form und Zeit ſich windend,
die Welt vor unſerm Geiſt.

Tiedge.

Digitized by Google

13.

Lichtenberg.

In dem Theile der gefürſteten Grafſchaft Henneberg, welcher Sachſen-Weimar gehört, und ein Stück des Fürſtenthums Eiſenach iſt, liegt nordöſtlich von dem Städtchen Oſtheim vor der Rhön das alte Schloß Lichtenberg. Schon die Lage, die ganze Form, und die daraus erſichtliche Beſtimmung dieſes Bergſchloſſes, welches auf die Trümmern ſehr vieler ſeiner Geſchwiſter zurückblicken kann, laſſen keinen Zweifel übrig, daß es aus ſolchen Zeiten herrühre, wo die Gerechtigkeitspflege noch in der Wiege lag, wo jeder ſein Eigenthum ſelbſt ſichern mußte, ſo gut er konnte, und wo man den Beſitz einer ſolchen Veſte nicht um große Schätze vertauſchte, weil man das Anſehen und die Größe eines Fürſten gewöhnlich nach der Zahl ſeiner Schlöſſer und Reiſigen zu meſſen pflegte.

Man muß es beklagen, daß die Geſchichte von dieſem Bergſchloſſe nicht weiter als bis in das 12te Jahrhundert zurückführt, wo es den Wohnſitz der Grafen von Henneberg ausmachte, und eine Nebenlinie derſelben, im Jahre 1168, ſich davon den Namen beilegte. Doch dürfte es

wohl dem unter ihm gelegenen Städtchen Oſtheim, deſſen die Geſchichte ſchon im 9ten Jahrhundert erwähnt, am Alter nichts nachgeben. Denn ſehr häufig findet man es in der Geſchichte der alten Burgen, daß ſie nahe gelegenen Orten zum Schutz erbauet waren. Dieſemnach könnte man wohl annehmen, daß Lichtenberg, ſo wie mehrere im Hennebergſchen gelegene Schlöſſer, den ſonſtigen Gaugrafen des Grabfeldes, die hier zur Zeit der Gauverfaſſung kaiſerliche Beamte waren, ſein Daſeyn zu verdanken hat.

Vor Erfindung des Schießpulvers war Lichtenberg eine anſehnliche Veſte. Seine äußern Wallgräben, ſeine doppelten hohen Ringmauern, die darauf an allen Seiten befindlichen Blockhäuſer, ein von gehauenen Steinen erbaueter Thurm, deſſen Höhe über 200 Fuß beträgt, und deſſen Mauern über 10 Fuß dick ſind, ein anderer runder Thurm, auch von Quadern, von welchem man die ganze umliegende Gegend beherrſchen kann, die Verbindung mit andern in der Nähe gelegenen und durchgängig korreſpondirenden feſten Schlöſſern, Henneberg, Hiltenberg, Huthsberg, Salzburg — alles dieß gab Lichtenberg ein vorzügliches Anſehen, und gewährte volle Sicherheit. Daher kam es auch, daß benachbarte Adelige, die zu ſchwach waren, Befehdungen zu widerſtehen, bei den Beſitzern ſolcher Burgen Schutz ſuchten, als Burgmänner (milites burgenſes) bei ihnen antraten, und dadurch Mitvertheidiger ſolcher Schlöſſer wurden, bis in der Folge das Kriegsweſen mehr Syſtem erhielt, und geordnete Miliz an die Stelle der Burgleute trat. Dieß war denn auch die Ob-

liegenheit der ehemaligen Lichtenbergſchen Burgmänner, aus welchen in der Folge die nachherigen Ganerben zu Oſtheim entſtanden ſind.

Nach dem Uebergange des Schloſſes an das Haus Henneberg mögen es die gräflichen Beſitzer zuweilen bewohnt haben; denn ſie baueten daſelbſt eine Kapelle, welche noch jetzt im innern Theile des Schloſſes, auf der rechten Seite des Thores, zu ſehen iſt, aber zu verfallen beginnt. Ein Prediger ſcheint aber nicht dabei angeſtellt geweſen zu ſeyn, ſondern der Frühmeſſer in Oſtheim mußte jeden dritten Sonntag daſelbſt predigen, wofür er den Zehnten von etlichen Grundſtücken unter Lichtenberg genoß. Noch jetzt nennt man daher einen, von Oſtheim nach Lichtenberg, einen ſteilen Berg hinan führenden Pfad, den Pfaffenſtieg.

Nachdem dieſe Bergveſte durch die von Zeit zu Zeit, beſonders unter Graf Georg I. von Henneberg, gemachten anſehnlichen Erwerbungen zu einem beträchtlichen Bezirk angewachſen war, wurde auch deſſen obrigkeitliche Verwaltung mehr ausgebildet, und es entſtand nun ein Amt Lichtenberg, deſſen Juſtizbeamter oder Amtsſchöſſer auf dem Schloſſe Lichtenberg ſeine Wohnung hatte. Die erſte Beſtallung der Art lernt man aus einer Urkunde vom Jahre 1452 kennen, nach welcher Graf Georg I. dem Ritter Melchior von der Thann die Stelle eines Amtmanns zu Lichtenberg anvertraut hatte, und ihm, nach der damaligen Staatsverfaſſung, neben der Juſtizpflege,

auch die Vertheidigung des Schloſſes und andere militäriſche Verrichtungen übertrug.

Bis gegen das Jahr 1680 blieb der Aufenthalt der Juſtizbeamten unverrückt auf dem Schloſſe Lichtenberg, aber von dieſer Zeit an kam das Amt nach Oſtheim. Jetzt iſt daher das ſonſt ſo zahlreich bewohnte Schloß nur noch die einſame, dem Rentbeamten, dem Thorwärter, und vier täglich abwechſelnden Frohnwächtern beſtimmte Wohnung, wo ſich noch die herrſchaftlichen Fruchtböden nebſt einigen Gefängniſſen befinden, und wo Eulen und Käuzchen niſten.

Im Jahre 1525 hatte dieſes Schloß im Bauernkriege gleiches Schickſal mit ſeinen Geſchwiſtern Henneberg, Hiltenberg und Huthsberg. Es wurde beinahe völlig zerſtört, und nur die Mauern und zwei Thürme widerſtanden durch ihre ganz außerordentliche Feſtigkeit der grenzenloſen Wuth eines fanatiſchen Pöbels. Statt daß jene drei Schlöſſer ſeit dieſer Zeit in ihren Ruinen liegen geblieben, und die Spuren ihres Daſeyns jetzt faſt ganz verwiſcht ſind, erhob ſich Lichtenberg wieder aus ſeinen Trümmern, und mehrere Male wurden ſogar wieder neue Befeſtigungen angelegt. Im Jahre 1672, wo der zwiſchen Frankreich und Deutſchland entſtandene Krieg den deutſchen Fürſten Gefahr drohete, wurden die Ringmauern Lichtenbergs mit ſechs neuen Blockhäuſern befeſtigt, der äußere Wall ausgegraben, ein neues Außenwerk angelegt, das mit Eiſen beſchlagene Thor hergeſtellt, und ſogar eine kleine Beſatzung mit einem Offizier in das Schloß gelegt. Die

Zeit

Zeit hat indeſſen auch dieſe Anlagen theils verwüſtet, theils entbehrlich gemacht. Mit jedem Jahre werden die alten Gebäude, deren nur noch wenige übrig ſind, baufälliger, und die äußern Ringmauern, ohne welche die Sicherheit des Schloſſes nicht beſtehen kann, drohen den Einſturz; ſogar an dem koloſſaliſchen Thurme, dem älteſten Monumente der Gegend, der in vielen alten Urkunden „der große Thurm" genannt wird, ſind mehrere Sprünge ſichtbar, welche für die Zukunft Gefahr fürchten laſſen.

Was die Lage und Form des Lichtenberger Schloſſes anlangt, ſo zeichnet ſich erſtere durch ihr romantiſches, und letztere durch ihr ehrwürdiges Anſehen, welches ihr hohes Alter ſehr deutlich bezeichnet, aus. Von allen Seiten iſt es mit Laubholz bis an den Wall umringt. Der Berg, worauf es ſteht, und der faſt ringsumher ſehr ſteil abfällt, beſteht aus Kalkfelſen und röthlichem Mergel. Zwei ſchlangenförmig um die Hälfte des Berges ſich hinauf windende Wege dienen dazu, die Zinsfrüchte und Bedürfniſſe, unter der größten Anſtrengung des Zugviehes, hinauf zu ſchaffen. Auf der mittägigen Seite liegt vor dem Schloſſe ein kleines Gebüſch, das Geſträup genannt, in welchem bei vorkommenden Lichtenberger Centfällen, auf einem freien Platze bei einer großen Linde, das Hochgericht gehalten wird. Dieſes Gehölz iſt ein ſteter Aufenthalt von Nachtigallen, und ein ſehr angenehmer Spatziergang im Frühjahre.

Noch jetzt iſt das Schloß mit zwei hohen Ringmauern umgeben, und mit einem mit Eiſen beſchlagenen Thore

verſehen, das beſtändig verſchloſſen gehalten, und von vier, täglich abwechſelnden, Frohnwächtern bewacht wird. Die Ausſicht von den zwei Thürmen iſt überaus ſchön und maleriſch. Gegen Mittag kann man mit Fernröhren die zehn Meilen weiten Anhöhen bei Würzburg erkennen. Gegen Morgen erſcheint die, ſieben Meilen entfernte, Feſtung Koburg bei der Stadt gleiches Namens, und gegen Mitternacht erblickt man am äußerſten Horizont den Thüringer Wald mit ſeinem hohen Inſelsberge. Auch in der Nähe ſtellen ſich dem Auge die ſchönſten Gegenſtände dar. Nahe und entfernte Wieſengründe, Waldungen jeder Art, mit Fluren abwechſelnd, Flüßchen, große, Wäldern ähnliche Obſtplantagen: alles dieſes bildet die ſchönſte, mit tauſend Veränderungen verſehene Landſchaft. Nur gegen Abend beſchränkt das, von Mittag nach Mitternacht hin, ſieben Stunden lang ausgedehnte hohe Rhöngebirge die Ausſicht in die Ferne.

Eine der größten Unbequemlichkeiten, welche die Bewohner dieſes hohen Bergſchloſſes haben, iſt die, daß alles Waſſer mit unſäglicher Mühe und Koſten hinauf gebracht werden muß. Sonſt findet man auf Schlöſſern der Art immer Brunnen; hier aber nicht, ſelbſt nicht die Spur von einem vordem dageweſenen. Eine Bemerkung anderer Art dringt ſich dem Beobachter bei Betrachtung des großen Thurms auf. Man erblickt nemlich an demſelben eine ganz ungeheure Maſſe von gehauenen Sandſteinen, von welchen Millionen Centner auf einander gethürmt ſind. Gleichwohl iſt in der ganzen Gegend und in einem weiten

Umkreiſe kein Sandſteinbruch zu finden. Dieſe ſonderbare Erſcheinung hat ohne Zweifel zu der luſtigen Sage Gelegenheit gegeben, daß die Materialien zu dieſem Thurme von Fulda nach Lichtenberg geſchafft worden wären, und da deren Transport in Einem Zuge geſchehen, ſo ſey der letzte Wagen zu dem Fulda'ſchen Thore herausgefahren, als der erſte ſchon auf dem Schloſſe Lichtenberg angelangt geweſen.

* * *

Der ſchätzbaren hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibung der gefürſteten Grafſchaft Henneberg, von v. Schultes, 2ter Band, Hildburghauſen, 1804. 4., verdanke ich vorſtehende Nachrichten. Vor dieſem Bande befindet ſich auch, als Vignette, eine Abbildung des Schloſſes Lichtenberg.

14.

T r o ß k y.

Ich habe die alten Völker und ihre Werke geſucht, und ich habe bloß die Spuren davon geſehen, ſo wie ſie der Fußtritt des Wanderers auf dem Sande zurückläßt.

Volney.

Digitized by Google

14.
T r o ß k y.

Wer die Ruinen der böhmiſchen Burg Troßky zum erſten Male erblickt, wird ſchwerlich ſogleich entſcheiden können, ob er ſie für ein Spiel der Natur, oder für ein Werk menſchlicher Kraft halten ſoll. Erſt bei einer nähern und längern Beſichtigung wird er finden, daß ſich Natur und Kunſt hier vereinigten, und eingeſtehen müſſen, daß eine zweite Burg von ähnlicher ſonderbarer Form und Bauart in Deutſchland ſchwerlich noch aufzufinden ſeyn möchte.

Ihrer Eigenthümlichkeit halber iſt hier eine Abbildung davon beigefügt *), welche ſie dem Leſer ſehr deutlich darſtellt. Zwei nicht weit von einander ſtehende, in ihrer Baſis faſt zuſammenlaufende, ſteile, koniſche Felſen, tragen auf ihren Gipfeln zwei Citadellen. Durch eine Doppelmauer waren die Felſen in der Mitte vereinigt. Dieſe Mauer iſt noch jetzt überall ſieben Fuß dick, und fünf, auch ſechs Klafter hoch. In dem freien Platze, den ſie

*) Sie befindet ſich auch als Vignette auf dem Titelblatte der erſten Ausgabe dieſes Bandes.

umgeben, kann ein vierſpänniger Wagen recht gemächlich herumfahren. Das Hauptgebäude ſtand auf der Nordſeite, wo man noch ziemlich hohe Mauern mit Thoren und Fenſtern findet. Auch war auf dieſer Seite die Haupteinfahrt.

Von den beiden Felſen iſt der eine um ein Drittel höher, als der andere. Der höhere heißt Panna oder die Jungfrau, der kleinere Baba oder die alte Mutter. Auf dem Gipfel eines jeden ſtand ein Gebäude, das als Warte und Citadelle diente, und die Stelle der ſonſt üblichen Thürme der Burgen vertrat. Sie waren von gebrannten Ziegelſteinen, viereckig erbauet, und jedes enthielt vier geräumige Gemächer. Jetzt kann man das höher liegende gar nicht, und das niedrigere nur mit Lebensgefahr erklimmen. Die Höhe der Felſen iſt beträchtlich. Man kann von ihnen bis in die Gegend von Prag, das eilf Meilen davon entfernt liegt, ſehen, überhaupt die ganze umliegende Gegend mit ununterbrochenem Blick beherrſchen.

Spuren von Schanzen, die auf der Nordſeite angebracht waren, den Eingang zu decken, ſieht man auch noch. Auch findet ſich am Fuße des Berges ein unterirdiſcher Gang, den man noch auf dreihundert Schritte lang verfolgen kann, und der ohne Zweifel aus dem Schloſſe führte. Am Fuße des Berges gegen Süden liegt das Dorf Troßkowitz, wahrſcheinlich von dem verfallenen Schloſſe ſo genannt, wovon auf der Abbildung noch einige Häuſer zu ſehen ſind. Es gehört zu der gräflich Waldſteinſchen Herrſchaft Groß-Skall.

Wer den genialen Gedanken zuerſt faßte, dieſe beiden Felſenkegel zu einem ſolchen kühnen Bau zu benutzen, und zu welcher Zeit dieß geſchah, iſt nicht mehr zu ergründen. Wahrſcheinlich aber war es einer der Herren Berka von Dub und Leipa, der es entweder gegen das Ende des vierzehnten oder zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erbaute; denn um das Jahr 1420 findet man bei mehrern böhmiſchen Chronikenſchreibern einen Otto Berka von Trosk auf Chlumecz erwähnt. Ziska, dieſer einäugige, furchtbare Feldherr der Huſſiten in Böhmen, der ſo viele Siege gegen die Katholiken erfocht, belagerte auch Troßky im Jahre 1424. Er mußte aber ohne Erfolg und mit Verluſt vieler Menſchen davon abziehen. Daher bekam wahrſcheinlich das eine der Kaſtelle den Beinamen Jungfrau, weil es, dieſem berühmten Helden zum Trotz, Jungfrau, oder unerobert blieb. Glücklicher war Georg von Podiebrad, vier und vierzig Jahre ſpäter. Damals befand ſich Troßky im Beſitz Wilhelms Zapicz von Haſenburg. Er war einer von denjenigen böhmiſchen Baronen, die es mit dem König Mathias von Ungarn gehalten hatten. Georg war dieß nicht, und nachdem er ihn ſammt dem König zum Frieden genöthigt hatte, wandte er ſeine Waffen gegen die Beſitzungen ſeiner Feinde. Troßky wurde belagert, erobert und zerſtört Doch kehrte es bald wieder in den Beſitz der Familie Haſenburg zurück, denn Wilhelm unterwarf ſich König Georgs Zepter. Troßky ſcheint darauf auch wieder, wenn ſchon nicht zur feſten Burg, doch zum bewohnbaren Schloſſe hergeſtellt worden

zu ſeyn; denn 1493 entrichtete Agnes, verwittwete Sternberg, geb. v. Haſenburg, ihrem Vater und ihren Brüdern eine gewiſſe Summe, unter der Bedingung, daß ſie dafür Lebenslang den Genuß des Schloſſes Troßky haben dürfe.

Von hier an verſchwindet aber dieſe Burg in der beglaubten Geſchichte; und nur durch Tradition iſt noch folgende Volksſage auf uns gekommen: Troßky gehörte einſt zwei Schweſtern, Fräulein oder Wittwen iſt unbekannt. Jede bewohnte eine von den Burgwarten; und da die eine Schweſter der katholiſchen, die andere aber der huſſitiſchen Lehre zugethan war, ſo haßten ſie ſich ſo ächt ſchweſterlich, daß ſie, wenn ſie einander gegenüber zum Fenſter herausſahen, ſich wacker ausſchimpften, zankten, ungeheuchelte Beweiſe ihres Haſſes einander zukreiſchten, und durch geballte Fäuſte rein ausſprechen ließen. Beide erbauten auch im Dorfe Troßkowitz Kirchen, die in gleicher Entfernung, wie die Burgwarten, von einander ſtanden, und wo jede nach ihrer Religion Gottesdienſt halten ließ. Beglaubte Gründe hat dieſes Geſchichtchen nicht für ſich, doch auch nichts Unwahrſcheinliches. Wenigſtens ſind jetzt zwei Kapellen in angegebener Entfernung noch da. Auch nimmt ſich das Bild jener freundſchweſterlichen Unterhaltung bei einer nur geringen Einbildungskraft ſo drollicht aus, daß es faſt Schade wäre, ſich mühſam nach Gegenbeweiſen davon umzuſehen.

Die Herrſchaft Groß-Skall, zu welcher Troßky längſt gehörte und noch gehört, kam abwechſelnd an die

Familie Waldſtein, dann an die Boskowitz, dann an die Smiʋzizky. Die letztere verlor nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, ihre zahlreichen Güter und auch Troßky. Albrecht von Wallenſtein, nachheriger Herzog von Friedland, erkaufte ſie hierauf von der kaiſerlichen Kammer, und ſeine Nachkommen ſind noch jetzt im Beſitz derſelben.

* * *

Aus den hiſtoriſch-maleriſchen Darſtellungen aus Böhmen, von A. G. Meißner, Prag, 1798. Querfol. S. 248, ſind dieſe Nachrichten von Troßky genommen. Da befindet ſich auch eine illuminirte Abbildung von Troßky.

Digitized by Google

15.

Harzburg
am Harze.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüſtern
nun den Schauplatz jener Herrlichkeit;
ſchwermuthsvolle Abendwinde flüſtern,
wo die Starken ſich des Mahls gefreut.
Diſteln wanken einſam auf der Stäte,
wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
wenn der Kriegstrommete Ruf erklang,
und auf's Kampfroß ſich der Vater ſchwang.

Matthiſſon.

Digitized by Google

15.

Harzburg.

Hin und wieder ein Stück Mauer, welches, von Geſträuch verborgen, kaum herauszufinden iſt, und ein halb verſchütteter Brunnen, das iſt alles, was man noch von der ſo hiſtoriſch-merkwürdigen als prächtigen Harzburg ſieht. Da iſt keine Spur mehr von den ſtolzen Palläſten einer üppigen Kaiſervilla, oder dem prachtvollen Dom, der einſt hier ſtand, zu finden. Hohe Buchen ſind aus ihrer Aſche hervorgeſproßt; ihr dichtes Laubdach überſchirmt die wenigen Reſte und ſchützt ſie einigermaaßen noch gegen die zerſtörenden Elemente. Nur ein einziger Platz des Berges iſt unbewachſen, deſſen ſich die Jugend aus den umliegenden Dörfern zum Sammelplatz ländlicher Freuden bedient. Vielleicht iſt es derſelbe, wo einſt vor Kro-do's Bilde ſeine Verehrer ſich beugten, und ihm ihre Erſtgebornen opferten.

Die Ausſicht von dem hohen Berge, der die Ruinen trägt, iſt ſehr angenehm. Dicht im Rücken hat man die Harzgebirge, vor ſich eine unbeſchränkte Ausſicht ins flache Land, das mit freundlichen Dörfern, mit ſchönen prangen-

den Klöſtern überſtreuet iſt. Die Dörfer Harzburg und Bündheim ziehen ſich vom Fuße des Berges tief ins Land, und bilden eine lange Reihe reinlicher Häuſer, von grünen Wieſen umgeben. Die Radau ſchlängelt ſich meandriſch auf dieſen grünen Teppichen hin, und liefert den an ihren Ufern ſtets geſchäftigen Bleicherinnen das reinſte Waſſer zum Netzen. Im Hintergrunde der großen Landſchaft ſieht man bei heiterm Himmel Wolfenbüttel und Braunſchweig.

Das Schloß Harzburg, an der mitternächtlichen Seite des Harzgebirges, zwiſchen den Städten Goslar und Wernigerode gelegen, hat vielerlei Herren und mancherlei Schickſale gehabt. Es wurde zu drei verſchiedenen Malen aufgebaut und eben ſo oft wieder niedergeriſſen, öfter noch belagert. Es war Götzentempel, Feſtung, Raubſchloß und Wallfahrtsort.

Die erſte Veranlaſſung zur Erbauung eines feſten Schloſſes auf dieſem Berge, ſo wie die Zeit derſelben, laſſen ſich nicht genau angeben. Sie verlieren ſich im Nebel des Alterthums. Vor Karls des Großen Zeiten ſtanden aber hier ſchon Gebäude, worin der Götze Krodo verehrt wurde. Das Daſeyn dieſes Götzen iſt nun zwar neuerlich gewaltig angefochten, und der alte Krodo ganz aus der Reihe der Dinge hinweg bewieſen worden *); allein ich will thun, als ſey mir dieſer hiſtoriſche Skepticismus unbekannt,

*) Nachträge zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, Bd. 7. S. 59.

kannt, und meinen Leſern erzählen, was ſich von Krodo erzählen läßt.

Krodo war eine der oberſten Gottheiten der heidniſchen Sachſen, und beſonders der Harzbewohner. Sie nannten ihn de Grote, da ſie ihn für den Vater der Menſchen hielten. Er hatte die Geſtalt eines Mannes mit magerm Geſichte, langem Barte und entblößtem Haupte, der mit nackten Füßen auf dem ſtachlichten Rücken eines Barſches ſtand, in der rechten Hand einen Wassereimer voll Blumen, Obſt und Früchte, in der linken ein Rad hielt, und mit einem langen Rocke, den eine weiße leinene Binde um den Leib feſthielt, bekleidet war. Auf der Harzburg ſtand er. Hier wurde er verehrt, und die Opfer, welche man ihm brachte, waren — erſtgeborne Kinder. Die unſchuldigen Schlachtopfer wurden auf die Haken, die ſich am Altar befanden, befeſtigt, und hauchten hier das kaum begonnene Leben auf eine ſchmähliche Art wieder aus. Dieſer Altar iſt noch vorhanden. Bis zum Jahre 1807 ſtand er im hohen Münſter zu Goslar, und dieſe alte Reichsſtadt konnte ſtolz ſeyn auf den Beſitz dieſes merkwürdigen Alterthumsſtücks, das ihm noch aus den Zeiten, wo die Kaiſer Deutſchlands oft zu Goslar reſidirten, übrig geblieben war. Zur Zeit der großen Kunſt- und Alterthums-Räubereien der Franzoſen wurde aber auch er von hier weggeſtohlen und nach Paris geſchafft. Hier blieb er bis zu der beſſern Zeit, wo jeder das Seine wieder nehmen konnte, und kam im Frühjahre 1815 nach Goslar zurück. Doch auf der alten Stelle ſucht man

ihn jetzt umſonſt. In der Stephanskirche iſt er aufgeſtellt, deren neue innere und äußere Form ſich in gar keine Beziehung zu dieſem Alterthumsſtück bringen laſſen will, und im uralten Dom, wo ſeine Stelle ſo paſſend, ſo bezeugvoll, ſo ganz der Umgebung wieder angemeſſen geweſen wäre, iſt's nun wüſt' und leer. Denn, während der verrufenen weſtphäliſchen Regierung, wo alles vertrödelt wurde, was nur einige Thaler einbrachte, verſchleuderte man auch die andern Merkwürdigkeiten und Alterthümer dieſes Doms für eine geringe Summe, und was übrig blieb, nahm man in jene Kirche, wohin es nicht paßt. Wer dieſe Sünden alle auf ſich lud, weiß ich nicht, aber ſchämen möge er ſich ſein Lebelang. Doch nicht genug, daß man dem achthundertjährigen Dom alles Schmuckes beraubte, man läßt ihn nun auch verfallen. Bald wird man unter ſeinen Trümmern herumwandeln, und, vom gerechten Schmerze erfüllt, diejenigen laut anklagen müſſen, die ſo lau ſind, die Werke unſerer Urväter verfallen zu laſſen, die der Erhaltung doch ſo werth wären.

Die Form von Krodo's Altar iſt ein längliches Viereck, 3 Fuß 2 Zoll lang, 2½ Fuß breit und 2 Fuß 7 Zoll hoch. Er wird von vier metallenen Götzenfiguren getragen, iſt inwendig hohl und auf den Seiten durchbrochen. Oben darauf liegt eine Marmorplatte, in welche ein Kreuz eingehauen iſt: ein Zeichen, daß der Altar bei der Einführung des Chriſtenthums zum chriſtlichen Gebrauche eingeweiht wurde. Man hat, wie geſagt, ſeine Aechtheit ſehr in Zweifel gezogen, was freilich ſchon daraus folgt, wenn

man den Krodo ſelbſt für eine Fabel hält. Indeſſen bleibt er immer ein ſehr ehrwürdiger Ueberreſt des Alterthums, der vielleicht von ungleich höherm Alter iſt, als er der Sage nach ſeyn ſoll. Der Götze ſelbſt iſt nicht mehr da. Als Karl der Große die heidniſchen Sachſen mit Feuer und Schwerdt bekehrte, ſie auf dieſe bärbariſche Art Chriſten zu ſeyn zwang, zerſtörte er in heiligem Eifer alle ihre Götzenbilder. Dieß Schickſal hatte im Jahre 780 auch Krodo, den er nur den groten Dübel nannte. Er ließ ihn ganz zermalmen, und ſeine Verehrer mußten ſich von ihm losſchwören. An die Stelle ſeines Tempels erbaute er eine Kapelle: eine Gewohnheit, welche in der Folge, ganz dem Geiſte jenes Zeitalters gemäß, Veranlaſſung zum Entſtehen manches Kloſters und Stiftes wurde, und es auch hier war. Kaiſer Konrad I. verlegte ſie, ſo lautet die Sage, im Jahre 916 in das am Fuße des Berges gelegene Dörfchen Schulenrode, erhob ſie zu einer Stiftskirche, und weihte ſie dem heiligen Mathias. Kaiſer Heinrich III. vereinigte ſie aber 1039 mit dem von ihm in Goslar erbauten Dom. Bis dahin hatte alſo noch kein Schloß oder eine feſte Burg auf der Stelle der jetzigen Ruinen geſtanden. Heinrich IV. war es, der im Jahre 1068 die erſte dahin bauete, und, wie man aus der Pracht der Gebäude, aus der ſchönen Kirche und ſonſtigen Umſtänden ſchließen kann, ſo war ſie eine ſeiner Lieblingsburgen. Auch hielt er ſich oft daſelbſt, oder in ihrer Nähe, zu Goslar, auf.

Ich habe oben bei der Geſchichte des Schloſſes Spatenberg erzählt, in welche ernſthafte Fehden Kaiſer Heinrich IV. mit den Thüringern und Sachſen verwickelt war. Mit der Geſchichte dieſer Fehden ſteht ein Theil der Schickſale der Harzburg in genauer Verbindung. Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich hier nur mit Hinweiſung auf jene erzählen. Als im Jahre 1072 die verbündeten Thüringer und Sachſen mit einer Macht von 60000 Mann nach Goslar rückten, Heinrichen, der ſich da aufhielt, zu bewegen, daß er ſeine Bergſchlöſſer niederreißen, und ſie in ihrer Freiheit ungekränkt laſſen möchte, floh Heinrich auf die Harzburg. Die Verbündeten folgten ihm. Sie belagerten das Schloß, und ob er ihnen ſchon Friedensvorſchläge thun ließ, ſo trauten ſie doch ſeinen Worten nicht, und ſchloſſen es vielmehr immer enger ein. Heinrich hielt ſich hier nicht mehr ſicher, und entfloh durch einen geheimen Gang, von den Biſchöfen von Zeitz und Osnabrück und dem Herzoge von Kärnthen begleitet. Als die Belagerer dieß erfuhren, und die Harzburg nicht zu erobern vermochten, zogen ſie wieder ab, ließen aber ihre Wuth an andern nahgelegenen, weniger feſten Schlöſſern Heinrichs aus.

Heinrich, der wohl einſah, daß er nichts gegen die aufgebrachten Thüringer auszurichten, kein Heer zuſammenzubringen vermochte, womit er ſie zum Gehorſam hätte zwingen können; der da ſah, daß die Zahl der Unzufriedenen wie eine Schneelauwine wuchs und immer mächtiger wurde, ſchlug endlich, wiewohl höchſt ungern, vor,

Frieden zu machen. Goslar beſtimmte er zum Kongreß-orte, und um zu zeigen, daß es ihm damit ein Ernſt ſey, ertheilte er den Seinigen den Befehl, die Bergſchlöſſer zu räumen. Namentlich erging ein ſolcher Befehl an die Beſatzung der Harzburg. Dieſe aber weigerte ſich. Sie beſtand aus lauter Edelleuten, welche ſich durch viele Räubereien bereichert, und dieß Handwerk aufzugeben keine Luſt hatten. Heinrich, dem die Harzburg ſehr am Herzen lag, war mit dieſer Widerſetzlichkeit gar nicht unzufrieden, und, durch den Muth der adeligen Räuber angefeuert, ſchob er die Zerſtörung der Schlöſſer von neuem auf, ſchrieb aber zugleich einen förmlichen Reichstag nach Goslar aus. Die Verbündeten waren dieß zufrieden; da ſie aber Heinrichs Abſichten, nur Zeit zu gewinnen, merkten, ſo lagerten ſie ſich nicht weit von Goslar mit einem anſehnlichen Heere. Heinrich willigte nun zwar in die Niederreißung ſeiner Schlöſſer; allein die Harzburg, die ihm gar zu theuer war, ſuchte er immer noch zu retten. Er wagte zu dem Ende den letzten Verſuch, indem er behauptete, die Harzburg ſey nicht zu ſeiner, ſondern zur allgemeinen Sicherheit des Reichs von ihm erbaut worden. Es ſey daher billig, erſt die Meinung der übrigen Fürſt[illegible] hören, ob dieſe auch mit der Schleifung derſelben zufrie[illegible]n wären. Die Verbündeten wollten aber hiervon nichts wiſſen. Sie drangen auf eine beſtimmte Erklärung, rückten näher auf Goslar los, und da Heinrich immer noch damit zögerte, ſo drangen ſie in ſeinen Pallaſt ein. In dieſer abermaligen perſönlichen Gefahr willigte er endlich ein, machte

jedoch die Bedingung, daß die Verbündeten ihre erbauten und eroberten Schlöſſer ebenfalls niederreißen ſollten. Dieß ward verſprochen und auch gehalten. Heinrich hatte aber nicht ſo bald wieder etwas Luft, als er ſich, ſein Verſprechen zu erfüllen, von neuem weigerte. Gar zu gern wollte er ſeine Harzburg, und beſonders den ſchönen Dom, von dem Schickſale der Zerſtörung retten; allein dieſe Unbeſtändigkeit, dieſes ſtete Hin- und Herſchwanken zwiſchen Verſprechen und Erfüllen empörte die Sachſen, und beſonders die von der Harzburg gedrangſalten umliegenden Einwohner. Mit Wuth erſtürmten ſie das Schloß, erwürgten die Beſatzung, riſſen Kirche, Häuſer, Thürme und Mauern, alles bis auf den Grund nieder, ſchonten ſelbſt die Domkirche nicht, und zertrümmerten Altäre, Reliquien und Kirchengeräthe. Ja ihre Erbitterung ging ſo weit, daß ſie die königliche Gruft erbrachen, die Leichname eines Bruders und eines Kindes Heinrichs hervorwühlten, und auf das ſchändlichſte mißhandelten. Heinrich konnte dieſen Anblick nicht ertragen. Er verließ Sachſen voll Schmerz und Rache, und klagte es dem Papſte, wie ſehr ſich die Sachſen an den Heiligthümern der Harzburg verſündigt hätten.

Dieß war das traurige Ende des erſten Schloſſes Harzburg, zu deſſen gänzlicher Zerſtörung ſelbſt die thüringiſchen anti-kaiſerlich geſinnten Fürſten unwillig die Köpfe ſchüttelten. Sie wollten den Dom geſchont, und die kaiſerliche Gruft als ein Heiligthum behandelt wiſſen; allein die Wuth des Pöbels kannte keine Grenzen.

Nicht lange aber blieb Harzburg in ſeinen Ruinen liegen; denn Heinrich, der zu ſehr gekränkt war, verlangte Genugthuung. Er hatte ſich daher kaum wieder mit ſeinen Leuten geſammelt, als er den Sachſen von neuem den Krieg ankündigte. Jetzt war er Sieger, und nun ſtiegen alle Schlöſſer wieder aus den Ruinen hervor. Auch auf dem Gipfel des Burgberges — ſo hieß der Berg — ſtand im Jahre 1075 ein neues Schloß Harzburg.

Im Jahre 1157 ſchenkte es Kaiſer Friedrich II., nebſt andern Schlöſſern und Beſitzungen am Harze, Heinrich dem Löwen. Als dieſer aber ſiebzehn Jahre ſpäter Friedrichen einen Zug gegen die Longobarden mitzumachen abſchlug, ſo bewirkte Friedrich die Reichsacht wider ihn, überzog ihn mit Krieg, und nahm ihm alle jene Geſchenke, mit Einſchluß der Harzburg, wieder ab.

Seit der Zeit hielten ſich die deutſchen Kaiſer oft auf der Harzburg auf. Otto IV. lebte hier einige Jahre in ſtiller Einſamkeit, und ſtarb auch daſelbſt 1218. Von dieſer Zeit an wanderte ſie aus einer Hand in die andere; denn 1284 kam ſie wieder in Braunſchweigiſche Hände, und zwar an den jüngſten Sohn Herzog Alberts des Großen, Wilhelm. Im Jahre 1370 beſaßen ſie die Grafen von Wernigerode, wo es jedoch nicht bekannt geworden iſt, wie ſie dazu gelangten. Ihnen entriß ſie Herzog Otto der Quade wieder. Die Grafen hatten nemlich unter ihren Leuten einen treuloſen Menſchen, einen Reitknecht, wie er genannt wird. Dieſer verrieth dem Herzog die ſchwächſte Seite der Harzburg, ſo daß ſie, ohne große Mühe, in

Einer Nacht beſetzt und eingenommen wurde. Als er Tages darauf einige Wagen mit Lebensmitteln hinaufſchaffen laſſen wollte, ſo mengte ſich der Biſchof von Hildesheim in die Sache, und ließ die Wagen nicht durch. Otto rächte ſich dafür ſo an ihm, daß er in der darauf folgenden Nacht ins Hildesheimiſche einfiel, und die Stadt Alfeld wegnahm, welche der Biſchof auch nicht eher wieder erhielt, bis er auf ſeine Koſten die Harzburg mit allen Lebensmitteln reichlich verſehen hatte.

Ungefähr ein Jahr darauf kam die Harzburg ſchon wieder in andere Hände. Herzog Otto hatte einen Streifzug in die Mark Brandenburg gemacht, und wollte auf dem Rückwege in einem Dorfe unweit dem Schloſſe Liebenburg im Hildesheimiſchen übernachten. Dieß erfuhr der Beſitzer des Schloſſes zu Liebenburg, Hans von Schwichelt, nicht ſo bald, als er ſich zum Herzog begab, ihn einladete, mit ſeinem Gefolge auf Liebenburg zu übernachten, und, da es eben Martinstag ſey, eine Martinsgans bei ihm zu verzehren. Otto nahm dieß Anerbieten an, und feierte auf dieſem Schloſſe den Martinsabend recht feſtlich mit. Als er nun am andern Morgen ſeinen freundlichen Wirth fragte, was er für ſeine Zeche ſchuldig ſey, dieſer aber ſich ſehr geehrt und hinreichend belohnt durch den Beſuch Otto's ſchätzte, ſo ſchenkte ihm Otto für ſeine Gaſtfreundſchaft die Harzburg erb- und eigenthümlich. Es ſcheint dieß allerdings eine mehr als fürſtliche Belohnung für eine Gans und ein Nachtquartier; wenn man aber erwägt, daß damals der Beſitz mehrerer Schlöſſer im

Grunde mehr läſtig als von Nutzen war, ſo konnte Otto freilich keine beſſere Gelegenheit finden, ſie wieder an Mann zu bringen.

Die Brüder, Konrad, Brandanus und Heinrich von Schwichelt, waren reiche Edelleute, und im Hildesheimiſchen die begütertſten. Deſſen ungeachtet gehörten ſie mit zu der damals ſehr großen Horde der adeligen Buſchklepper, welche Straßen und Wege höchſt unſicher machten. Unter andern raubten ſie einmal im Jahre 1411 eine Heerde Kühe vor Hakeborn im Magdeburgiſchen. Der Graf Kurt von Egeln und Otto von Warberg jagten den Räubern nach, ihnen die Beute wieder abzunehmen; allein ſie waren nicht ſo glücklich, dieß zu bewerkſtelligen, im Gegentheil büßte der Letztere ſein Leben ein, da ihn die von Schwichelt bei Dornburg erſchlugen. Dieſen Mord ſuchten der Biſchof Günther von Magdeburg, der Biſchof Albert von Halberſtadt, und die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunſchweig zu rächen. Sie belagerten zu dem Ende die Harzburg, und die von den von Schwichelt bedrängten und beraubten Magdeburger, Halberſtädter und Goslarienſer geſellten ſich dazu, die Buben mit züchtigen zu helfen. Ja dieſe Letztern baueten ſogar auf dem Peterſilienberge, dicht bei der Harzburg, eine Burg auf, um ihnen die Zufuhr an Lebensmitteln abzuſchneiden, und nannten ſie Steuerburg.

Die Harzburg war nun zwar ſehr feſt, und nur durch das Aushungern hätte allenfalls eine Uebergabe bewirkt werden können; allein die Belagerten hielten es doch für

rathſamer, ſich in Friedensunterhandlungen einzulaſſen. Sie thaten daher den Vorſchlag, daß, wenn man die Belagerung aufheben werde, ſie auf der Stelle, wo Otto von Warberg geblieben ſey, eine Kapelle erbauen, auch die umliegende Gegend fernerhin nicht mehr mit ihren Streifzügen beunruhigen wollten. Da nun die Belagerung ſchon vier Wochen gedauert hatte, und der herannahende Winter den Aufenthalt im Felde erſchwerte, ſo wurden dieſe Vorſchläge angenommen; die Herren zogen ab, und nur eine Beſatzung blieb in der Steuerburg zurück. So wie ſich aber die von Schwichelt wieder frei ſahen, vergaßen ſie auch ihr Verſprechen. Sie dachten an nichts weniger, als die Kapelle bei Dornburg zu erbauen, ſondern nur auf Rache an ihren Feinden. Sie plünderten und raubten daher den folgenden Winter nach wie vor, und trieben, beſonders der Stadt Goslar, alle Viehheerden weg, um ſich, im Fall es zu einer neuen Belagerung kommen ſollte, recht gut verſorgt zu haben. Dazu kam es auch. Gegen Oſtern 1412 rückten dieſelben Biſchöfe und Fürſten, vereint und mit verſtärkter Macht, wieder vor die Harzburg, beſtürmten ſie, beſchoſſen ſie mit grobem Geſchütz; allein ohne Erfolg. Endlich baueten ſie auf dem der Harzburg gegenüberliegenden Berge eine zweite Burg, und nannten ſie Altenah, wahrſcheinlich aus demſelben Grunde, aus welchem Altona bei Hamburg ſeinen Namen erhielt, der Nähe wegen. Als dieſe ſtand, wurde die Harzburg von hier, und von der Steuerburg aus beſchoſſen, und die Thürme, Häuſer und alle Gebäude ſehr

beſchädigt. Da krochen die Herren von Schwichelt zu Kreuze. Sie übergaben die Harzburg, indem ſie die völlige Eroberung nicht abwarten wollten, verſprachen von neuem, jene Kapelle bei Dornburg zu erbauen, auch die umliegenden Gegenden nicht weiter zu drücken und zu verheeren, und erhielten dann freien Abzug. Die Harzburg wurde nun gänzlich geſchleift, wobei die Goslarienſer ſich am thätigſten bezeigten.

Dieß war das Ende der zweiten Burg, die hier ſtand, aber noch ſollte eine dritte aus den Ruinen derſelben hervorgehen, ehe der Ort ganz verlaſſen wurde. Er ſchien zum Sitze einer Raubburg, und dieſe zur Zuchtruthe der ganzen Gegend beſtimmt zu ſeyn, immer neue Beſitzer haben, belagert, eingenommen, niedergeriſſen zu werden, und aus ſeinen Ruinen wieder hervorgehen zu ſollen. Wer es nach dieſer zweiten Einnahme wieder aufbauete, iſt unbekannt, ſo wie auch das Jahr, wann es geſchah. Allein, es ſcheint nicht lange in den Ruinen gelegen zu haben; denn ſchon 1438 findet man, daß ein gewiſſer Hartwig von Ulze das neu erbauete Schloß mit Liſt erſtieg und einnahm. Vorher hatten ſchon Räuber darauf gehauſ't, und nun kam wieder einer dahin; denn Hartwig ſetzte dieſes Handwerk fort, plünderte in der Nachbarſchaft alles aus, raubte dem Landmann das Vieh, und trieb es in ſeine Burg. Herzog Heinrich III. von der Braunſchweig-Lüneburg-Grubenhagenſchen Linie vernahm aber nicht ſo bald dieſes Unweſen, als er davor rückte, ſie eroberte, und mit eigner Mannſchaft beſetzte. Als aber im Jahre 1486

der Biſchof Berthold von Hildesheim mit der Stadt Hildesheim in Streitigkeiten gerieth, welche in Krieg übergingen, mehrere Städte, auch Goslar, der Stadt Hildesheim beiſtanden, und der Herzog Wilhelm der jüngere von Braunſchweig dem Biſchof überhalf, ſo fiel es den Goslarienſern ein, ſich deshalb am Herzoge auf die Art zu rächen, daß ſie während jenes Krieges die Harzburg berennten, einnahmen, und die Beſatzung mit ſich nach Goslar führten. Dieſen Streich mußten ſie aber theuer bezahlen; denn Heinrich rückte mit 400 Reitern vor Goslar, nahm 450 Einwohner als Geißeln mit, und lieferte dieſe nicht eher wieder aus, als bis ſie die Summe von 12000 Gulden erlegt hatten.

Im dreißigjährigen Kriege diente die Harzburg verſchiedenen Partheien zum Aufenthalte. So lag 1626 der däniſche Hauptmann von Wildenſtein darin, und ſtellte, von da aus datirt, der Bergſtadt Altenau auf dem Harze unterm 15ten Mai einen Schutzbrief aus. Im Jahre 1654 wurde die Harzburg zum dritten und letzten Male niedergeriſſen, und zwar auf folgende Veranlaſſung: Schon ſeit vielen Jahren ſtand auf dem Altar der Kirche auf der Harzburg ein Marienbild, das der Ruf wunderthätig gemacht hatte. Es heilte Krankheiten und Gebrechen, machte ſehend, hörend, gehend, und dergleichen mehr. Das Volk aus der Nähe und aus der Ferne beſuchte es häufig, und die Kirche, ſo wie der Pförtner, ſtanden ſich nicht ſchlecht dabei; denn erſterer mußte nach vollbrachtem Gebete vor dem Bilde etwas Geld geopfert, auch mußte das ſchad-

hafte und gebrechliche Glied des Leibes in Wachs geformt, und Letzterm für den Einlaß ein Trinkgeld gereicht werden. Was Wunder, daß man den gemeinen Mann in ſeinem Glauben beſtärkte, alles that, das Wunderding in Anſehen zu erhalten, und vorgab, daß das am Saume des Kleides befindliche Bild des Abgottes Krodo jene heilende Kraft beſitze. Allein, es fand ſich bald ein zweiter Karl der Große, ein zweiter Zerſtörer der Abgötterei, nemlich Herzog Auguſt von Braunſchweig. Er ließ 1654 das Marienbild wegnehmen, die geopferten wächſernen Beine, Naſen, Ohren, Köpfe, Hände, und wer weiß was noch für Glieder, verbrennen, und, um dem Spuk für immer das Garaus zu machen, die Harzburg gänzlich abtragen und der Erde gleich machen. Seit dieſer Zeit hat nie wieder hier eine Burg geſtanden, und die wenigen Ruinen, welche wir noch jetzt ſehen, ſind daher die des dritten, vor nunmehr hundert und ſechzig Jahren zerſtörten Schloſſes.

* * *

Müllers Streifereien in den Harz, 1ſter Bd. — Galletti's Thüringiſche Geſchichte. — v. Rohrs Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes. — Honemanns Alterthümer des Harzes. — Eigene örtliche Bekanntſchaft.

In Merians Topographie iſt eine Abbildung der Harzburger Ruinen, die aber, da ſie damals ſchon unbedeutend waren, wenigen Werth hat.

16.

B e r n e c k.

Das Irdiſche vollendet ſeinen Lauf;
es richtet an den wüſten Trümmern
der eingeſunknen Zeit die Ewigkeit ſich auf.

Tiedge.

Digitized by Google

Digitized by Google

16.

Berneck.

Im Fürſtenthume Baireuth, an der Straße von Baireuth nach Hof, liegt zwiſchen Bergen des Fichtelgebirges das kleine Städtchen Berneck eingezwängt. Wild und romantiſch iſt ſeine Umgebung, und den Bewohner des flachen Landes überfällt eine heimliche Furcht, wenn er an den Felſenwänden vorübergeht, die, ſeiner Meinung nach, jeden Augenblick einſtürzen müſſen. Ungemein erhöht wird das Romantiſche dieſer Gegend durch die Ruinen des Schloſſes Berneck, oder vielmehr der Schlöſſer — denn es ſind ihrer zwei —, welche dicht über dem Städtchen auf einem abgeſondert ſtehenden Felſen, der Schloßberg genannt, liegen. Ganz vorn am Abhange des Berges liegt das erſte, oder das alte Schloß Berneck. Ein hundert Fuß hoher viereckiger Thurm, deſſen feſte Bauart der Zeit und Witterung ſchon ſeit Jahrhunderten trotzt, iſt noch übrig. Er iſt faſt ganz unverſehrt, hat unten keinen Eingang, aber in der Mitte eine große Oeffnung, zu welcher man wahrſcheinlich durch eine Fallbrücke vom Hauptgebäude aus gelangte. Um ihn her liegen die Reſte von den Wohn-

gebäuden und den Mauern, die ſie umgaben, zwiſchen welchen die Betriebſamkeit der Bernecker Einwohner kleine Kohlgärten angelegt hat. Durch dieſe Spuren menſchlichen Wirkens und Fleißes wird der finſtere Eindruck, welchen dieß Bild der Vergänglichkeit, dieſer Ort der Einſamkeit und Ruhe beim Wanderer erzeugt, in etwas gemildert.

Die Anlage der Burg war vortrefflich gegen jeden Ueberfall geſichert, denn von allen Seiten umgaben ſie Mauern und Wälle, wo der ſteile Abhang des Berges nicht ſchützte; aber ganz ohne Ebenmaaß, und ſo, wie es die Form der Bergfläche vorſchrieb, war ſie erbauet. Hinter ihr, auf demſelben Bergrücken, nur weit höher, liegen die Ruinen des zweiten Berneckſchen Schloſſes, der Burgſtall, Reuenwallenrode oder Hohenberneck genannt. Sie ſind ziemlich beträchtlich, und zeigen noch deutlich eine weit künſtlichere und zierlichere Bauart, und weit mehr Ebenmaaß, als bei dem Schloſſe. Vorn am Eingange ſteht ein Thorhaus mit einem Portale. Ueber dieſem findet man noch das Wappen der Familie von Wallenrode, von welcher wir weiter unten mehr hören werden. Von dem Hauptgebäude, das ein längliches Viereck bildete, ſtehen noch die vier Wände, theils mehr, theils weniger beſchädigt. Um daſſelbe herum ſtanden drei runde und ein viereckiger Thurm. Drei davon ſind faſt der Erde gleich, der vierte, der ſtärkſte und vermuthlich auch der höchſte, hat 30 Fuß im Durchmeſſer, und ſieht noch 30 Fuß aus der Erde heraus. Ungeachtet dieſer Höhe wachſen doch in

ſeinem Innern, das nie ein Sonnenſtrahl erleuchtet, Hollunderbüſche und Farrenkraut. Oben, nach dem darüberliegenden Berge zu, wo die Burg am wenigſten durch die Natur geſichert war, war außer dem Schloßgraben noch ein doppelter Wall und Graben vorgezogen, welche noch deutlich zu ſehen ſind.

Zu beiden Schlöſſern gehörte eine Kapelle, welche zwiſchen ihnen, höher als das vordere, und niedriger als das hintere Schloß liegt, jetzt aber auch verfallen iſt. Ihre Anlage iſt ziemlich regelmäßig. Die vordere Seite, an welcher in der Mitte das Thor angebracht iſt, hatte man auch zugleich zur Vertheidigung beſtimmt. Sie hatte deshalb auch keine Kirchenfenſter, an deren Stelle aber vier viereckige Steine, deren jeder drei Schießlöcher hat. Rechts über dem Thore iſt eine ſteinerne Tafel, mit einem kleinen ſteinernen Wetterdache bedeckt, eingemauert, auf welcher man folgende eingehauene Worte lieſt:

„Da . man . zahlt . nach . Chriſti . geburt .
„M.CCCC.LXXX . jar . am . ſanct . vurage . abent .
„durch . reit . von . wallenrod . iſt . der . erſt . ſteyn .
„an . diſſe . capellen . gelegt.“

Ueber dem Thore iſt ein Poſtament in die Mauer eingefügt, auf welchem ehemals ein Marienbild ſtand. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verſchwand es in einer dunkeln Nacht, wohin? iſt unbekannt. Weniger wahrſcheinlich iſt es jedoch, daß es gen Himmel als vielmehr zur Erde fuhr. Luſtige Buben oder Bigotismus entführten die Patronin dieſer Kirche, welche es geduldig

zulaſſen mußte. Die Kapelle theilte ſich, wie man noch ſieht, in Schiff und Chor. Neben dem Chor war die Sakriſtei, und aus dieſer gelangte man in das Pfaffenhaus, oder in die Wohnung des Burgkaplans, die aber jetzt der Erde ganz gleich iſt.

Dieß ſind die drei Ruinen der Berneckſchen Schlöſſer auf dem ſteilen Schloßberge, deſſen Fuß die Oelsnitz und der Knoden beſpült. Kühn drangen bei ihrer Anlage die Erbauer durch manche Schwierigkeiten, um zu ihrer Sicherheit Werke hinzuſtellen, deren Ueberreſte unſere Enkel noch erblicken werden. Wer dieſe Erbauer waren, welche Schickſale ihre Werke hatten, wollen wir nun, ſo weit der Blick in die Geſchichte vergönnt iſt, ſehen.

Es iſt eine zu großer Wahrſcheinlichkeit gebrachte Vermuthung, daß die Wenden in dieſer Gegend den Donnergott Perun verehrten, aus welchem Namen, und der unter den ſlaviſchen Nationen nicht ungewöhnlichen Endſylbe ec, Perunec, dann in der verſtümmelten Volksſprache, welche nicht ſelten Wörter zuſammenzieht, Perneck oder Berneck wurde. Die vielen wendiſchen Namen um Berneck herum beweiſen, daß ſich dieſe Nation hier auch niederließ. Vielleicht daß von ihnen die alte Burg Berneck zu ihrer Sicherheit angelegt wurde. Ihre Bauart, das ausgenommen, was in ſpätern Zeiten hinzugekommen ſeyn mag, trägt auch zu deutliche Spuren eines grauen Alterthums. An einem Paß, in einer waſſerreichen Gegend, auf einer Höhe, welche von höhern Bergen gedeckt war, aber doch durch ihren Thurm in viele umliegende Gegen-

den Ausſicht verſtattete, war dieſe Veſte gewiß vortheilhaft angebracht. Vielleicht nannten ſich die älteſten wendiſchen Burgmänner von Berneck, nur daß das erſte Geſchlecht nicht fortdauerte. Die Wenden wurden allmählig vertrieben, die ſorbiſche Mark hörte auf. Es entſtand die Herrſchaft Plaſſenberg. Berneck ſammt dem Städtchen wurde mit dazu geſchlagen, und kam folglich auch an die Herzöge von Meran, und aus Otto's II. Erbſchaft im Jahre 1248 an die Grafen von Orlamünde. Die Burgmänner, welche bisher die Veſte bewohnten, ſind eben ſo unbekannt, als die erſten Amtleute, welche vermuthlich ſchon die Herzöge von Meran und Grafen von Orlamünde herſetzten, um die herrſchaftlichen Einkünfte zu beſorgen und Gerechtigkeit zu handhaben; denn Kriegsunruhen und Brände vernichteten alle Nachrichten. Durch Erbverbrüderung und Kauf kam Berneck 1338 an die Burggrafen Johann II. und Albrecht den Schönen. Unter ihrer Regierung wurde Berneck ein beſonderes Amt, und das Schloß die beſtändige Wohnung des burggräflichen Amtmanns. 1406 verſetzten ſie es an die Brüder Arnold und Hans von Wallenrode, wahrſcheinlich aus Mangel an Gelde, das damals ſchon, wie noch jetzt, die großen Herren bei den kleinern oft ſuchen mußten. 1431 im Huſſitenkriege litt es ſehr. Nach der Zeit findet man wieder beſoldete Amtleute darauf, woraus zu erhellen ſcheint, daß es wieder eingelöſ't ſeyn mußte. Im zweiten baierſchen Kriege des Kurfürſten Albrecht Achilles mit dem Herzoge Ludwig in Baiern, dem Reichen, wurde es von den Böhmen, als

Bundesgenoſſen der Baiern, faſt ganz zerſtört. Hernach wurde es zwar wieder aufgebauet, als aber der Amtmann zu Berneck den Burgſtall bezog, ſo verfiel es. Bei ſeiner ungemein feſten Bauart würde jedoch gegenwärtig noch mehr daran zu ſehen ſeyn, wenn es nicht in dem Kriege Albrechts des Streitbaren, wo man ſich ſeiner zur Vertheidigung bediente, durch die bundesſtändiſchen Völker äußerſt beſchädigt worden wäre.

Der Burgſtall oder die Burgwohnung — denn Stal oder Stall hieß ehedem ſo viel als Wohnung — wurde aller Wahrſcheinlichkeit nach von den Herzögen von Meran angelegt, um dadurch die vordere Burg, der zwar nicht von vorn, wohl aber vom höher liegenden Theile des Berges beizukommen war, deſto mehr zu ſichern. Dieſe neue Burg hieß Hohenberneck, weil ſie, wie oben erwähnt, höher als die alte Burg lag. Im Huſſiten- und baierſchen Kriege mochte ſie ſehr mitgenommen ſeyn. Kurfürſt Albrecht von Brandenburg verlieh ſie daher im Jahre 1478 an Veit von Wallenrode, unter der Bedingung, ſie wieder aufzubauen und zu bewohnen. Aus unbekannten Urſachen geſchah dieß indeſſen erſt nach 1485. Veit von Wallenrode, der auf ſeinen Reiſen nach Paläſtina eine beſſere Bauart kennen gelernt hatte, gab ihr nach damaliger Art viel Schönheit und Feſtigkeit, wovon man noch in den Ruinen Spuren entdecken kann. Er nannte ſie nach ſich Neuenwallenrode. Noch vor vollendetem Bau ſtarb er aber. Seine Nachkommenſchaft beſtand in drei Töchtern, welche 1499, mit lehnsherrlicher Einwilligung,

dieſes Gebäude an Albrecht von Wirsberg, Amtmann zu Stein, für 1250 rheiniſche Gulden verkauften. Der neue Beſitzer bauete es nun vollends fertig, überließ es aber zwei Jahre nachher an den Markgrafen Friedrich zu Brandenburg-Kulmbach für 2000 rheiniſche Gulden.

Nun erhielt es wieder den Namen Hohen-Berneck, und wurde die Wohnung des herrſchaftlichen Amtmanns, der bis dahin in der alten Burg gewohnt hatte. Sie wurde noch mehr verſchönert, ja ſogar mit einer eigenen Waſſerleitung verſehen. Theils die Unbequemlichkeit des Weges, theils die darauf erfolgten verwüſtenden Albertiniſchen Unruhen, mochten wohl die Urſache ſeyn, daß die Amtleute in der Folge ihre Wohnung unten im Städtchen Berneck nahmen. Es ging daher, weil es nicht mehr unterhalten wurde, nach und nach ein, und jetzt ſteht nur noch die überaus dauerhaft gebaute Hauptwand des Schloſſes, nebſt einem beträchtlichen Ueberreſt der Mauer, die es umgab.

Zugleich mit dem Schloſſe ließ Veit von Wallenrode zwiſchen den beiden Schlöſſern auch eine Kapelle erbauen. Das Geſchlecht der Wallenrode, welches ſich durch ritterliche Tugenden, ſo wie durch Frömmigkeit auszeichnete, hatte zwar ſchon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in der Pfarrkirche zu Berneck der Mutter Maria zu Ehren eine eigene Meſſe geſtiftet; Veit machte ſich aber um die Frau Maria noch verdienter. Er mochte, auf ſeinen zwei Reiſen nach dem gelobten Lande, vielleicht auch zu Hauſe, die Bemerkung gemacht haben, daß die Schönen

gern allein glänzen, und fand es daher unhöflich, daß ſeine Eltern die heilige Jungfrau mit dem Sankt Nikolaus, dem Patron der Pfarrkirche, in Verbindung geſetzt hatten. Hierdurch veranlaßt, erbauete er im Jahre 1480 eine Kapelle, wo ihr allein gedient werden konnte. Ein Volksmährchen giebt indeſſen noch einen andern Bewegungsgrund zu dieſer Erbauung an. Veit ſoll ſich nemlich auf ſeinem Zuge nach Jeruſalem angemerkt haben, wie viel Schritte es von dem Richthauſe zu Jeruſalem bis an die Schädelſtätte waren. Bei ſeiner Zurückkunft habe er gefunden, daß es von der Mainbrücke bis an den Platz, wo die Kapelle ſteht, gerade ſo viel Schritte waren, daher er ſie hier hinbaute. Welche luſtige Sprünge machen nicht Volksmährchen! Indeſſen iſt es doch nicht ſo ganz unwahrſcheinlich, denn ſolcher Mißgeburten religiöſer Schwärmerei findet man mehrere. So z. B. ſieht man noch jetzt vor dem Kielſchen Thore der Stadt Sangerhauſen in Thüringen zwei ſteinerne Säulen, welche ein Ludwig von der Aſſeburg 1557 aufrichten ließ, um damit die Länge des Weges anzudeuten, auf dem Chriſtus ſein Kreuz ſelbſt tragen mußte, wovon er das Maaß auch mit aus dem gelobten Lande zurückgebracht hatte.

Veits drei Erbinnen behielten beim Verkauf des Schloſſes das Kapital, für deſſen jährliche Zinſen der heiligen Jungfrau ewige Meſſen geleſen werden ſollten, für ſich, indem ſie es beſſer anzuwenden glaubten. Wer möchte auch hierunter, ohne dem ſchönen Geſchlecht zu nahe zu treten, einen andern Beweggrund ſuchen wollen! Dieſer

Mangel an Gelde zum Meſſeleſen und die Reformations- zeit bewirkten daher den allmähligen Verfall der Kapelle.

Uebrigens ſind die Berneckſchen Schlöſſer, wie auch ihre Geſchichte ſchon lehrt, nicht unter die Reihe det Raub- ſchlöſſer zu ſetzen, indem ſie immer die friedliche Wohnung der Beamten waren.

* * *

Ruinen merkwürdiger Gegenden und Alterthümer des fränkiſchen Kreiſes, 1ſtes Heft: die Gegend von Berneck, von J. G. Hentze, Baireuth, 1790. 4.; und: Ruinen, Alterthümer und noch ſtehende Schlöſſer auf und an dem Fichtelgebirge (von Helfrecht), Hof, 1795. 8., ſind die Quellen, aus denen ich die vorſtehenden Nachrichten ge- ſchöpft habe. In erſterm findet man zwei perſpektiviſche Anſichten des Städtchens und der Ruinen von Berneck, in letzterm eben ſolche Anſichten der Schlöſſer und der Ka- pelle, wie auch Grundriſſe von allen dreien. In äſtheti- ſcher Hinſicht haben ſie wenigen Werth, ſie geben aber ein deutliches Bild von den Ruinen, welche wohl werth wä- ren, durch die Hand eines Künſtlers dargeſtellt zu werden; denn die zwei Blätter, welche Küffner in 4. lieferte, laſſen auch noch manchen Wunſch übrig.

Digitized by Google

17.

Strausberg.

Dort wirbelten Dirnen im Prunkſaal hinab,
hier tönten die Becher mit Wein.
Der Prunkſaal zertrümmert, die Dirnen im Grab,
die Wind' ihre Aſche zerſtreun.

F. S.

17.
Strausberg.

Es wird mir recht ſchwer, die Fülle von heiligen reinen Empfindungen und Gefühlen in mich zu verſchließen, welche die Erinnerung an Strausbergs Ruinen ſo lebendig in mir hervorrufen, welche die lieblichen Bilder aus einer recht frohen Zeit meines Lebens mir wieder mit allen ſeinen Reizen vorhalten, indem ich hier den Namen Strausberg niederſchreibe. Hier war es, wo ich einſt die glücklichſten Stunden meiner ernſtern Jugend verlebte. Hier, mitten unter dem verfallenen Gemäuer, ſaß ich oft, im traulichen Zirkel einer achtungswerthen Familie, auf einer Ruhebank, die ſie Sansſouci nannte, und von wo man der lieblichſten Ausſicht in die Ferne genoß. Hier ſaß ich öfters noch an der Seite eines Freundes, für den mein ganzes Ich durchglühte, mit dem ich ſchwärmte in Plänen für unſere Zukunft, mit dem ich ſchwärmte im reinſten Genuſſe unſeres lieben Bundes. Hier erſchien mir die Erde voll ihrer Menſchen im roſenfarbenen Lichte, die Heiligkeit der Freundſchaft im klarſten Schein. Der Zauber der vor uns ausgebreiteten Landſchaft, der Zauber der roman-

tiſchen Burgruine um uns her, und eine reiche lebendige Phantaſie, voll Ahnung und Sehnſucht nach entlegenen Zielen, ach! wohin verſetzten uns dieſe nicht, welche ſüße Träume goß dieſe in die leichten Stunden! — Selige, glückliche Augenblicke waren das! O Erinnerung, führe ſie mir nicht oft zurück, denn — ſie ſind dahin und nie kehren ſie wieder, nie. Der Schauplatz hat ſich geändert. Der Blick auf ſie, auf jene verſchwundene Zeit der Jugend und Unbefangenheit iſt bitterſüß, iſt wehmüthig ſtimmend. Zerfloſſen ſind ſie, jene Gebilde, jene Träume der Jahre des argloſen Frohſinns, zerfloſſen in der wirklichen Welt, im Leben unter Menſchen — wie ſie ſind. Verhältniſſe und Zeit haben den Zauberſpiegel, in dem ich damals alles um mich her erblickte, zerbrochen, und mit gepreßtem Herzen ſehe ich hin auf ſeine Trümmern.

Doch — zu viel ſchon der Worte für mich und nur für Wenige noch!

Die Ruinen des Schloſſes Strausberg liegen im Fürſtenthume Schwarzburg, Rudolſtädtſchen Antheils, im Amte gleiches Namens; Nordhauſen iſt drei, Sondershauſen zwei Stunden davon entfernt.

Der Erbauer deſſelben iſt unbekannt, ſeine früheſten Beſitzer waren aber die Grafen von Kirchberg, welche das eine halbe Stunde davon gelegene Schloß Kirchberg bewohnten. Von ihnen bekam es im 13ten Jahrhunderte die reiche und anſehnliche Familie Kämmerer pfandweiſe in Beſitz, welche ſich nach ihren verſchiedenen Beſitzungen

bald Kämmerer von Mühlhauſen, Kämmerer von Almenhauſen, Kämmerer von Strausberg u. ſ. w. nannten. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts traten dieſe das Schloß an die Grafen von Hohnſtein, wahrſcheinlich kaufweiſe, ab. Zwiſchen den Jahren 1308 und 1320 geſchah dieß zuverläſſig, denn unter noch vorhandenen Urkunden ſchrieben ſie ſich im Jahre 1308 Herren von Strausberg, und 1320 vormalige Herren von Strausberg. Auch findet man, daß ſich ſchon 1324 Graf Dietrich III. von Hohnſtein Herr von Sondershauſen und Strausberg ſchrieb, und ſein Sohn Heinrich III. auf dem Schloſſe Strausberg oft reſidirte. Dieſer Graf Heinrich ſtarb 1356 nach Oſtern ohne männliche Erben. Da er mit ſeinen Schwiegerſöhnen, den Grafen Günther XXV. und Heinrich XVI. von Schwarzburg einige Jahre vorher ein vom Kaiſer auch beſtätigtes Succeſſionspactum errichtet hatte, ſo fiel nach ſeinem Tode die Herrſchaft Sondershauſen und Strausberg an dieſe.

Graf Heinrich liebte Strausberg ſehr. Das dabei gelegene Dorf, wovon man jedoch gegenwärtig nichts mehr ſieht, ſuchte er auf alle Art zu heben. Mit Kaiſer Karls IV. Erlaubniß und Beſtätigung wandelte er es in einen Marktflecken um, und erhielt darüber, ſo wie über das dazu gehörige Gebiet, die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand, ohne weitern Einfluß der kaiſerlichen Vögte. Auch das Schloß wurde von ihm verbeſſert und vergrößert.

Siebzehn Jahre lang war er aber nur Beſitzer davon, denn 1373 ſtarb er, und ſeine Länder fielen an ſeine

Vettern. Dieſe errichteten im Jahre 1419 einen Erbvertrag mit dem Grafen zu Stolberg und Wernigerode, in welchem ſie eine wechſelſeitige Succeſſion in ihren Beſitzungen verabredeten. Da nun der Erzbiſchof von Mainz Lehnsherr verſchiedener in dieſe Erbverbrüderung mit eingeſchloſſener Oerter und Schlöſſer war, ſo war deſſen Einwilligung dabei nöthig. Dieſe zu geben, weigerte ſich derſelbe auch nicht; er belieh alle dieſe Grafen zur geſammten Hand mit ſeinen Lehnen, begab ſich zugleich gewiſſer Anſprüche, die er auf das auch Schwarzburgſche Städtchen Heringen in der goldenen Aue, jetzt der Schwarzburg-Rudolſtädtſchen Linie gehörig, hatte jedoch alles dieß unter der Bedingung, daß dafür Strausberg und der Ort Keula, der gegenwärtig der Schwarzburg-Sondershäuſiſchen Linie gehört, bei dem Stifte Mainz zu Lehn gehen ſollten. Dieß wurde zugeſtanden, und ſeitdem war Strausberg ein mainziſches Lehn.

Sowohl die Grafen von Hohnſtein als die von Schwarzburg hatten ſtets Burgmänner oder Burgvögte auf Strausberg, welche in ihrer Abweſenheit für die Vertheidigung deſſelben Sorge tragen mußten. Die vornehmſten davon waren die von Werther, von Germar, von Wittern, von Tütcherode, von Wurmb, von Gleichen u. ſ. f.

Bis zum Jahre 1465 fiel nichts Bedeutendes in der Geſchichte Strausbergs vor. Da aber wurde es mit allem, was dazu gehörte, den Dörfern Immenrode, Kirchberg, Wangen, Strausberg und Wolkramshauſen von

dem

dem Grafen Heinrich dem 31ſten, an Bethmann von Tütcherode, der wahrſcheinlich damals eben Burgvogt des Schloſſes war, für 500 Mark Silber wiederkäuflich abgetreten. Zugleich wurde feſtgeſetzt, daß, wenn der von Tütcherode ohne Leibeserben ſtürbe, Lutze Worm (von Wurmb) in dem unter Strausberg liegenden Dorfe Großen-Furra (jetzt preußiſch) ganz in ſeine Stelle treten, jedoch verbunden ſeyn ſolle, gegen Erlegung der Hälfte obiger Summe ſämmtliche Beſitzungen wieder zurückzugeben. Was den Grafen Heinrich bewegen mochte, dieſe Veräußerung vorzunehmen, ſagt die Geſchichte nicht. Wahrſcheinlich aber brauchte er Geld, das in den damaligen Zeiten nicht anders zu erhalten war, als wenn man Land und Leute dafür verſetzen konnte.

Graf Günther von Schwarzburg löſ'te 83 Jahre nachher Strausberg wieder ein. Er muß aber auch nicht in beſondern Umſtänden geweſen ſeyn; denn er mußte, um dieß zu bewerkſtelligen, 1800 Gulden erborgen. Nach dieſer Zeit iſt es nie wieder in fremden Händen geweſen, ſondern immer beim Hauſe Schwarzburg geblieben.

In einer Theilung der Grafen, welche 1552 geſchah, erhielt Graf Wilhelm das Schloß Strausberg. Seine Reſidenz war in Frankenhauſen, aber er hielt ſich oft, beſonders im Sommer, mit ſeinem Hofſtaat auf dem Strausberge, dem er ſehr gewogen war, auf. Im Jahre 1584 ließ er das ganze Schloß repariren, was noch jetzt die Jahrzahl über dem Eingange des mittelſten Gebäudes beurkundet, und ſtarb auch daſelbſt im Jahre 1598. Seit-

dem hat keiner der nachfolgenden Beſitzer wieder hier gewohnt, noch ſich daſelbſt lange Zeit aufgehalten. Jetzt gehört es der Rudolſtädtiſchen Linie des Hauſes Schwarzburg.

Zwar iſt es nicht ganz verfallen, alle Gebäude ſind auch noch mit Dächern verſehen, aber die alles zerſtörende Zeit hat ſchon vieles mürbe gemacht; und da ihm alle Fenſter mangeln, ſo iſt es den Verwüſtungen des Wetters ganz ausgeſetzt. Schade iſt es, daß man ſeinem Untergange nicht Einhalt thut, denn die Ausſicht aus den obern Gemächern iſt überaus lieblich und reizend. Man ſieht die ganze Kette der Harzgebirge, den Brocken, und nächſt mehrern Dörfern die Stadt Nordhauſen vor ſich. Auf den übrigen Seiten wird es von Waldungen umgeben; denn es liegt zwar auf einem hohen langen Gebirge, aber nicht dicht am Abhange deſſelben, ſondern mehr zurück, ſo daß es nur durch ein enges tiefes Thal, zwiſchen zwei hohen Bergen hindurch, jenen freien Blick hat. Aber eben dieſer beſchränkte Geſichtskreis, dieſe Verborgenheit im Gebirge, giebt der Ausſicht einen melancholiſch-ſanften Charakter. Wer in ſtiller Abgeſchiedeuheit, entfernt vom Getümmel der Welt, einſam und ſtill leben wollte, für den wäre das Schloß Strausberg ein paſſendes Plätzchen.

Der Gemächer ſind noch viele. Ein großer Saal mit Reſten von Malereien, und eine kleine Kirche, worin noch jetzt von dem Prediger des Dorfes Immenrode alle vierzehn Tage Gottesdienſt gehalten wird, ſind die erhaltenſten Theile darin. Dieſe Kirche ſtifteten die Grafen

von Hohnſtein. Sie war reichlich dotirt, hatte einen eigenen Prediger, mehrere Hufen Land, Zinsfrüchte, und beſaß auch das noch vorhandene Vorwerk beim Schloſſe Kirchberg. Bis zur Reformation ſtand ſie unter der geiſtlichen Inſpektion des Erzbiſchofs zu Mainz, und ſeines Archidiakonus, des Probſts zu Jechaburg, welches Kloſter eine gute Stunde davon lag. Graf Wilhelm von Schwarzburg, der eine Betſchweſter zur Frau hatte, ließ, auf Veranlaſſung ihrer unerſättlichen Bigotterie, dieſe Kirche ganz neu einrichten, einen Altar und einen Taufſtein aus Muſchelmarmor, welchen man nicht weit vom Schloſſe brach, verfertigen, und auch eine neue Kanzel bauen. Noch jetzt ſieht man in einem der Fenſter die gemahlten Wappen Wilhelms und ſeiner Ehefrau nebſt ihrem Namen, und hinter dem Altar ſtehen folgende Chronoſtichen:

hIC DIVInae aeDeM trIaDI pIetate ſaCraVIt
sLICorVM VIVVM stIrpIs eLysſa DeCVs.

Eliſabeth war eine Gräfin von Schlicken. Ferner:

qVIsqVIs es aVDItor VerbI, sI ConCIo sana,
perCIpIas Vera CoeLICa Verba fIDe.

Der veralteten Spielerei zu Folge findet man in den erſten beiden Zeilen die damalige Jahrzahl der Welt, und in den letzten die Jahrzahl der chriſtlichen Zeitrechnung 1590, wo dieſe Wiederherſtellung der Kirche vorgenommen war.

Um die Außenſeite des Schloſſes läuft ein tiefer, in den Felſen gehauener Graben, über welchen vordem eine Zugbrücke führte, jetzt aber eine feſt liegende angebracht

iſt. Im Hofe ſteht ein hoher, runder, wohlerhaltener Thurm, auf deſſen Spitze ſich noch eine Fahne dreht. Der ehemalige Ort Strausberg iſt verſchwunden, aber dicht neben dem Schloſſe liegt ein fürſtliches beträchtliches Gut gleiches Namens.

* * *

Der hiſtoriſchen Nachrichten lieferte Müldeners Beſchreibung einiger Bergſchlöſſer in Thüringen, Leipzig, 1752. S. 71; die örtlichen Angaben meine genaue Bekanntſchaft mit Strausberg.

18.

Norded

bei Marburg.

Schweigen ruh't in der Burg; den Hain durchjubeln nicht mehr Hörner der Jagd: nur im Geklüfte tönt die Klage der Eul' und auf den Zinnen Rabengekrächze.

Digitized by Google

Digitized by Google

18.

N o r d e c k.

Drei Stunden von Marburg erhebt ſich eine waldige Anhöhe, der kalte Steg genannt, auf deren Gipfel das Schloß Nordeck lag. Noch ſieht man davon eine hohe Warte und einzelne Ruinen. Die Mauern der erſtern ſind zehn Werkſchuh dick. Inwendig findet man Spuren einer bis oben hinauf gehenden Wendeltreppe. Einer der letzten Inhaber des Schloſſes, der im Jahre 1794 verſtorbene Geheimerath von Rau, ließ einmal in den Boden dieſer Warte graben, fand aber nichts als Skelette und Knochen von Menſchen, die vielleicht auf die traurigſte Art ihr Leben in dieſem Kerker geendet hatten. Neben der Warte ſteht ein noch bewohnbares Gebäude, deſſen gothiſche Bauart beurkundet, daß es aus ſpätern Zeiten abſtamme, und kein Theil der alten Burg war. Auch giebt eine Inſchrift über der Thür des Flügelgebäudes den Freiherrn Philipp Adolph von Rau, den Stifter der Nordecker Linie, als den vermuthlichen Wiederherſteller und Verbeſſerer des Gebäudes, und darunter den 18ten März des Jahres 1675 an. Aus den Fenſtern dieſes Gebäudes überſieht man eine ſchöne Landſchaft, reich an den mannichfaltigſten Abwechſelungen. Gegen Mittag liegt im Vordergrunde das Dorf Nordeck nebſt mehrern Mühlen, weiterhin andere Dörfer. Das Flüßchen, die Lumde, ſchlängelt ſich durch ein Thal, und in der weite-

ſten Ferne ragt das unter dem Namen des Vogelberges bekannte Gebirge hervor. Gegen Abend ſieht man das Städtchen Allendorf an der Lumde, und gegen Mitternacht einen ſteilen mit Wald bewachſenen Felſen, der braune Stein genannt, von welcher ſchauerlicher Nord-Ecke das Schloß den Namen erhalten haben ſoll.

Beim gänzlichen Mangel an glaubwürdigen Nachrichten läßt ſich durchaus keine zuſammenhängende, ſondern nur Bruchſtücke der Geſchichte des Schloſſes Nordeck liefern. Dieß ſind folgende:

In alten Zeiten machte Nordeck mit dem übrigen Londorfer Grunde eine eigene Herrſchaft aus. Die Grenzen derſelben laſſen ſich aber nicht mehr genau beſtimmen. Ihre Beſitzer, die Herren von Nordeck, waren Reichsherren oder Dynaſten. Nordeck ſcheint der Hauptſitz dieſer Dynaſtie und das urſprüngliche Stammhaus des Geſchlechts derer von Nordeck, das jedoch längſt erloſchen iſt, geweſen zu ſeyn.

Die Geſchichte des Londorfer Grundes nebſt Nordeck reicht bis in die früheſten Zeiten hinauf. Volksſagen und eine geſchriebene Chronik melden zwar, daß Karl der Große ſeine beiden Waffenträger Childebert und Ohlhard damit beſchenkt habe, welche Nordeck und das unweit davon im Thale gelegene Schloß Rabenau erbauet hätten; allein das ſind unerweisliche Behauptungen. Erbliche Namen hatte man zu jener Zeit noch gar nicht, und an gültigen Urkunden fehlte es ganz. Solche Erzählungen entſtanden meiſt in einer Periode, wo man das Verdienſt des Adels nur nach Jahrhunderten abmaaß, und

ihm Vorfahren aus einer Zeit andichtete, die für uns ein undurchdringliches Dunkel bleiben wird. Vielleicht war Nordeck eine von den Herrſchaften, welche Karl der Große in Deutſchland angeordnet hatte, deren jeder er einen Landrichter oder Grafen vorſetzte. Dieſe Landrichter machten ſich in der Folge zu erblichen Herren ſolcher Diſtrikte: und daher kann jene Fabel entſtanden ſeyn.

Der erſte Herr von Nordeck, von dem mit Gewißheit etwas geſagt werden kann, hieß Thiemo, und lebte ums Jahr 1080. Seine Gattin war Hildegard, Gräfin von Thüringen, eine Tochter Ludwigs des Bärtigen. Vielleicht war er einer von den duodecim militaribus, die mit Ludwig dem Bärtigen auf gut Glück nach Thüringen kamen, wovon bei der Geſchichte der Schauenburg am Thüringer Walde mehr erzählt werden wird*). Im Oktober 1336 wurde Nordeck mit 300 Mark Silbers dem Landgrafen Herrmann von Heſſen, dem Sohne Otto's I., einem jüngern Bruder des regierenden Landgrafen Heinrichs des Eiſernen, von dieſem zur Appanage eingeräumt, und Herrmann ſchlug ſeinen Wohnſitz da auf. Er beſaß es bis an ſeinen Tod, 1367, und ward gewöhnlich Herrmann von Nordeck genannt. Nach ſeinem Tode fiel es an Heinrich den Eiſernen zurück, der es einige Jahre darauf nebſt dem Städtchen Allendorf an Herrmann Schutzbar, genannt Milchling, zur Belohnung treuer Dienſte, und weil er ihm 5654 Pfund Heller geliehen, womit er Homburg von den von Riedeſeln wieder eingelöſ't hatte,

*) im 4ten Bande.

gab. In der Zeit von 1395 bis 1427 ſcheint es wieder von dieſer Familie abgekommen zu ſeyn. An wen es aber nun gelangte, iſt unbekannt. Eben ſo wenig weiß man, zu welcher Zeit Nordeck an die Familie von Nordeck, welche jedoch nicht von der åltern Familie dieſes Namens abſtammt, oder wann es an die Familie von Rau zu Holzhauſen, welche es gegenwårtig beſitzt, gekommen iſt, oder ob und wie lange dieſe beiden Familien zugleich im Beſitze deſſelben geweſen ſind.

Die noch blůhende Familie der von Nordeck zur Rabenau ſcheint, wie ich eben erwåhnte, nicht von den ålteſten Nordeckern abzuſtammen. Hôchſt wahrſcheinlich waren ſie anfånglich nur Burgmånner und Vaſallen der alten Herren von Nordeck, welche die Burg Nordeck zu vertheidigen hatten, aber deswegen auch, wie im Mittelalter oft geſchah, den Namen ihrer Lehnsherren, oder der Burgen, die ſie vertheidigen mußten, mit angenommen haben. Aehnliche Beiſpiele liefern im Naſſauſchen die adeligen Geſchlechter v. Naſſau, v. Dietz, ſo wie in Thůringen die v. Beichlingen, v. Sangerhauſen, v. Wiehe u. ſ. f., welche ſämmtlich zum niedern Adel gehôrten, Vaſallen und Burgmånner der Grafen und Dynaſten gleiches Namens waren, und die Namen ihrer Lehnsherren gefůhrt haben.

* * *

Die Heſſiſchen Denkwůrdigkeiten von Juſti und Hartmann, 1ſter Bd. 1799, ſind die Quelle, aus der Vorſtehendes gezogen iſt. Eine Abbildung der Ruinen iſt mir nicht bekannt.

19.

Rötteln.

Seht ihr die zerſtörte Veſte
dort auf jenem Hügelrund?
Drohend ſtarren ihre Reſte
nach dem nahen Wieſengrund.
Den ergreift ein ängſtlich Beben,
der allein die Kühnheit hat,
und in grauer Dämm'rung Weben
dieſen ernſten Trümmern naht!

Juſti.

Digitized by Google

Digitized by Google

19.

Rötteln.

Am Ufer des Rheinſtroms und im Anfange des Wieſenthals, $2\frac{1}{2}$ Stunde von Baſel und eine halbe Stunde von Lörrach im großherzoglich Badenſchen Oberamte Rötteln, liegt die Ruine von Rötteln auf einem nicht ſehr hohen fruchtbaren Berge. Ungeachtet dieſer geringen Höhe des Berges hat man doch auf ihm eine vortreffliche Ausſicht, beſonders in das ſchöne Wieſenthal. Der dabei liegende kleine Ort Rötteln kommt ſchon ums Jahr 898 in einer Urkunde vor. Wann aber das Schloß erbaut iſt, läßt ſich nicht beſtimmen. Im Anfange des eilften Jahrhunderts gehörte es ſchon Herren von Rötelein, von welchen 938 einer dem erſten Turnier in Magdeburg beigewohnt haben ſoll. Es waren ſtattliche Ritter, deren Beſitzungen nicht gering geweſen zu ſeyn ſcheinen. Sie gehörten zu den angeſehenſten Familien, und waren mit vielen fürſtlichen Häuſern nahe verſchwägert. Markgraf Rudolph I. von Hochberg-Sauſenberg hatte eine Dynaſtin von Rötteln zur Gemahlin, daher er auch 1311, wo Walther von Rötteln ohne Kinder ſtarb, die Herrſchaft Rötteln mit des

Verſtorbenen Oheim, Lutold, gemeinſchaftlich erbte. Nach des Letztern Tode kam die Herrſchaft ganz an die Markgrafen von Hochberg-Sauſenberg, welche auch ihre Reſidenz aus dem alten Sauſenberg in das angenehmere Rötteln verlegten.

Als dieſe Markgrafen ausſtarben, fiel Rötteln an Chriſtoph I., Markgrafen von Baden, von dem es noch mehr befeſtigt, vergrößert und verſchönert wurde. Es beſtand damals aus zwei feſten Burgen, der obern und der untern. Die letztere hieß die Vorburg.

Nach der Theilung der Badenſchen Lande, 1535, fiel es nebſt der ganzen Herrſchaft der jüngern Linie zu. Mehrere Markgrafen, beſonders Georg Friedrich, reſidirten noch auf dem Schloſſe.

In mehrern Kriegen wurde es belagert und eingenommen. 1333 belagerten es die Basler. Im Bauernkriege litt es auch ſehr. Im dreißigjährigen Kriege wurde es 1638 vom Herzog Bernhard von Weimar erobert, weil es kaiſerliche und lothringiſche Truppen inne hatten. Im Jahre 1678 eroberten es die Franzoſen, ſprengten und zerſtörten es zugleich mit den Schlöſſern Badenweiler und Sauſenburg, und ſeit dieſer Zeit liegt es in ſeinen Ruinen, welche noch von ſeiner ehemaligen Größe und Schönheit zeugen. Im obern Schloſſe findet man noch an zwei Orten über dem Portal des Wohngebäudes und über der Pforte des oberſten Gebäudes das Badenſche Wappen mit der Jahrzahl 1488. Auch am Hausthore der Meierei,

welche bei den Ruinen liegt, ſieht man das Badenſche Wappen mit der Jahrzahl 1494.

Das Erzhaus Oeſterreich machte einmal Anſprüche auf die Lehnsherrlichkeit über dieſes Schloß, und im Jahre 1371 ließen ſich einige Markgrafen zu Insbruck vom Erzherzog Leopold damit beleihen; allein nachher geſchah dieß nicht wieder, und im Jahre 1741 entſagte Oeſterreich dieſem Rechte ganz.

Der Ort Rötteln war ſonſt ein bedeutender Marktflecken, und einer Stadt ähnlich; jetzt ſtehen kaum noch fünf bis ſechs Häuſer davon.

* * *

Geographiſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung von dem Kurfürſtenthum Baden.

Ende des erſten Bandes.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

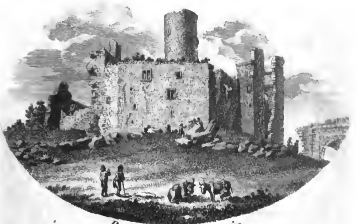
Falkenstein am Harz.

Digitized by Google

Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands,

von

Friedrich Gottſchalck.



Ruinen des Hannstein.

Zweiter Band.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Halle,

bei Hemmerde und Schwetſchke. 1817.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
816338
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1918 L

Digitized by Google

Die

Ritterburgen

und

Bergſchlöſſer

Deutſchlands.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt
des zweiten Bandes.

20. Hohenſtaufen bei Göppingen im Württembergſchen . . . . . Seite 1

21. Frauenberg bei Marburg im Kurfürſtenthum Heſſen. 21

22. Queſtenberg bei Roßla am Harz in der Grafſchaft Stollberg 30

23. Scharfenberg bei Meißen im Königreich Sachſen 51

24. Starkenburg bei Heppenheim an der Bergſtraße im Heſſen-Darmſtädtſchen . . 57
(Vom Herrn Prediger Dahl in Gernsheim.)

25. Erichsburg bei Güntersberge im Herzogthum Anhalt-Bernburg 79

26. Dohna bei Dresden im Königreich Sachſen 85

27. Greifenſtein an der Donau bei Wien . 95
(Vom Herrn Major von Boyneburg-Lengsfeld in Weiler.)

28. Hanſtein bei Witzenhauſen auf dem Eichsfelde im Königreich Hannover . . . 105

29. Kriebenſtein bei Waldheim im Königreich Sachſen . . . . Seite 115

30. Tenneberg bei Waltershauſen im Herzogthum Gotha 125

31. Falkenſtein an der Donau bei Linz . 139
(Vom Herrn Major von Boyneburg-Lengsfeld in Weiler.)

32. Hardegſen bei Göttingen im Königreich Hannover 149

33. Altenburg bei Bamberg im Königreich Baiern 167

34. Habichtſtein bei Böhmiſch-Leipa in Böhmen 185

35. Falkenſtein am Harz im preußiſchen Fürſtenthum Halberſtadt 195
(Vom Herrn *** s ***.)

36. Kyffhauſen in der goldenen Aue im Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt . . 221

37. Rotenburg ebendaſelbſt . . . 249

38. Rauhenſtein
39. Rauheneck } bei Baaden in Oeſterreich 263
40. Scharfeneck

41. Mansfeld bei der Stadt Mansfeld in der preuß. Grafſchaft Mansfeld 275

20.

Hohenſtaufen

bei Göppingen.

Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunſt, von Ordnung keine Spur!
Es iſt der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerſtörung.

v. Göthe.

Digitized by Google

20.

Hohenſtaufen.

Hohenſtaufen, wo vor fünf bis ſechs Jahrhunderten, wenn auch nicht die größten und mächtigſten, doch die glänzendſten und geräuſchvollſten deutſchen Kaiſer thronten, von wo aus Deutſchland und Italien beherrſcht und beunruhigt wurden, auf deſſen Bewohner die Augen von ganz Europa, und ſelbſt von einem großen Theile Aſiens gerichtet waren, — Hohenſtaufen, die Wiege des kraftvollen Barbaroſſa und ſeines großen Enkels, deren Nachkommenſchaft einer unerſchütterlichen Herrſchaft über jene Reiche entgegenſehen konnte und entgegenſah, Hohenſtaufen — iſt nicht mehr. Verſchwunden iſt das mächtige Geſchlecht, in Staub verwandelt liegt die kaiſerliche Burg, und kaum zeigt noch ein kleiner Ueberreſt von mürber Mauer die Spur vom Stammſitze der hohen kaiſerlichen Dynaſtie der Staufen.

Lebendiger vermag wohl nicht das Gefühl des Hinſchwindens aller Menſchengröße, das Gefühl des Nichts aller Erdenherrlichkeit aufgeregt zu werden, als vor dieſem

Gebilde der Vergangenheit. An dieſem Grabhügel eines Kaiſerthrones breche ſeinen Stolz, fühle ſeine Ohnmacht, der Menſch, der es, umglänzt von irdiſchem Flitter, ſo gern vergißt, wie gebrechlich er, wie gebrechlich alles iſt, was er aufthürmt. Auf ſolchen Trümmern verſunkener Herrlichkeit fühle er, wie klein er iſt, wie ſchwach ſeine Erzeugniſſe ſind, gegen das Anſtreben der alles auflöſenden Zeit! Hier, wo einſt überſchwengliche kaiſerliche Pracht throhnte, wo Ueppigkeit, Verſchwendung, Stolz, unerſättliche Herrſchbegierde tödtende Blitze herabſchleuderten auf ein ſeufzendes Geſchlecht, wo eine hoch aufgethürmte Burg weit in die Ferne ſchien, und, wie aus den Wolken herab, ſtolz niederblickte, trotzend jedem, der ſie anzutaſten wagte, wo alle Fürſten Deutſchlands ſich demüthig beugend einſanden, im Glanze der Majeſtät ſich zu ſonnen, da — weidet jetzt eine kleine Schaafheerde, und bei ihnen ſpielt der Hirtenknabe mit Steinen der zertrümmerten Veſte.

So endet aller Erdenglanz, ſo die unumſchränkteſte Macht, ſo der blendendſte Nimbus unſerer Erdenthrone!

Auch uns zeigten die letztverfloſſenen Jahre das Bild des glänzendſten Kaiſerthrones, wie er im höchſten Flor, in üppigſter Pracht in Süden ſchimmerte; eines Thrones, auf dem ſich alles vereinigte, was der Erdball ſtaunend preiſt, was der Menſch zu den höchſten irdiſchen Glücksgütern zählt; eines Thrones, der felſenfeſt gegründet, unerſchütterlich zu ſtehen ſchien, an deſſen Wanken, an deſſen Umſturz der übermüthige Baumeiſter und ſeine Gehülfen

überall, nicht entfernt den Gedanken wohl hatten; und jetzt! — jetzt liegt er niedergedonnert, umgeſtürzt vor unſern Augen, zertrümmert und zerſtört da mit allen ſeinen, ſtolz daran aufgelehnten, ſtarken, kräftigen Strebepfeilern und Stützen.

So endet aller Glanz, ſo endet alle Herrlichkeit, früh oder ſpät; und Gott ſey gedankt, daß wir auf die Trümmer dieſes Thrones blicken können, auf dem menſchliche Falſchheit und Tücke triumphirend prunkte und ſich blähte, und Millionen mordete, und Millionen der Verzweiflung und dem Elend Preis gab.

Im Württembergſchen, 1½ Stunde von der Stadt Göppingen, liegt, freiſtehend und ohne Verbindung mit andern Bergen, der überaus hohe, wie ein Kegel aus weiter Ebene aufſteigende, und wie von Menſchenhänden abgerundete Berg, welcher das Schloß der Hohenſtaufen trug. So majeſtätiſch er in der Ferne erſcheint, ſo wenig Eindruck macht er, je näher man ihm kommt, und am wenigſten erkennt man ihn im Dorfe Hohenſtaufen, das nur eine halbe Stunde unter dem Gipfel liegt. Man kann bis auf ſeine Oberfläche, die höchſtens drei Morgen im Umfange hat, und der Größe ihrer Bewohner gar nicht entſpricht, bequem fahren.

Die Umſicht von da iſt zwar ſehr ausgebreitet, aber das vielſeitige Intereſſe hat ſie nicht, was ihr mancher Reiſende andichtet. Gegen Mitternacht und Morgen er-

hebt ſich ein gleich hoher Berg, der Rechberg, auf welchem eine Wallfahrtskapelle und einige Häuſer ſtehen, und etwas tiefer auch das Stammhaus der Familie dieſes Namens. Hinter ihm ſteht der Stuiffenberg, der höchſte unter dieſen drei Bergen; links ſieht man die Stadt Gmünd, weiterhin den hohen Bernhardsberg, mit einer Kirche geziert, den man als die Eckſäule und das Ende der ſchwäbiſchen Alpen anſehen kann, und in der weiteſten Entfernung das Schloß bei Ellwangen nebſt den ſüdlichen Gegenden Frankens. Gegen Mittag iſt die Ausſicht durch die nackte Kette der ſchwäbiſchen Alpen eingeſchränkt, und nur die gräflich Degenfeld'ſche Burg, Staufeneck, iſt ein freundlicher, den Blick feſſelnder, Gegenſtand. Gegen Abend wollen Viele in der weiteſten Ferne den Schwarzwald, und ſogar die Vogeſen zwiſchen Elſaß und Lothringen erkannt haben, was jedoch etwas zweifelhaft ſcheint. Näher ſieht man Hohenheim und die Solitüde, dieſe vormaligen Prachtgärten, deren Blüthezeit vorüber iſt, und welche nun bald wirkliche Solitüden werden möchten. Mehr rechts liegt der Michelsberg und der Wartthurm bei Heilbronn, und links verliert ſich das Auge in der Pfalz.

Wer mit großen Erwartungen den Berg erſtieg, ſchöne weitläufige Reſte der kaiſerlichen Burg zu finden hoffte, der wird ſich ganz getäuſcht ſehen. Am äußerſten ſüdlichen Rande der oberſten Bergfläche, wo allem Anſehen nach der Eingang in die Burg war, ſteht ein kleiner Reſt Mauer. Dies iſt das einzige, und letzte Ueberbleibſel der

Burg Hohenſtaufen. Nachdem man lange genug geduldet und zuletzt gar, gegen Bezahlung, obrigkeitlich verſtattet hatte, daß die ſehr bedeutenden Ruinen abgebrochen und zum Aufbau anderer Gebäude in der umliegenden Gegend benützt wurden, daß Schatzgräber und abergläubiſche Menſchen die tiefſten Grundlagen durchwühlten, um — nichts zu finden, verbot man endlich, als nur noch jener kleine Reſt übrig war, dieſe grauſame, und nicht zu entſchuldigende Vertilgung. Ihn darf nun freilich niemand mehr berühren; aber wie wenig genügt er dem Alterthumsfreunde! Nicht Quadern ſind es, aus denen er beſteht, nur Bruchſteine, die jedoch durch einen ſolchen guten Kitt verbunden ſind, daß er, ohne hinzukommende Gewalt, noch lange ſtehen wird. Uebrigens ſieht man noch an der Südſeite, daß der Bergrand durch eine Mauer unterſtützt war, unterſcheidet auch noch deutlich die Vertiefungen der ehemaligen Gräben und die Plätze des in zwei Abtheilungen abgeſonderten Schloſſes, die hier nnd da mit kleinen Ziegelſtücken und Mauerſteinen überſtreuet ſind. Ueberall aber iſt die ganze Fläche des Berges mit Weide bedeckt, wohin arme Hirten ihre Heerden treiben.

Wie die Ruinen im Jahre 1588, alſo 63 Jahre nach der Zerſtörung der Burg, ausſahen, das erzählt uns der zu ſeiner Zeit berühmte tübingiſche Profeſſor Cruſius, in ſeiner ſchwäbiſchen Chronik, wo er eine dahin machte Reiſe beſchreibt.

„Den Schlüſſel zum Thore, ſagt er, das wurmſtichig ausſah, hatte der Schultheiß des Dorfes Hohen-

ſtaufen, der manchmal im innern Hofe des Schloſſes Frücht bauet. Der Berg iſt rund wie ein Spitzhut, doch auf einer Seite länger als breit. Außer den Mauern, wo man herumgehen konnte, war wenig Raum. Bei dem Thore theilt ſich das Schloß in zwei Theile, die beſondere Mauern haben. Rechts iſt kein Gebäude. Man ſieht nichts als Gras, Holderſtauden u. ſ. w. Hier ſtand eine Kapelle. Links in der Ecke war ein Brunnen, der nun mit Steinen angefüllt iſt. Durch ein Thor geht man links in den andern Theil des Schloſſes. Hier ſteht ein Thurm, der Mannsthurm genannt, der noch 52 Schuh hoch iſt. In dieſen legte man die Gefangenen. Er hatte oben, nicht unten, einen Eingang. Auf der linken Seite gegen dem Dorfe war die Wohnung des Frauenzimmers, und auf der Seite daran ein Weinkeller, jetzt aber mit Steinen angefüllt. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Im äußerſten Eck, gegen Beuren hin, ſteht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten daran iſt eine Höhle, die man das Heidenloch nennt. Die Mauer, die das Schloß umgiebt, iſt beinahe ſieben Schuh dick, von Steinen, die in der Mitte ein Viereck haben, wie die Steine der Nürnberger Stadtmauer. Sie ſind noch roth vom Brand. Wir gingen darauf herum, und es iſt gewiß eine anmuthige Ausſicht bis an den Rhein u. ſ. w. Aber kein Bildniß, kein Wappen, keine Inſchrift war mehr zu ſehen; Brand, Regen und böſe Zeiten tilgten alles aus."

Wem die Burg Hohenſtaufen ihren Urſprung zu danken hat, weiß man nicht. Im Jahre 1070 muß ſie aber ſchon geſtanden haben, denn ſie war da zerſtört, und wurde wieder aufgebauet. Dies that ihr Beſitzer, Friedrich, Graf von Büren oder Buren, der bis dahin auf der Burg Büren, (jetzt das Wäſchen-Schlößle genannt), welche in der Mitte der alten Bürenſchen Stammgüter lag, und der heimathliche Sitz ſeiner Familie war, gewohnt hatte, jetzt aber das wiederhergeſtellte Schloß bezog, und ſich nun von Staufen, das Schloß aber, zum Unterſchiede von dem darunter liegenden Dorfe Staufen, Hohenſtaufen nannte. Aus alten Zeichnungen läßt ſich ſchließen, daß dieſer Bau feſt und nach damaliger Art prächtig war. Seinen Vater, der auch Friedrich hieß, deſſen Stammname aber unbekannt iſt, weil er wohl keinen hatte, da ja vor dem 10ten Jahrhunderte die Benennung von Burgen gar nicht gewöhnlich war, nimmt man als den Stammvater des Hohenſtaufenſchen Geſchlechts an. Mit dem Sohne aber hob es ſich erſt, und ſtieg bis zum Throne der deutſchen Kaiſer. Friedrich war neimlich ein treuer Anhänger Kaiſer Heinrichs IV. Er begleitete ihn in allen ſeinen Feldzügen, ſtand ihm mit Rath und That bei, und blieb ihm treu, ſelbſt als Heinrich unter Gregors Bannſtrahl ſchmachtete und alle Fürſten von ihm abfielen. Heinrich war nicht undankbar. Er gab 1080 Friedrichen ſeine Tochter zum Weibe, und das eben erledigte Herzogthum Schwaben als Mitgift, nach welchem ſich nun Friedrich, Herzog von Schwaben

nannte. Aus ſeiner Nachkommenſchaft gingen in einem Zeitraume von 117 Jahre ſechs deutſche Kaiſer hervor, nemlich Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., zugleich König von Italien, was auch Philipp, Friedrich II., Konrad IV. und Konradin waren, mit deſſen Enthauptung, 1269, das Geſchlecht der Hohenſtaufen erloſch.

Wie ſtürmiſch es in den damaligen Zeiten bei den römiſchen Königswahlen herging, wie oft es geſchah, daß das deutſche Reich, in mehrere Partheien getheilt, mehr als Einen Kaiſer zu gleicher Zeit hatte, wie ſo mancher nach dem unruhigen, nach dem ſtets wankenden Kaiſerthrone ſtrebte, und mit Verſchleuderung ſeiner Erbgüter ſich Anhänger und Anſehn zu ſeiner Aufrechthaltung zu werben ſuchte, das iſt aus der Geſchichte der Kaiſer Deutſchlands bekannt. Auch die Kaiſer der Hohenſtaufenſchen Dynaſtie hatten mit vielen Feinden ihres Glanzes, mit Gegenkaiſern zu kämpfen, und auch ſie mußten ſich daher oft zur Veräußerung ihrer Erbgüter in Schwaben und Franken bequemen, um ſich Freunde und Macht zu verſchaffen. Philipp und Konrad IV. opferten auf dieſe Art viel auf, und die Grafen von Württemberg bereicherten ſich dabei ganz vorzüglich. Sie waren reich und mächtig, kein Wunder, daß man ihre Freundſchaft ſuchte, erhandelte, und durch Verſatz oder gar durch Verſchenken großer Güter zu ſichern bemüht war.

Konradin, der alles aufbieten mußte, um ſich aufrecht zu erhalten, verpfändete ſogar ſeine Stammburg

Hohenſtaufen an die Schenken von Limpurg. Von dieſen kam ſie an die Rechberge 1274, und wanderte alsdann aus einer Hand in die andere. Denn von den Rechbergs kam ſie an Kaiſer Karl IV., dann an die Herzöge von Oeſterreich, dann 1370 an die Brüder Hans und Wilhelm von Rietheim für 12000 ungariſche Dukaten, alles pfandweiſe. Dieſe verkauften ſie ſechs Jahre ſpäter für eben dieſe Summe an den Grafen Eberhard II. von Württemberg, wodurch dieſe Familie nun ganz zum Beſitze der Herrſchaft Hohenſtaufen gelangt war. Anderthalb Jahrhunderte hindurch erhielten die Württemberger dieſe ihnen ſo bequem gelegene Burg im beſten Stande, und hatten einen Kommandanten nebſt einer Beſatzung darauf, bis ſie im Bauernkriege zerſtört ward. Einer dieſer Kommandanten auf Hohenſtaufen, und zugleich Obervoigt in Göppingen, war im Jahr 1519 Georg Stauffer. In welcher Verwirrung ſich um dieſe Zeit das Württemberger Land befand, und was für ein trauriges Loos dabei den Herzog Ulrich traf, iſt bereits bei der Geſchichte des Schloſſes Württemberg *) erzählt worden. Dieſen Zeitpunkt hielt der Georg Stauffer, vielleicht durch ſeinen Namen dazu veranlaßt, für paſſend, ſich die Burg Hohenſtaufen nebſt einigen Dörfern zuzueignen; allein es mißlang. Er wurde mit langer Naſe abgeführt, blieb aber deſſen ungeachtet noch als Kommandant auf der Burg — ein Schickſal, was in

*) Im erſten Theile, S. 257 u. f.

unſern Tagen wohl nicht ein ſolcher verrätheriſcher Feſtungskommandant haben möchte.

Im Jahre 1525, wo die aufrühreriſchen Bauern auch in dieſen Gegenden gleich einem verheerenden Unwetter alle Ordnung der Dinge umzukehren ſuchten, lagerten ſie ſich am Fuße des Berges Hohenſtaufen. In der Burg lag nur eine Beſatzung von 32 Invaliden. Stauffer war eben abweſend, und an ſeiner Stelle verſah Michel Reuß von Reußenſtein, der ſonſt auf dem Schloſſe Bilſeck wohnte, den Dienſt. Dieſer alte Mann, der den Frieden mehr als den Krieg liebte, fühlte nicht den Muth, den Bauern, die freilich durch ihre Grauſamkeit und durch zwei Kanonen, die ſie mit ſich führten, Schrecken und Furcht verbreiteten, Widerſtand zu leiſten. Er ſchlich daher in aller Stille mit der Beſatzung an der hintern Seite des Berges hinab, und überließ die Burg ihrem Schickſale, die nun von den Bauern erſtiegen, ausgeplündert, angezündet, und bis auf die Hauptmauern und Thürme zerſtört ward.

Nachdem die württembergiſchen Herzöge über hundert Jahre lang Hohenſtaufen unter öſterreichiſcher Herrſchaft hatten ſehen müſſen, bekamen ſie es endlich durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß 1648 wieder.

In der Kirche des Marktfleckens Hohenſtaufen, das am Berge unter den Ruinen liegt, findet man neben der Kanzel, Kaiſer Friedrichs des Rothbarts Bild in Lebensgröße, an einer Stelle, wo ſonſt eine Thür war, auf die

Wand gemahlt. Der Kopf ſcheint ſehr alt zu ſeyn, das Uebrige iſt aufgefriſcht. Darüber ſtehen folgende Reime:

Hic transibat Caesar.

Der großmüthig Kaiſer wohl bekannt,
Fridericus Barbaroſſa genannt,
Das demüthig edel deutſche Blut
Uebt ganz und gar keinen Uebermuth;
Auf dieſem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in dieſe Kirche iſt gangen
Ohn allen Pracht, ohn Stolz und Prangen
Durch dieſe Thür, wie ich bericht,
Iſt wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Kaiſer Friedrich dieſe Kirche des zu ſeiner Burg gehörigen Dorfes beſuchte, welches die Veranlaſſung zu dem Gemälde gab; aber gewiß hatte er eine eigene Burgkapelle, und beehrte nur dann und wann dieſe Kirche ſeiner Leibeigenen mit ſeinem Beſuche.

Ich füge hier noch kurz die Geſchichte der Erlöſchung des Hohenſtaufenſchen Hauſes, das nur zwei Jahrhunderte hindurch blühte, hinzu.

Konrad IV. aus dieſem Hauſe, Herzog von Schwaben, König in Neapel und Sicilien, und römiſcher König, ſtarb plötzlich im Jahre 1254. Sein einziger Sohn, und der letzte Zweig des Hohenſtaufenſchen Geſchlechts, Konrad, oder wie ihn die Italiener nannten, Konradin,

Erbkönig in Neapel und Sicilien, war damals erſt zwei Jahre alt. Er wurde bei ſeinen mütterlichen Seitenverwandten in Baiern erzogen, und hatte den Markgrafen Berthold von Hochberg zum Vormund. Dieſer konnte jedoch nicht verhindern, daß Manfred, ein natürlicher Sohn Friedrichs II., Konradins Großvater, ſich zum Herrn in Neapel und Sicilien aufwarf. Papſt Innocenz IV., der heftigſte Feind des Hauſes Hohenſtaufen, benutzte die allgemeine Beſtürzung über Konrads IV. Tod, ſtellte ſich zwar, als ob er dem jungen Konradin eben dieſes ſein Erbkönigreich erhalten wollte, nahm es aber dennoch ſelbſt in Beſitz, und verrieth deutlich, daß er damit umging, das Meiſte für ſich zu behalten, denn er beſtätigte den Manfred nur im Beſitz des Fürſtenthums Tarent.

In Deutſchland verurſachte indeſſen die Wahl des neuen Königs große Zwiſtigkeiten und Partheien. Wilhelm von Holland wurde zwar von einigen zum Könige angenommen, er blieb aber zwei Jahre darauf, 1256, ſchon wieder in einer Schlacht, wo ſein Pferd auf dem Eiſe ſtolperte und er von den Frieſen niedergehauen ward. Nun wurde die Verwirrung in Deutſchland noch größer. Der Papſt Alexander IV. drohte jedem Wahlfürſten mit dem Banne, der für Konradin ſtimmen würde, und empfahl dagegen Richard von Cornwallis, einen Bruder Heinrichs III., Königs von England. Durch Verſchwendung vielen Geldes ſetzte dieſer ſeine Wahl zwar durch, aber nach drei Jahren verließen ihn die Fürſten, und wollten

unter andern auch Konradin wählen. Ein erneuerter Bannſtrahl Papſt Urbans IV. hielt ſie aber davon zurück. Konradin war indeſſen 14 Jahr alt geworden, und ſah wohl ein, daß er das Aeußerſte wagen müſſe, um wenigſtens zum Beſitze ſeines Erbkönigreichs, um das ſich noch immer Manfred, der Papſt und Karl von Anjou ſtritten, zu gelangen. Er ſammelte daher ein Heer, und obgleich der Papſt auch hier wieder Bannblitze gegen alle die ſchleuderte, die es wagen würden, ihm beizuſtehen, ſo machten doch einige Fürſten den Zug mit, worunter auch Konradins Oheim, Herzog Ludwig von Baiern, und Graf Meinhard von Tyrol, ſein Stiefvater, waren. Sie begleiteten ihn aber nur bis nach Verona, und kehrten da um, als ob ſie ſein Unglück vorhergeſehen hätten. Ludwig ließ ſich vorher ſeine übrigen Güter theils ſchenken, theils ſeinem Bruder Heinrich die obere Pfalz verpfänden. Der Prinz Heinrich von Kaſtilien, ſein Vetter, ſuchte wenigſtens einen guten Erfolg zu befördern; aber der Prinz von Baden, Friedrich, den Einige auch von Oeſterreich nennen, weil er Anſprache darauf machte, war es vor allen andern, der ihn begleitete, und in Noth und Tod bei ihm aushielt. — Viele andere, die bei ihm waren, gingen in Italien wieder zurück, entweder weil ſie das Unternehmen für viel zu gefährlich hielten, oder weil ſie ſich bereits aufgezehrt hatten.

Die Städte der Lombardei nahmen Konradin gefälliger auf, als keinen der vorigen Kaiſer. Bald kam er nach Rom, wo er ſeine Armee durch den Zulauf ſehr ver-

größerte. Da er bei dem Papſt weder Vermittelung noch gütige Einräumung ſeines Erbkönigreichs erlangen konnte, ſo rückte er nach Apulien, wo er es auf eine Hauptſchlacht mußte ankommen laſſen. Dieſe erfolgte zwiſchen ihm und Karl von Anjou, bei Palenza, am Celaner See, den 23ſten Auguſt 1268. Anfänglich war das Glück ganz auf ſeiner Seite. Die Franzoſen wurden geſchlagen, und fliehend zurückgetrieben, und nun plünderten die Deutſchen das Gepäck, und zerſtreueten ſich der Beute halber. Dieſer Zufall, der eben nicht ungewöhnlich, aber immer ſchädlich war, brachte den unglücklichen Prinzen um den Sieg. Einer der Heerführer Karls, der wenige Stunden vorher aus Aſien angekommen war, bemerkte von einer Anhöhe, nahe am See, die Unordnung der deutſchen Truppen, und benachrichtigte Karln davon. Plötzlich ſammelten ſie neue und ausgeruhete Truppen um ſich her, griffen die Deutſchen von neuem an, und ſchlugen ſie bei der Verwirrung leicht in die Flucht. Eine große Anzahl büßte auf dem Schlachtfelde das Leben ein.

Konradin und ſein treuer Freund Friedrich mußten fliehen. Verkleidet kamen ſie auf Umwegen in das Städtchen Aſtura, das im päpſtlichen Gebiete lag. Von da wollten ſie das Piſa'ſche überſchiffen. Um einige Lebensmittel hierzu anzuſchaffen, gab Friedrich dem Schiffsmann einen koſtbaren Ring, denn an Gelde fehlte es ihnen, um ihn zu verhandeln, und allerlei dafür einzukaufen. Dieſer bot ihn in verſchiedenen Häuſern an, und da man ihn oft fragte, woher er den Ring erhalten, ſo ſagte er,

von

von einem jungen Herrn. Der Kommandant des Orts, mit Namen Frangipani, hörte davon, ließ den Ring zu ſich holen, ſchloß aus der Koſtbarkeit deſſelben auf den Stand ſeines Beſitzers, und ließ ſogleich die beiden Prinzen gefangen nehmen.

Man erkannte ſie. Karl von Anjou, der ſich nach der gewonnenen Schlacht zum Könige von Neapel erklärt hatte, erhielt nicht ſo bald Nachricht davon, als ihm Frangipani die Prinzen ausliefern mußte. Er ließ ſie einſperren, war aber nicht gleich ſchlüſſig, was er mit ihnen anfangen ſolle. Sein Schwiegerſohn, Robert von Flandern, rieth ihm, großmüthig zu handeln, dem einen ſeine Tochter, dem andern ſeine Baſe zur Gemahlin zu geben, wodurch er ſie ſich Beide zu Freunden machen werde. Dies paßte aber nicht in Karls Plan. Um dieſen ſchicklicher ausführen zu können, fragte er den Papſt Klemens IV. um Rath. Er wußte wohl, daß dieſer, ſo wie alle vorhergehende Päpſte, für die Vertilgung des Hohenſtaufenſchen Geſchlechts ſeyn werde, was er im Stillen auch wünſchte. Dieſer ſchrieb ihm nun die bekannten Worte zurück: Vita Conradini, mors Caroli; mors Conradini, vita Caroli, welche Karln höchſt willkommen waren. Um jedoch den Schein des Rechts für ſich zu haben, wurden die beiden Prinzen als Friedensſtörer, als Feinde der Kirche und des Königs Karl, von ihm ſelbſt angeklagt, der Prozeß kurz gemacht, und auch bald das Urtheil der Enthauptung über ſie ausgeſprochen.

Die unglücklichen Schlachtopfer wurden wirklich auf das Blutgerüſt geführt. Der königliche Kanzler, Robert, las das Todesurtheil laut ab. Konradin, der ſeiner Jugend ungeachtet, die Faſſung nicht verlor, ſpie ihm ins Geſicht, und ſagte mit feſter Stimme: „Wer macht dich ſo kühn, über königliches Geblüt ein Urtheil zu fällen? Ich proteſtire dawider vor Gott, und bezeuge, daß mir an allen Verbrechen, die man mir aufbürdet, Unrecht geſchieht.“ Da dies aber keinen Erfolg hatte, wenn auch gleich die Zuſchauer äußerſt gerührt waren, ſo wandte er ſich gegen die andere Seite; und da er den Truchſeß Heinrich von Waldburg erblickte, zog er ſeinen Siegelring ab, ſteckte ihn in ſeinen Handſchuh, und warf ihn dem Truchſeß mit den Worten zu: „Ueberbringt dieſen meinem Vetter, Peter, König von Arragonien, und vermeldet ihm, daß ich ihn hierdurch, ſtatt eines ordentlichen Teſtaments, zum Erben meiner Königreiche Neapel und Sicilien erkläre.“ Der Truchſeß war auch ſo glücklich, im Gedränge durchzukommen. Bald war er bei dem König Peter, dem er pünktlich dieſen Auftrag ausrichtete, und der ihn auch nachgehends glücklich vollführte.

Das Todesurtheil wurde hierauf vollſtreckt. Schluchzen und Weinen der Zuſchauer war dabei allgemein. Zuerſt ſtieg der zwanzigjährige Prinz, Friedrich von Baden, auf das Blutgerüſt, kniete nieder, und ſein Haupt fiel unter der Schärfe des Beils. Konradin hob es auf, und küßte es. Jammernd beklagte er, daß er den einzigen Sohn einer troſtloſen Mutter, wider ihren Rath und

Willen, mit in dies Unglück gezogen habe. Er ſelbſt, kaum 16 Jahre alt, wurde nun auch zum Tode hingeführt, und plötzlich fiel auch ſein Haupt von dem jugendlichen Nacken. Der königliche Stamm der Hohenſtaufen war dahin, und endete ſich mit dieſem letzten erſt aufblühenden Zweige. Nach ihm mußte noch Gerhard, Graf von Piſa, ingleichen ein ſchwäbiſcher Edelmann von Hirnheim, und andere, die es mit Konradin gehalten, und in der Schlacht gefangen wurden, unter dem Mordbeil das Leben laſſen. Es war der 29ſte Oktober 1269. Man ſagt, daß Karl, der durch dieſe That in den Annalen der Menſchheit auf ewig gebrandmarkt ſeyn wird, dieſer Schauder erregenden Hinrichtung von einem hohen Thurme heimlich und mit großem Vergnügen zugeſehen habe.

Vielleicht wäre doch dieſes höchſt ungerechte Urtheil nicht vollführt worden, wenn Graf Robert von Flandern damals nicht abweſend geweſen wäre. Er war aber eben auf der Heimreiſe begriffen, und da er unterweges mit Entſetzen erfuhr, was der König, ſein Schwiegervater, mit dieſen beiden Prinzen vorhabe, kehrte er plötzlich um, und eilte ſo ſchnell als möglich, um ſie noch zu retten. Aber er kam zu ſpät. Voll des heftigſten Unwillens und Abſcheues über eine ſo gräuliche Handlung, ſuchte er den Kanzler Robert auf, warf ihm ſein ſchändliches Betragen vor, daß er ſich zur Verurtheilung dieſer trefflichen Prinzen habe gebrauchen laſſen, und ſtieß ihn nieder. Darauf gar er Befehl, auch den Henker zu tödten, damit nie-

mand auf der Welt ſey, der ſich rühmen könnte, er habe ein ſo edles und hohes Blut vergoſſen.

Karl genoß den unrechtmäßigen Beſitz des Königreichs nur vierzehn Jahre lang. Durch einen ſehr geheim veranſtalteten Aufſtand wurden 1282 in wenigen Stunden 8000 Franzoſen, die allgemein gehaßt wurden, erſchlagen. Zu gleicher Zeit kam König Peter von Arragonien mit einer Flotte dazu, und behielt die Oberhand. Ja, ſein Admiral ſchlug einige Jahre darauf (1285) die Flotte Karls des Henkenden, und bekam ihn gefangen. Darüber kümmerte ſich Karl von Anjou, Vater von jenem, ſo ſehr, daß er ſeinen ſtolzen Geiſt ausblies. König Peter wollte zwar den Tod Konradins an dem jungen Karl rächen, aber ſeine Gemahlin Conſtantia erbat ihm das Leben. Sicilien blieb bei Arragonien oder Spanien viele Jahrhunderte hindurch.

* * *

Benutzt habe ich bei Vorſtehendem: Sattlers würtembergiſche Geſchichte. Hohenſtaufen, oder Urſprung und Geſchichte der ſchwäbiſchen Herzöge und Kaiſer aus dieſem Hauſe, von J. F. Ammermüller. 2te Ausgabe. Gmünd. 1815. 8., worin ſich auch eine Abbildung des Berges, auf dem Hohenſtaufen ſtand, befindet; und Meiners kleinere Länder- und Reiſebeſchreibungen, 2ter Theil, S. 351. — Eine Darſtellung des Reſtes von Mauer des Hohenſtaufener Schloſſes findet man im Stuttgarter Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf 1799. 12.

21.

Frauenberg
bei Marburg.

Seht hin, wo einſt die Veſte ſtand
Mit ihren ſtolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen!

Tiedge.

Digitized by Google

21.

Frauenberg.

Auf dem am linken Ufer der Lahn ſich hinziehenden, mit dem ſchönſten Laubholze dicht beſetzten Sandſteingebirge, dem Lahnberge, liegt in einer Entfernung von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunde von der Univerſitätsſtadt Marburg gegen Süden der Frauenberg, ein kegelförmiger iſolirter Baſaltberg. Den abgeplatteten Gipfel deſſelben zieren die Ruinen eines ehemaligen Schloſſes, das ebenfalls den Namen Frauenberg führte.

Stolz erheben ſich über das dichte und ſchöne Grün alter Eichen und Buchen dieſe kahlen, ſchon in einer ziemlichen Entfernung bemerkbaren Reſte der Vorzeit, die wegen der entzückenden Ausſicht, die man von ihnen nach allen Seiten hin genießt, häufig von Fremden und Einheimiſchen beſucht werden. Gegen Norden erblickt man nemlich einen großen Theil der Stadt Marburg, nebſt ſeinem hochgelegenen Schloſſe, nordoſtwärts die Städte

Kirchhain und Amöneburg, mehr nach Oſten hin einen Theil des Vogelgebirges, die Stadt Homburg an der Ohm, und eine Menge, in einem der fruchtbarſten Thäler zerſtreut liegender Dörfer. Gegen Süden überſieht man die Gebirge in den Gegenden von Gießen und Wetzlar, und gegen Weſten und Nordweſten die nach Süden ſich hinſchlängelnde Lahn.

Der Fuß des Berges iſt ringsherum mit Korn- und Saatfeldern, die einigen auf der Nordoſtſeite wohnenden Koloniſten gehören, und mit einer ſchönen Buchenwaldung in einer amphitheatraliſchen Form bekleidet. Er ſelbſt iſt auf dieſer Seite mit kurzem Geſträuche und einer überaus großen Menge Baſaltſtücke bedeckt, die, von der Witterung zerſtört, eine aſch- und gelblich-graue Farbe haben.

Von der Burg ſtehen nur noch einige ungleich hohe, augenblicklichen Einſturz drohende, und dennoch ungemein feſte Mauern, die einen ziemlich geräumigen, mit Raſen und Heidekraut dürftig bewachſenen Boden einſchließen. Eigentlich erblickt man Ueberreſte von zwei verſchiedenen Mauern, einer innern und einer äußern. Die innern ſind noch ungleich höher und minder verfallen, als die äußern, und mögen da, wo ſie am ſtärkſten ſind, etwa 10 bis 12 Fuß in der Dicke haben. Ihre Maſſe beſteht meiſtentheils aus Baſaltſteinen, die das Innere ausmachen, und äußerlich mit nicht allzu großen, aber regelmäßigen Sandſteinen bekleidet ſind.

So viel ſich noch aus dieſen Trümmern erkennen läßt, iſt die Burg auf der ſüdweſtlichen Seite in einem

Bogen ausgeſchweift geweſen. Noch ziemlich wohl erhalten iſt ein gewölbter Eingang auf einer Ecke. Zu beiden Seiten deſſelben ſieht man auch noch Reſte von runden Wachtthürmen oder Vorſprungshäuschen. Dieſe Reſte der eigentlichen Burg ſind von einer andern, ſo viel ſich noch erkennen läßt, meiſt parallel laufenden Mauer, welche vermuthlich den Hof eingeſchloſſen hat, umgeben; doch ſind von ihr nur noch wenige Bruchſtücke übrig. Bewundern muß man ihre ganz außerordentliche Feſtigkeit. Schon Jahrhunderte hindurch haben ſie der Vergänglichkeit getrotzt, und noch jetzt ſind die Steine ſo in einander verwittert, daß ſie wie Fels daſtehen, oder wenigſtens die Feſtigkeit eines Felſens erlangt haben.

Sehr natürlich drängen ſich beim Anblick einer ſolchen Burg die Fragen auf: Wer gab ihr das Daſeyn? Was war ihre Beſtimmung? Durfte die Burg ihr getreu bleiben oder nicht? Verfiel ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, oder wurde ſie gewaltſam zerſtört? Aber ſelten möchte wohl der Fall ſeyn, alle dieſe Fragen bei irgend einer Burg genügend beantworten zu können. Und ſo iſts auch hier.

Die erſte Erbauung von Frauenberg geſchah von der Herzogin Sophie aus Brabant, der Mutter Heinrichs des Kindes, im Jahre 1247. Man wird mir eine kleine Abſchweifung über das Leben und die Schickſale dieſer in vieler Abſicht merkwürdigen Fürſtin zu gut halten, zumal da ſie einiges Licht auf das Folgende wirft.

Sophie war eine Tochter Landgraf Ludwigs IV. von Thüringen, und der bekannten, ſogenannten heiligen

Eliſabeth. Im Jahr 1242 wurde ſie mit Heinrich V., oder dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt, und ward die Mutter Heinrichs, dem man den Beinamen „das Kind" gab, weil ihn Heſſen, als ein Kind von einigen Jahren, zu ſeinem Beherrſcher verlangte. Damals war eben der thüringiſche Landgraf Heinrich Raspo, der Onkel Sophiens, ohne männliche Erben geſtorben, und mit ihm war zugleich der Mannsſtamm der bisherigen Landgrafen von Thüringen und Heſſen erloſchen. Die rechtmäßigen Nachfolger in ſeine beträchtlichen Länder waren: ein Schweſterſohn, Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, und unſere Sophie als Bruderstochter. Nach altdeutſchen Rechten ging die Bruderstochter dem Schweſterſohne vor. Doch pflegte man ſich damals nicht ſo genau an die Regeln und Geſetze der Feudiſten zu binden, und die Kaiſer machten ſich kein Gewiſſen daraus, hierin Ausnahmen zu machen. Anfänglich erhielt Sophie, ohne Widerrede des meißniſchen Landgrafen, die Landgrafſchaft Heſſen und die thüringiſchen Allodialgüter. Mit der Landgrafſchaft Thüringen aber hatte ſich ſchon 1242 der Markgraf von Meißen, auf den Fall, wenn Heinrich Raspo ohne Erben ſterben ſollte, vom Kaiſer Friedrich II. belehnen laſſen, und Sophie machte daher an dieſe keine Anſprüche. Jene aber nahm ſie für ihren Sohn, Heinrich das Kind, in Beſitz. Ob ſich nun gleich beide Länder glücklich ſchätzten, unter der Regierung einer ſo klugen Fürſtin — denn ſie war Vormünderin und Regentin — zu ſtehen, ſo gab es doch auch einige widerſpen-

ſtige Oerter und Schlöſſer in Heſſen, welche ſich der Herrſchaft Sophiens nicht unterwerfen wollten. Um nun dieſe zu gebührendem Gehorſam zu bringen, und ihren Nachbarn die Gelegenheit abzuſchneiden, ſich, zum Nachtheile Heſſens, mit dieſen Räubern zu vereinigen, reiſte Sophie ſelbſt, von 800 wohlgerüſteten Rittern begleitet, nach Oberheſſen, zerſtörte die Raubneſter der widerſpenſtigen Edelleute, und zwang ſie zur Unterwürfigkeit. Als ſie auf dieſe Art im Innern des Landes Ruhe und Ordnung hergeſtellt hatte, war ſie auch bemüht, ihre Nachbarn gegen ſich in Ehrfurcht zu ſetzen. Mainz gehörte, unter andern, zu den vornehmſten auswärtigen Feinden Sophiens. So hatten zum Beiſpiel die vormaligen Beſitzer Heſſens ſtets die Belehnung von dieſem Erzſtifte erhalten, und jetzt glaubte es ſich berechtigt, ſie Sophien zu verweigern. Mit Gewalt der Waffen ſuchte der Erzbiſchof die in Oberheſſen liegenden mainziſchen Lehnen den Allodialerben des thüringiſchen Hauſes zu entziehen. Sophie aber wußte dieſem Plane vortrefflich entgegenzuwirken, und zerſtörte bei der Gelegenheit die vom Erzbiſchof zu ſeiner Sicherheit neuerbaute Burg Melnau bei Wetter. Dagegen erbauete ſie ſich Frauenberg. Dies geſchah, wie vorhin erwähnt, im Jahre 1247. Den Namen erhielt es deswegen, weil es von einer Frau erbauet ward, welches Urſprungs ſich nur noch wenige andere Burgen rühmen können. So genau aber auch die Veranlaſſung zur Erbauung und das Jahr derſelben bekannt iſt, ſo wenig weiß man von den weitern Schickſalen dieſer Burg. Weder von ihren Be-

wohnern, noch von deren Thaten und Verdienſten iſt etwas bekannt. Nach einem ziemlich allgemeinen Vorgeben der heſſiſchen Geſchichtſchreiber, wurde ſie deshalb zerſtört, weil ein Raubneſt aus ihr geworden. Eine Angabe des Jahres dieſer Zerſtörung findet ſich aber auch nirgends. Daß es aber zerſtört, und nicht, ſich ſelbſt überlaſſen, in Schutt und Trümmer verfallen iſt, lehrt der Augenſchein ſehr deutlich, denn allenthalben findet man die deutlichſten Spuren einer gewaltſamen Zerſtörung. Faſt eben ſo allgemein iſt die Sage, daß die Familie von Scheuerſchloß Frauenberg bewohnt habe.

Gegenwärtig wohnt am Fuße des Berges, worauf die Ruinen liegen, eine franzöſiſche Kolonie, die aber nur aus drei Bauerhöfen beſteht.

Für den Mineralogen und Naturforſcher hat übrigens der Berg, welcher die Ruinen trägt, viel Anziehendes. Seine Form, und noch mehr die vielen umherliegenden Baſaltſtücken, laſſen mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß er ein ausgebrannter Vulkan iſt. Gegen die Mitte des Berges trifft man mehrere, wahrſcheinlich durch einen kleinen Steinbruch in ältern Zeiten entblößte, und ſehr verwitterte Baſaltſäulen, welche ungefähr unter einem Winkel von 75 Grad von Oſten nach Weſten gerichtet ſind. Dieſe Prismen ſind meiſtens 5- oder 6ſeitig, haben beinahe einen Fuß im Durchmeſſer, und beſtehen gewiſſermaßen aus einer ſäulenförmigen Zuſammenhäufung ſehr großkörnichter, unverkennbar durch Witterung entſtandener, abgeſonderter Stücke. Im Bezirk der Burgruinen

iſt eine länglich runde, gegen 4 Fuß tiefe Grube, die, wie man ſagt, Schatzgräbern ihr Daſeyn verdankt, jetzt aber ganz mit Baſaltſtücken auf dem Boden verſchüttet iſt. Selbſt in dem ſonſtigen Burghofe befindet ſich eine kleine ſäulenförmige Baſaltparthie, deren Prismen ungefähr 2 Fuß hoch aus der Dammerde hervorſtehen, aber verwittert eine unvollkommene Zergliederung zeigen, und unter einem Winkel von 80 Graden nach Oſten fallen. Weiter den Berg hinunter gelangt man zu einem großen Steinbruche, aus welchem die Baſalte zu der bei Marburg angelegten, nach Caſſel und Frankfurt führenden Chauſſee zum Theil genommen ſind. Hier zeigt ſich die innere Struktur des Berges am deutlichſten. Der Baſalt ſteht in völlig vertikalen fünf- und ſechsſeitigen Säulen, die gewöhnlich 1½, ſeltener 2 oder 3 Fuß im Durchmeſſer haben. Ihre Länge, ſo weit ſie durch das Abbrechen der vordern Prismen entblößt iſt, beträgt ungefähr 20 Fuß.

* * *

Eine Abbildung der Reſte von Frauenberg findet ſich vor dem elften Stücke des Journals von und für Deutſchland, vom Jahr 1788, die durch Treue der Darſtellung Werth erhält. Die dabei befindliche Beſchreibung von Juſti, ſo wie die mineralogiſchen Bemerkungen über den Berg Frauenberg von Ullmann, in Juſti's und Hartmanns heſſiſchen Denkwürdigkeiten, 2ter Bd. S. 321, habe ich hier benutzt.

22.

Queſtenberg
am Harz.

Ein Volk geflügelter Mäuſe
Bewohnte jeglichen Sitz,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Beſitz.

A. F. E. Langbein.

Digitized by Google

22.

Queſtenberg.

Unter die bedeutende Anzahl von Ruinen ſonſtiger Burgen, welche das Harzgebirge auf ſeinem Rücken trägt, gehören auch die von Queſtenberg. Man findet ſie an ſeiner mittägigen Seite in der Grafſchaft Stollberg, wo ſie, eine Stunde von Roßla entfernt, dicht über dem Dorfe Queſtenberg liegen.

Verſteckter lag nicht leicht eine Burg, und liſtig genug hatte ſich ein Ritter des Mittelalters dieſen Schlupfwinkel für Thaten, die das Licht ſcheuen, ausgeſucht. Der Berg, auf welchem ſie liegt, erhebt ſich ziemlich ſteil, zu einer Höhe von drei- bis vierhundert Fuß. Er iſt faſt ringsum von höhern Bergen umkränzt, welche die Burg ſchützten und verſteckten. Dieſe ſind zum Theil mit Holz bewachſen, zum Theil kahl, wo ſie alsdann blendend weiße Gypsmaſſen in großen Flächen zeigen. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Ausſicht dar. In dieſem ſieht man zunächſt das Dörfchen Queſtenberg, dann über einen

ziemlich beſchränkten Strich quer durch das fruchtbare Thal, die goldene Aue, und am Ende des Horizonts den Bergzug, auf dem die Ruinen der Burg Kyffhauſen liegen, welche wir in dieſem Bande noch näher kennen lernen werden. Nichts konnte daher durch die goldene Aue, dieſen ſehr beſuchten Theil Thüringens, paſſiren, ohne dem ſpähenden Blicke des Burgherrn auf Queſtenberg zu entgehen, der, verſteckt im Hintergrunde, gleich dem Ameiſenlöwen, in der Spitze ſeines Sandtrichters auf Beute lauerte.

Ungeachtet dieſer Beſchränktheit der Ausſicht iſt aber doch der Blick von den Ruinen hinab in dieſes kleine enge Thal mit ſeinem anſehnlichen Dörfchen und nackten Bergen ſehr lieblich. Es iſt eine kleine Schweizerparthie, die man da vor ſich hat, welche es recht ſehr verdiente, daß ſie durch den Grabſtichel irgend eines Künſtlers bekannter gemacht würde.

Aus dem Umfange der noch hier und da ſich erhebenden Burgmauer erſieht man, daß das Ganze eben nicht von beträchtlichem Umfange war. Nichts hat ſich von allen Gebäuden, die meiſt alle aus dem nahe brechenden weißen Gypsfelſen erbauet ſind, ſo gut erhalten, als einige geräumige Keller, deren Eingänge jedoch auch bald ganz verſchüttet ſeyn werden. Vom Thorthurme ſteht noch ein ziemlich hohes Stück der vordern Mauer, das aber jeden Augenblick niederſtürzen zu müſſen ſcheint. Das Thorgewölbe ſteht auch noch, das Burgverließ iſt aber am vollſtändigſten noch zu ſehen. Dies iſt in einem run-

den, jetzt einzeln ſtehenden Thurme, der ſonſt unſtreitig von Gebäuden rings umſchloſſen war, und noch gegen dreißig Fuß Höhe hat. Schatzgräber oder neugierige Reiſende, haben durch die acht Fuß dicke Mauer eine Oeffnung gebrochen, durch die man auf Händen und Füßen ſo weit hineinzukriechen vermag, daß man in das Innere dieſes furchtbaren Kellers blicken kann. Hier bemerkt man zuerſt einen freien Raum von etwa funfzehn Fuß im Durchmeſſer; dann, daß der jetzige Boden des Thurms ſich noch etwa funfzehn Fuß tief in die Erde erſtreckt; ferner oben in der Mitte der Decke des Gewölbes eine große Oeffnung, durch welche jetzt das Ganze ſehr deutlich erhellt wird, und ehedem die unglücklichen Schlachtopfer der Wuth, zum lebendigen, hoffnungsloſen Begräbniß herabgelaſſen wurden. Das Merkwürdigſte darin ſind die vielen Figuren und Bilder, die wahrſcheinlich von Gefangenen vor Schmerz, Wuth oder Ueberdruß in den weichen Gypsfelſen eingegraben wurden. Sie reizten meine Neugierde außerordentlich, als ich ſie im Sommer 1810, bei einer Beſichtigung der Ruinen, durch jene Oeffnung erblickte. Aber ich ſahe nur Figuren ohne beſondere Bedeutung, als: einen Spaten, ein Beil, ein Maltheſerkreuz, einen Kamm, einen Hammer, ein Meſſer, die Figur des uns auch bekannten Mühlenſpiels und dergleichen mehr. Nach Schriftzügen forſchte ich umſonſt. Gern wäre ich tiefer in dieſes Archiv aus einer unbekannten Zeit eingedrungen, um alle dieſe Bilder, die ich nur in ſchräger Richtung ſah, gerade vor mir zu haben, aber die damit verknüpfte Ge-

fahr hielt mich davon ab. Bei der Zurückkunft in das Haus meines freundlichen, lieben Wirthes, des nun verſtorbenen Predigers von Queſtenberg, Herrn Hadelich, äußerte ich mein Bedauern, einem ſolchen Schatze, der ſo ausgebreitet da läge, nicht ganz nahe kommen zu können. Und da theilte mir dieſer würdige Greis zu meiner großen Freude, eine Abbildung aller jener eingegrabenen Figuren mit. Es waren an 63 Stück, aber leider! nur unbedeutende. Nur folgende Schriftzüge waren darunter, deren Entziſſerung ich jedoch nicht bewirken kann.

Pxxxv
ħank ħomix xi
Wocħen
ħank ħamekz

Bei allen Figuren zeigte es aber die Art der Darſtellung und die Manier, in der ſie gezeichnet waren, daß ſie aus frühern Jahrhunderten herrührten, und nicht ein Erzeugniß neuerer Zeiten ſind.

Der ganze Raum, den die Burg ſonſt einnahm, iſt jetzt mit hohem fettem Graſe und Geſträuchen überzogen. Bäume ſind aus den todten Mauern aufgeſprießt, was von maleriſcher Wirkung iſt. Das lebendige Geflüſter in ihren belaubten Wipfeln verſcheuchte den unter Ruinen ſo leicht erregten wehmüthig ſtimmenden Gedanken an Vergänglichkeit und Auflöſung, und ihr ſchönes lebendiges Grün rief mir laut entgegen, daß alles in der Natur dem

Kreislaufe des Vergehens und Wiederauflebens folge, überall der Keim zu neuem Leben verborgen liege.

Ziemlich feſt muß Queſtenberg zu ſeiner Zeit geweſen ſeyn, denn der Berg, der es trägt, iſt rings herum durch tiefe Thäler von dem angrenzenden Gebirge getrennt, und an den mehreſten Seiten ſehr ſteil ablaufend. Er konnte daher mit Steinen oder herabgerollten Holzſtücken leicht vertheidigt werden. Damit aber auch die Thäler gegen Oſten und Weſten gegen Einbrüche oder Durchzüge feindlicher Heere von der Beſatzung der Burg beſchützt und vertheidigt werden konnten, ſo waren vom Burgberge herab durch dieſe beiden Thäler, weſtwärts bis an den Queſtenberg und oſtwärts bis an den Arminsberg, hohe feſte Mauern gezogen, durch die nur ein Thor in jedes Thal führte. Von dem weſtlichen Thore ſieht man noch Ueberreſte dicht vor dem Dorfe Queſtenberg und an dem Wege, der nach Agnesdorf und Breitenbach oder in den Harz führt. Außer einem, nun bald verſchütteten Brunnen, wurde der Burg auch durch eine Waſſerleitung Waſſer zugeführt. Von den nördlichen höhern Bergen lief es in Röhren über den Schloßgraben weg, bis in den innerſten Hof. Auf der ſchiefen abhängigen Höhe, dem Schloſſe gegenüber, liegt eine fruchtbare Wieſe. Dieſe war vormals der Luſt- und Obſtgarten des Bewohners der Burg von wo man eine ſchöne weite Ausſicht hat.

Die Geſchichte der Entſtehung der Burg Queſtenberg liegt ganz im Dunkel der Vorzeit, aus dem ſie auch ſchwerlich hervorgezogen werden dürfte; denn daß ein Rit-

ter, Roland Quaſt, ſie erbauet habe, gehört wohl nur unter die Sagen.

Im 12ten und 13ten Jahrhundert beſaß ſie die Familie von Knaut oder Knut. Kirche und Erbbegräbniß hatten ſie in einem Kloſter, daß nicht fern davon lag, und mit ſieben Mönchen beſetzt war. Die Stelle, wo es ſtand, heißt noch jetzt die Klaus, und die große Glocke auf dem Queſtenberger Kirchthurme iſt aus dem Schutte dieſes Kloſters herausgegraben worden. Damals hieß das Dorf noch nicht Queſtenberg, ſondern Finſterberg (Vynſterberg), wahrſcheinlich weil es zwiſchen finſtern ſchattigen Bergen und Wäldern wie eingezwängt lag. Alte Urkunden bezeugen dies deutlich. Im 13ten Jahrhundert verſchwand aber dieſer Name, und von da an hieß es Queſtenberg. Als Veranlaſſung dazu erzählt man folgende durch Tradition bis auf uns gekommene Begebenheit.

Einer der uralten Burgherren von Knut hatte ein einziges Töchterchen, das er, da es ihm die alleinige Frucht ſeiner Ehe zu ſeyn ſchien, unbeſchreiblich liebte. Das Kind ſpielte, wie alle Kinder, gern mit Blumen, und pflückte ſich deren immer vor den Thoren der Burg im Geſträuch und dem nahen Walde. Die Wärterin, gewohnt, das Kind tief ins Gebüſch hineinkriechen und lange ausbleiben zu ſehen, ſaß dabei ruhig vor des Thores Pforte, bis zu ſeiner Zurückkunft. Dies lief lange Zeit gut ab; einſtens aber — das Kind war ungefähr vier Jahre alt — blieb es ungewöhnlich lange aus. Der

Abend dunkelte heran, es kam nicht zurück. Die Wärterin lief in den Wald, rief es beim Namen, ſchrie und klagte, aber nur die Felſenwände gaben ihre Klagetöne zurück. Das Kind war fort. Da eilte ſie in das Schloß zurück, erzählte das ſchreckliche Ereigniß, und alles in der Burg verſank in tiefe Trauer. Der bekümmerte Vater ſandte ſogleich nach allen Gegenden ſeine Knappen aus, und ließ alle Gemeinden ſeiner Dörfer aufbieten, das verlorne Töchterchen aufzuſuchen.

Das Kind hatte ſich durch immer ſchönere Blumen immer tiefer in den Wald locken laſſen, war in ein finſteres Thal gekommen, durch das kein Weg führte, und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es ſich vor der Thüre hingeſetzt, und drehete eben mit ſeinen zarten Fingerchen einen Blumenkranz, an dem zwei Quaſten von Blümchen herabhingen, als der Köhler es mit einbrechender Nacht bei ſeiner Rückkehr fand. Das Kind lächelte ſo freundlich zu ihm hinauf, als kenne es den ſchwarzen Mann ſchon längſt, bot ihm ſeinen Blumenkranz an, und verlangte zu eſſen. Der Köhler kannte weder das Kind, noch konnte er ſeinen Namen von ihm erfahren. Er nahm es aber mit Zärtlichkeit auf, drückte ſeinen rußigen Mund auf die volle Wange der lieben Kleinen, trug es in das enge Holzhaus, und pflegte ſein. Mehrere Tage vergingen ſo. Kein Verlangen zum Vater zurück zeigte das holde Mädchen, denn es fand hier, wie vor des Vaters Burg, Blumen. Täglich lief es um die Hütte herum, pflückte beide Händ-

chen voll, kehrte zurück, ſaß dann vor dem Eingange, und flocht ſie in einander zu kleinen Kränzen.

So fanden es endlich nach mehrern Tagen einige Queſtenberger. Groß war ihre Freude. Jubelnd und ſingend nahmen ſie die Kleine auf, banden den Blumenkranz, den ſie eben wand, an eine Stange, trugen ihn vor ſich her, und der Köhler mußte mitgehen.

In tiefen Schmerz verſunken, geſtützt auf ſeine Rechte, ſaß indeſſen der bekümmerte Vater auf dem Söller ſeiner Burg, blickte oft hinab auf den Weg im Thale, und eine Thräne rollte über ſeine Wangen, wenn er immer noch nichts kommen ſah.

„Ach! ſie iſt todt, wilde Thiere haben ſie zerriſſen!" ſo rief er eben im höchſten Schmerze aus, und verbarg ſein Geſicht, als er ganz in der Ferne ein Jubeln und Jauchzen hörte.

„Da kommt ſie, da kommt ſie!" ſchrie er laut auf; „denn wer würde es ſonſt wagen, ſich meiner Burg jetzt mit ſolcher Freude zu nähern, wo alles in tiefer Trauer liegt! Sie muß es ſeyn!"

Was noch in der Burg war, eilte auf dieſe Worte heraus vor die Thore, wo man den Weg entlang ſehen konnte. Da zogen ſie frohlockend den Berg heran mit dem theuern Kinde, und der Vater taumelte berauſcht von Freude die Wendeltreppe der Burg herab, über den Hof und hinaus, ihnen entgegen, die ſein Liebſtes ihm wiederbrachten. An ſeinem Halſe hing die kleine Jutta, umſchlang ihn mit ihren zarten Aermchen, indeſſen des

Vaters bärtiger Mund das Kind liebkoſete, und es mit ſeinen Thränen benetzte.

Nun war alles Jubel und Freude in der Burg. Die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghofe aufgepflanzt, und die Knappen und Bauern tanzten und zechten um ſie herum bis tief in die Nacht. Zum dankbaren Andenken ſchenkte der glückliche Vater den Queſtenbergern einen Strich Waldes, und der Gemeinde des ihm auch gehörigen Dorfes Roda, den Holzfleck, wo das Kind vor der Köhlerhütte gefunden war. Das Holz iſt nachher ausgerodet und in eine Wieſe verwandelt worden, die noch gegenwärtig die Fräuleinwieſe heißt und zu den Grundſtücken des Predigers in Roda gehört. Ferner gab er, veranlaßt durch die Blumenquaſten, welche den Kranz des Kindes zierten, ſeiner Burg und dem Dorfe den Namen Queſtenberg, und die Queſtenberger feierten nun jährlich dieſen Tag durch Aufrichten eines Baumes auf dem höchſten Berge der Gegend, den ſie mit einem Kranze, wie der des Kindes war, ſchmückten. Dieſes Freudenfeſt iſt nicht untergegangen. Es wird noch jetzt jährlich am dritten Pfingſtfeſttage, jedoch mit einigen durch die Umſtände nothwendig gewordenen Abänderungen, gefeiert, und iſt ein ächtes Volksfeſt, gewiß einzig in ſeiner Art, geworden.

Den jungen Burſchen und Männern des Dorfes iſt es nemlich erlaubt, ſich die größte Eiche im Walde, die ſie auffinden können, auszuſuchen. Dieſe hauen ſie am Tage vor dem Pfingſtfeſte ab, und nehmen ihr, eine halbe Elle

vom Stamme, alle Aeſte. Das Abgehauene gehört ihnen. So bleibt der Baum bis zum dritten Feſttage liegen, wo ſie ihn vor Aufgang der Sonne, von einem jauchzenden Haufen Zuſchauer und mit Muſik begleitet, auf den hohen ſogenannten Queſtenberg, dicht über dem Orte, bringen. Dies muß aber, dem Herkommen gemäß, bloß mit den Händen und ohne helfende Werkzeuge, noch durch Pferde, bewerkſtelligt werden. Oben auf der Höhe wird er nun aufgerichtet, und an ſeiner Spitze ein Kranz von grünen Birkenzweigen in der Größe eines Wagenrades befeſtigt, an deſſen beiden Seiten große Quaſten von eben ſolchen Zweigen herabhängen, gerade ſo, wie der Kranz des Kindes war. So war es ſonſt ein Jahr um das andere. Holzerſparung führte aber eine Abänderung herbei, und jetzt dürfen ſie nur immer nach acht Jahren einen neuen Baum ausſuchen, erhalten aber dafür in den andern ſieben Jahren, jedes Mal 8 Rthlr. als eine Vergütung. Im achten Jahre findet aber die Aufrichtung des Baumes in der erwähnten Art Statt.

Als ich im Sommer 1810 dies Feſt mit anſah, wo der Baum erſt vier Jahre geſtanden hatte, geſchah die Begehung deſſelben ſo: Die männlichen Einwohner des Dorfes zogen, mit Gewehren verſehen, mit Federbüſchen geſchmückt und von Muſik begleitet, früh vor Aufgang der Sonne auf den Berg. Hier nahmen ſie den verdorrten Kranz des vorigen Jahres herunter, holten aus dem Walde Birkenzweige, wanden einen neuen Kranz, und zogen ihn mit vieler Mühe und Anſtrengung den Baum

hinan, wo er wieder für ein Jahr befeſtigt wurde. Dies alles geſchah unterm Zulauf von einer Menge Menſchen, und unter ſtetem Jubeln, Schießen und Muſiciren. Als nun gegen 12 Uhr Mittags der Kranz feſt ſaß, ſchoß man drei Mal durch ſeinen Zirkel hindurch und verließ alsdann die ſteile Höhe, auf der die Zahl der Zuſchauer aus der umliegenden Gegend mit jeder Stunde zugenommen hatte. Unten ordnete ſich die bewaffnete Mannſchaft, zog mit Muſik vor die Wohnung des Predigers, gab hier eine Salve, und führte dieſen alsdann in feierlicher Ordnung in die Kirche, wo Gottesdienſt gehalten wurde. Ich erwartete, der Prediger würde über die Entſtehung des Volksfeſtes, oder über Volksfeſte überhaupt etwas ſagen, es geſchah aber nicht, und er ſprach über den gewöhnlichen Text des dritten Pfingſtfeſttages. Die Kirche war mit Zuhörern überfüllt, und doch faßte ſie kaum den dritten Theil der anweſenden Menge. Was nicht hineinging, trieb ſich indeſſen umher, und that einzelne Freudenſchüſſe, ſelbſt dicht bei der Kirche. Nach geendigtem Gottesdienſte bildeten ſich an verſchiedenen Orten Tanzparthieen, und auf dieſe Art beſchloß man das Feſt und den Tag.

Es könnte ſcheinen, als ob die Wortforſchung die Volksſage hervorgebracht habe, wie das nicht ſelten der Fall iſt; indeſſen ſehe ich nichts Unwahrſcheinliches noch Unmögliches in der Tradition. Ein Vater verliert ſein Kind, die Unterthanen bringen es ihm zurück: natürlich bezeigt er ſich dafür dankbar; und da ihm die Begebenheit wichtig iſt, ſo ordnet er ein jährliches Feſt der Erin-

nerung an. Das Feſt war ganz im Geiſte der Volksfeſte eingerichtet, natürlich, daß es ſich da erhielt, und auf Ur-Ur-Ur-Enkel forterbte. Der Hergang der Begebenheit iſt ſo ganz plan und natürlich, mit keiner Zauberei noch Unbegreiflichkeit ausſtaffirt: warum ſollte ſie nicht wahr ſeyn! Ich kann freilich keine Dokumente darüber anführen, denn ſolche Ereigniſſe wurden damals ſelten aufgezeichnet, halte ſie meinerſeits aber für wirklich geſchehen.

Noch eine andere, mit dieſem Feſte in Verbindung ſtehen ſollende, Reliquie aus jener dunkeln Vorzeit ſieht man hier an jedem Pfingſtfeſte erneuert auftreten. Es muß nemlich einer der Bewohner des Dorfes Roda, das, wie erwähnt, den Holzdiſtrikt, worin das verlorne Kind wiedergefunden wurde, geſchenkt erhielt, jährlich am zweiten Feſttage vor Sonnenaufgang dem Prediger in Queſtenberg ein Brodt und vier Stück Käſe bringen. Der Prediger muß über den richtigen Empfang dieſes Geſchenks dem Ueberbringer einen Schein ausſtellen und dieſer muß noch vor Sonnenaufgang Queſtenberg wieder verlaſſen. Geſchieht dies nicht alles genau, ſo wie es vorgeſchrieben iſt, kommen dieſe Käſe zu ſpät, oder iſt der Ueberbringer nicht zu rechter Zeit wieder fort, ſo hat die Queſtenberger Gemeinde das Recht, das beſte Rind aus der Heerde von Roda von der Weide wegzunehmen. Auf dieſes Recht halten die Queſtenberger mit vieler Strenge, und ſind mit dem Grauen des Morgens ſchon vor der Thüre des Predigers, um zu ſehen, ob ſich auch der ro-

da'ſche Geſandte zur rechten Zeit mit ſeinem Tribut einfindet. In der daſigen Gegend hält man dafür, daß dieſes alte Herkommen auch zur Zeit und bei Gelegenheit des verlornen und wiedergefundenen Kindes gegründet ſey; doch ſcheint mir dies unrichtig. Wie würde denn der freudetrunkene Vater derjenigen Gemeinde, in deren Gemarkung ſein Kind gefunden wurde, und welcher er aus Dankbarkeit jenen Holzfleck ſchenkte, wie würde er dieſer, zur Erinnerung an dieſen Tag, die Bürde eines jährlichen, wenn gleich unbedeutenden Tributs auferlegt haben! Weit eher läßt es ſich denken, daß es eine ſchon ältere Abgabe an das oben erwähnte Kloſter Klaus war, die, nachdem dies einging, der Pfarrei in Queſtenberg zugelegt wurde, und die zufällig mit jenem Volksfeſte auch an dem Pfingſtfeſte entrichtet wird.

Nach dieſer Abſchweifung noch etwas von der Geſchichte der Burg. Wer ſie erbaute, iſt unbekannt. Am wahrſcheinlichſten iſt es noch, daß es die Grafen von Hohenſtein thaten. In ihrem Beſitze waren ſie wenigſtens eine Zeit lang. Von ihnen brachten ſie die Landgrafen von Thüringen an ſich, welche ſie nachher an die Grafen zu Stollberg verpfändeten. Späterhin kam ſie an das ſächſiſche Haus zurück, und erſt im Jahre 1649 belieh der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen die Grafen zu Stollberg, und zugleich mit ihnen die Grafen, jetzt Fürſten von Schwarzburg, mit dem Schloſſe Queſtenberg und allen ſeinen Zubehörungen. In dem darüber ſpre-

chenden Dokumente *) wird Queſtenberg ein Schloß genannt, an welchem ſich der Kurfürſt das Oeffnungsrecht vorbehält, und von welchem immer wie von einem noch ganz feſten Platze geſprochen wird. Man ſieht hieraus, daß es damals noch völlig im Stande war, und den 30jährigen Krieg glücklich überlebt hatte. Damit ſtimmt auch die Erzählung der Bewohner des Dorfes Queſtenberg überein, welche ſagen, daß ihre Vorfahren im Laufe dieſes Kriegs ſich öfter auf das Schloß geflüchtet, und ihre Habſeligkeiten darin verſteckt gehabt hätten. Ja, man weiß aus dieſer Zeit noch, daß im Jahre 1633 von dem ſchwediſchen Generallieutenant, Herzog Wilhelm zu Sachſen, eine Kompagnie Landmiliz in der Grafſchaft Stollberg errichtet wurde, welche ein geborner Mühlhäuſer, Valentin Rothmahler, vormals Korporal unter Wallenſtein, als Hauptmann kommandirte. Dieſe wurde als Beſatzung auf das Schloß Queſtenberg gelegt, mit dem ausdrücklichen Befehle, „die Harzſchützen, Schnapphäne und Buſchklepper (was wir jetzt etwas zierlicher Marodeurs nennen), welche Straßen und Wälder unſicher machten, aufzufangen, und nach Erfurt abzuliefern."

Nach dem 30jährigen Kriege iſt das Schloß nicht weiter bewohnt worden, und nach und nach verfallen. Jene Schätze aber, die man in dieſem Kriege dahin verſteckte, läßt die Sage noch immer oben ſeyn. In einem

*) das in v. Rohrs Merkwürdigkeiten des Oberharzes, S. 59 ſteht.

großen Braukeſſel liegen ſie da alle beiſammen, der in einem der unterirdiſchen Gewölbe ſteht und von einem Geiſte bewacht wird. Einſt ging einmal des Sonntags ein Einwohner aus Queſtenberg auf die Burg, beſah die mürben Reſte, kroch überall herum und kam auch an eine Stelle, wo es tief in die Erde hinab ging. Er drängte ſich durch das dichte rankende Geſträuch, ging immer mehr abwärts und kam an einen dunkeln Gang. Die Neugierde ließ ihn weiter gehen, und da gewahrte er endlich im Hintergrunde, wohin kaum noch ein Schimmer von Tageslicht fiel, eine runde Oeffnung in dem Boden. Als er dicht vor dieſer ſtand, erſchien plötzlich ein Geiſt in einen Schleier gehüllt. Es wurde hell, und der erſchrockene Mann ſah vor ſich den Braukeſſel mit puren Goldſtücken angefüllt, von dem ihm gar oft ſchon die Großmutter erzählt hatte. Ob er gehen, oder nehmen ſolle, daß wußte er nicht. Da ſprach der Geiſt mit hohler Stimme: — „Nimm eins der Goldſtücke, komm alle Tage wieder und nimm dir eins, aber, nimm nie mehr als eins!“ — und verſchwand. Der Mann nahm nun eins der Goldſtücke, ſteckte es hurtig ein und eilte mit klopfendem Herzen vor Angſt und Freude nach der Oeffnung zurück, merkte ſich aber den Ort genau und ging, zehn Mal nun beſehend das Geſchenk des Geiſtes, nach ſeiner Wohnung zurück, Tags darauf kam er wieder. Der Geiſt war nicht da, aber der Braukeſſel mit Gold. Er nahm ſich wieder ein Stück. Den dritten, vierten, fünften Tag fand er ſich wieder ein, holte immer ein Goldſtück, und ſo trieb er's

fort, wohl ein Jahr lang. Seine Hütte hatte er während deſſen in ein ſtattliches Haus umgewandelt, ſich viele Aecker und Wieſen gekauft, ſchönes Zugvieh angeſchafft, und kein Bauer im Dorfe konnte es ihm gleich thun.

Mit dem zunehmenden Wohlſtande nahm aber auch ſein Uebermuth zu. „Wozu ſoll ich arbeiten, ſprach er, ich kann ja der Ruhe pflegen!" Und nun hielt er Knechte und Mägde, die das Feld bauen mußten, und ſaß im Lehnſtuhl, oder ritt auf einem ſtattlichen Gaul hinaus ins Feld, die Saat zu beſehen, die er ſonſt ſelbſt ausgeſtreuet hatte. Nur den täglichen Gang nach dem Braukeſſel machte er ſelbſt. Als nun der Mammon immer mehr anwuchs — denn ſo ein Goldſtück war wohl an die zwanzig Thaler werth — und ſein Stolz mit ihm, da kam ihm der Gedanke bei, daß es doch ſehr läſtig ſey, täglich um eines Goldſtücks wegen, den hohen Berg erklimmen zu müſſen, er wolle das nächſte Mal zwei Goldſtücke nehmen. Er that's, nahm Tags darauf zwei Goldſtücke und trieb dies ſo einen ganzen Monat hindurch. Auch damit noch nicht zufrieden, ſprach er: — „Ey, was ſoll ich mich täglich quälen und nur zwei Goldſtücke holen! Der ganze Schatz iſt ja doch für mich beſtimmt, ob ich ihn nun nach und nach oder auf ein Mal hole, das wird wohl dem Geiſte einerlei ſeyn. Ich werde gehen, und den ganzen Braukeſſel auf ein Mal leeren, dann brauche ich mich doch nicht weiter zu bemühen!" Des andern Tags packte er viele Säcke auf, keuchte den Berg hinan — denn die gute Koſt und das gemächliche Leben hatten ſeinen Körper wohl genährt

nährt — langte bei der bewußten Oeffnung ganz ermattet an, ſetzte ſich erſt nieder, um wieder zu Kräften zu kommen, freute ſich, daß dieſe läſtigen Gänge hierher nun aufhören würden, berechnete ſchon, was er nun beginnen wolle, wenn alle die mitgenommenen Säcke, wohlgefüllt erſt in ſeinem Hauſe ſtänden, wie er dann ein großes Rittergut kaufen, in einem ſchönen Glaskaſten mit Vieren beſpannt fahren, viele Gäſte bei ſich ſehen und mit dieſen zechen wolle, trotz den alten Rittern auf Queſtenberg, und dergleichen mehr. Nun ſtand er auf, nahm die Säcke, ging durch den dunkeln Gang und langte bei dem Braukeſſel, der trotz alles deſſen, was ſchon nach und nach weggeholt war, immer wieder bis an den Rand gefüllt war, an. Er nahm den erſten Sack, kniete nieder an den Rand des Keſſels, fuhr mit beiden Händen in das Gold gierig hinein, und wollte ſo die erſte Ladung in den Sack werfen, als plötzlich der ganze Braukeſſel vor ihm mit ſchrecklichem Gepraſſel hinabſank, Feuerflammen und Schwefelgeſtank heraufqualmten und der betäubte Thor faſt ohnmächtig zurückfiel. Fort war der Schatz, hin alle die ſchönen luſtigen Luftſchlöſſer. Kein Braukeſſel erſchien wieder, ſo oft auch der Nimmerſatt wiederkam, der nun gern immer nur ein Goldſtück genommen hätte, wenn's vergönnt geweſen wäre.

Seit der Zeit iſt der ſchöne goldne Braukeſſel lange nicht wieder geſehen worden, bis er endlich einmal von ein Paar Jeſuiten, die davon hörten, aufgeſucht und auch gefunden ward. Ihrem trunknen Blicke zeigte er ſich,

voll des glänzendſten Metalls, und ſchon ſchickten ſie ſich an, den Schatz zu heben, als plötzlich der Geiſt ihnen erſchien und ſprach: „Nicht euch ſind dieſe Reichthümer beſchieden, und nie könnt ihr ſie heben. Das Schickſal beſtimmt ſie einem Grafen von Stollberg, der zweierlei Augen haben wird. Dieſem allein darf ich ſie übergeben; aber bis dieſer kommt, ſchützt ſie mein mächtiger Arm gegen jeden Angriff. Fort mit euch!" Voll Angſt und Entſetzen flohen die Jeſuiten, und erzählten den Anwohnern die ſeltſame Begebenheit. Noch iſt kein Graf von Stollberg mit zweierlei Augen geboren worden, der Schatz alſo noch vorhanden.

* * *

Eine Abbildung der Queſtenberger Ruinen giebt es meines Wiſſens nicht. — Außer den von mir ſelbſt aufgefaßten Bemerkungen haben zur Bearbeitung dieſer Nachrichten mitgewirkt: 1) Rohrs Merkwürdigkeiten des Unterharzes. 2) Die deutſche Monatsſchrift von 1795. 1ſter Band, S. 60; und 3) Anwendung der Ordnung des Heyls, den Kindern in Queſtenberg, welche zum erſtenmale das heilige Abendmahl genießen, zur erbaulichen Wiederholung in Druck gegeben. Stollberg, 1776. 8. — Dem Titel nach ſollte man in dieſer letzten Schrift nichts weniger als hiſtoriſche Nachrichten erwarten, und doch hat der Verfaſſer, der Prediger in Queſtenberg war und Kranold hieß, die ſechs Bogen ſtarke Vorrede ganz damit angefüllt, und beſonders viel von der Gegend um Queſtenberg mitgetheilt.

23.

Scharfenberg
bei Meißen.

Scharfenberg an der Elbe.

Horcht! in ihren öden Hallen
Heult der Wind ſo ſchauerlich!
Wenn die Mörtelſteine fallen,
Heben leiſe Seufzer ſich.
Wißt ihr nicht? vor grauen Jahren
Blühte hier ein ſtolzes Haus;
Ritter, die einſt furchtbar waren,
Liegen nun in Schutt und Graus!

Juſti.

23.

Scharfenberg.

Die reizenden Ufer der Elbe, von der böhmiſchen Gränze an bis unter Meißen hin, ſchmückt gar manche Ruine einer alten Ritterburg. Scharfenberg gehört auch darunter. Seine maleriſchen Reſte ertheilen der Landſchaft ganz vorzüglich einen lieblichen Reiz und einen höchſt romantiſchen Anſtrich. Sie liegen am linken Ufer der Elbe, zwei Stunden oberhalb Meißen, auf einem von drei Seiten freiſtehenden Berge, von welchem man eine der reichſten und ausgebreitetſten Ausſichten über eine Gegend hat, in der ſechs Städte und zwanzig Dörfer deutlich zu erkennen ſind.

Gewöhnlich giebt man den Kaiſer Heinrich I. als den Erbauer, und das Jahr 933 als das der Entſtehung von Scharfenberg an. Erwieſen kann dies freilich nicht werden, aber alle Umſtände ſprechen für dieſe Angabe. Unter Kaiſer Otto I. ſoll es aber erſt vollendet worden ſeyn.

Nach einer Urkunde von 1289, worin es Scarphenberch genannt wird, gehörte es damals den Markgrafen

von Meißen. Von ihnen kam es, wahrſcheinlich als Lehn, an die Ritter Vitzthum von Eckſtädt. Sie befeſtigten das ohnehin ſchon feſte Schloß noch mehr, und fingen nun an zu rauben und vom Stegreiſe zu leben. Das trieben ſie eine ziemlich lange Zeit ſo, bis ſie es dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren zu bunt machten. Er belagerte 1415 ihre Burg, nahm ſie ein, und jagte die Herren aus dem Lande. Nun erhielten es die damals ſehr begüterten Ritter von Schleinitz zu Lehn, welche es aber zu Ende des 15ten Jahrhunderts an die Familie von Miltiz verkauften, deren Eigenthum es noch jetzt iſt.

Seine gegenwärtige Geſtalt erhielt es von einem kurſächſiſchen geheimen Rathe Haubold von Miltiz im Jahre 1653. Folgende nach der Elbſeite am Schloſſe angebrachte und noch vorhandene Inſchrift ſagt das:

Scharffenberg, nobilium a Miltiz ſedem avitam, Anno 938 ab Henrico aucupe coeptam, poſt ab Ottone I. abſolutam, de hinc varie deformatam, praeſenti formae reſtituit Haubold a Miltiz Anno MDCLIII.

Er bauete es faſt ganz neu auf, ließ auch die Keller und Viehſtälle in den Felſen einhauen. Wie lange es bewohnt worden, weiß ich nicht. Verlaſſen war es aber ſchon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und fing ſeitdem an zu verfallen. Am 20ſten Auguſt 1783 wurde es durch einen Blitzſtrahl in wenigen Minuten größtentheils in eine Ruine verwandelt. Nur die Nebengebäude blieben unverſehrt, und zeigen noch jetzt deutlich ſowohl

den derben Styl der Bau- und Befeſtigungskunſt des Mittelalters, als den leichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Im Schwedenkriege (1706) ließ der damalige Burgherr hinter dem Schloſſe Laufgraben und Batterien anlegen, und alle ſeine Unterthanen bewaffnen. Er that es wohl nur, um ſich gegen diejenigen Krieger zu ſichern, die ſich und ihren Stand durch öffentliches Berauben des Privatmannes entehren, und im Kriege alle Rechte und Verhältniſſe mit Füßen treten zu können meynen; denn als eine Feſtung möchte Scharfenberg wohl weder von Bedeutung, noch von langer Haltbarkeit geweſen ſeyn. Zur Zeit dieſes Krieges, oder ſchon im 30jährigen, ſoll ſich bei einem feindlichen Ueberfalle ein Fahnenjunker mit ſeiner Fahne durch einen Sprung aus einem Fenſter der Burg herab gerettet haben, und auch glücklich entkommen ſeyn. Ob der junge Menſch dieſen Sprung in der Angſt ſeines Herzens oder aus der militäriſch-edeln Abſicht that, die Fahne nicht in des Feindes Hände kommen zu laſſen, darüber ſchweigt die Tradition. Kurz, die Geſchichte ſoll geſchehen ſeyn, und eine ſteinerne Urkunde darüber findet man noch jetzt an der Hauptfronte des Schloſſes. Da iſt nemlich eine geharniſchte Figur in Lebensgröße zu ſehen, welche eine Fahne mit dem Miltiziſchen Wappen hält. Schade nur, daß man damals nicht mehr in Harniſchen focht, und daß es keine Miltiziſche Armee gegeben hat; denn wie hätte ſonſt das Wappen dieſer Familie auf die Fahne kommen können. Das geharniſchte Bild muß alſo wohl

eine andere uns unbekannte Beziehung haben, und nur in neuern Zeiten, zur Bewährung jener Sage, ſo gedeutet worden ſeyn.

Am Fuße des Burgberges, deſſen Abhang nach der Elbe zu mit Weinreben beſetzt iſt, liegen verſchiedene Häuſer nebſt einer Mühle.

* * *

Den Stoff zu Vorſtehendem erhielt ich von unbekannter Hand zugeſchickt. So auch eine Anſicht von Scharfenberg, welche, etwas verkleinert, hier beigefügt iſt. In dem Taſchenbuche: Tempe, Blüthen deutſcher Dichter, herausgegeben von F. Loos; Leipzig bei Gleditſch (ohne Jahrzahl), befindet ſich auch eine kleine Anſicht von Scharfenberg, von Zingg gezeichnet und von Darnſtedt geſtochen. Vorzüglicher aber ſind zwei große kolorirte Anſichten von Jentſch, Hammer und den beiden Vizani's, die in der Rittner'ſchen Kunſthandlung in Dresden zu 4 Thlr. das Blatt zu haben, und vortrefflich gearbeitet ſind.

24.

Starkenburg
an der Bergſtraße.

Dem Wechſel unterthan iſt alles, was die Zeit
Auf ihrer Flucht berührt, und unerſättlich ſtrebt
Nach ihrem Raube die Vergangenheit.

Digitized by Google

24.

Starkenburg.

Die Ruinen dieſer Burg findet man auf einem Berge bei der Stadt Heppenheim an der Bergſtraße. Unter dem Namen der Bergſtraße verſteht man vorzüglich jene, an dem Fuße der Odenwalder Gebirge hinlaufende, auf 6 Meilen weit von Beſſungen bei Darmſtadt bis nach Heidelberg ſich erſtreckende breite, mit hohen Nuß- und andern Bäumen eingefaßte Landſtraße, welche ſchon den Römern bekannt war, und den römiſchen Kaiſern Probus, Gratian und Valentinian ihren Urſprung zu verdanken haben ſoll. Dieſe Bergſtraße hat dem ganzen umliegenden Lande ihren Namen mitgetheilt. Man iſt daher ſchon längſt gewohnt, ſich darunter ein ganzes Land vorzuſtellen, daß unter die ſchönſten und fruchtbarſten gezählt wird.

In dieſer ſchönen Gegend nun, und gerade in der Mitte der Bergſtraße, liegt auf einem faſt ganz iſolirten vorliegenden Berge das alte ruinirte Schloß Starkenburg, von welchem jetzt ein ganzes Fürſtenthum benannt wird, das gegenwärtig dem Großherzoge von Heſſen gehört. Der

Berg, worauf die Starkenburg ſteht, wird in alten Urkunden des Kloſters Lorſch, Burcheldon und Burgsheldén genannt — eine Benennung, die ſchon auf eine frühere Burg auf dieſem Berge hinzuweiſen ſcheint; denn ſchon damals, als die Starkenburg erbauet wurde, und vorher, hatte jener Berg dieſen Namen. Wahrſcheinlich wird dadurch die Meinung einiger Autoren, welche behaupten, daß ſchon die Römer auf dieſem Berge ein Kaſtell zur Deckung ihrer Heerſtraße angelegt hätten.

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, wir wiſſen, daß Starkenburg im Jahre 1066 von Ulrich, Abt des nahe gelegenen Kloſters Lorſch, bei Gelegenheit einer Fehde mit dem Biſchof Adelbert von Bremen, erbauet worden iſt. Dieſe Fehde entſtand dadurch, daß Adelbert vom Kaiſer Heinrich die reiche Abtei Lorſch geſchenkt verlangte.

In welcher Lage ſich damals das deutſche Reich unter dieſem Kaiſer befand, und wie dieſer ſchwache Fürſt ſich ſtets von den Eingebungen des ſchlauen Adelberts lenken ließ, iſt bereits bei der Geſchichte des Schloſſes Spatenberg *) erzählt worden, wohin daher verwieſen werden kann.

Adelbert, der wohl wußte, daß durch jenes Begehren die Zahl ſeiner Feinde, deren er ohnehin ſchon ſo viele hatte, ſich noch um vieles vermehren würde, ſuchte daher die Sache ſchlau einzuleiten. Er führte Heinrichen, als

*) Im erſten Bande, S. 249 u. f.

er in Worms das Oſterfeſt feierte, ſo wie von ungefähr, nach Lorſch, wo er feierlich empfangen und prächtig bewirthet wurde. Unter den ſchmeichelhafteſten Lobeserhebungen und Verſprechungen ſuchte der Erzbiſchof den Abt Ulrich für ſich zu gewinnen, indeſſen er durch einen Juden, ſeinen Liebling, die Mönche des Kloſters in Betreff ihrer Geſinnungen gegen den Abt, und auch über deſſen Lebensart ausforſchen ließ. Da er nun nichts als Gutes und Lobenswürdiges hörte, ſo mußte der Jude auf ſeinen Befehl geradezu den Mönchen die Eröffnung machen, daß die Abtei Lorſch bereits ſeinem Herrn, dem Erzbiſchofe, mit allem Zubehör geſchenkt worden ſey. Mit größter Beſtürzung hörten die Mönche dieſe unerwartete Neuigkeit. Sie eilten, ihrem Abte die Nachricht davon zu ertheilen; aber dieſer war ſchlau genug, den Schmerz in ſeinem Innern zu verbergen, und ſich äußerlich ganz unwiſſend zu ſtellen. Als bald darauf der Abt Ulrich nach Baſel von dem Könige gefordert wurde, ſo erſchien er zwar, aber mit ſeiner gewöhnlichen zahlreichen Begleitung, und in fürſtlicher Pracht. Ein Soldat verrieth aber Ulrichen beim Eingang in die Stadt den Plan, daß er nemlich ſammt ſeiner Begleitung dem Erzbiſchofe Adelbert geſchenkt worden ſey, um ſolches alles nach Sachſen abführen zu dürfen. Natürlich kehrte Ulrich mit ſeinem Gefolge um, und vereitelte dadurch die Abſicht des Königs und des Biſchofs. Allein — letzterer ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Er beredete den König, ein gewiſſes Lehen für einen ſeiner Günſtlinge von dem Lorſcher Abte

zu begehren, welches Lehen für die Abtei von großer Wichtigkeit war. Der Erzbiſchof dachte ganz gewiß, daß der Lorſcher Fürſt ſolches abſchlagen, und dadurch die Ungnade des Königs ſich zuziehen werde. Lange blieb auch der Abt unſchlüſſig, was er thun ſolle; doch — um den Netzen des Erzbiſchofs zu entgehen, gab er dem Könige, was er verlangte, welcher dagegen dem Abte das Verſprechen that, die Lorſcher Abtei niemals mehr durch eine dergleichen Bitte oder einen Befehl zu beläſtigen. Dies waren aber leere Worte. Denn kaum war der Erzbiſchof nach Sachſen mit dem Könige verreiſt, als er den König an ſein früheres Verſprechen, ihm die Abtei Lorſch zu verſchaffen, erinnerte, und ſich den Vollzug erbat. Der König war ſchwach genug, in ſein Begehren zu willigen. Er übergab dem Erzbiſchof die Abtei Lorſch, und es wurde der Abt daſelbſt durch den Biſchof von Bamberg auf Befehl des Königs nach Goslar citirt. Der Abt war eben krank, als er das Vorladungsſchreiben erhielt. Er ſchickte daher Entſchuldigungsſchreiben an den König, aber nur mit Mühe konnte er für wenige Tage Aufſchub erhalten. Noch war er am wiederholten Termine von ſeiner Krankheit nicht hergeſtellt. Einen Geſandten ſchickte er deshalb ſtatt ſeiner zum Könige, der aber nicht allein nicht angenommen, ſondern ſchimpflich abgewieſen, und ihm ein ſcharfes Drohungsſchreiben vom Könige mitgegeben wurde, worin der Abt des Ungehorſams und der Empörungsſucht angeklagt, und ihm ein weiterer Termin auf Allerheiligen nach Goslar angeſetzt wurde.

Nun wurde es dem guten Abt Ulrich bange. Er beſchloß, ſo ſehr ihm auch ſeine Geiſtlichen und Ritter abriethen, den Befehlen des Königs zu gehorchen; und ſo krank er auch noch war, ſo beſtieg er doch das Pferd, und wollte eine Reiſe unternehmen, die ſeinen Kräften nicht angemeſſen war. Allein — er kam nicht weit; denn nicht fern vom Kloſter ſtürzte er vom Pferde, und wurde halbtodt ins Kloſter zurückgebracht. Alles im Kloſter war jetzt im höchſten Grade gegen Adelbert erbittert. Wüthend über ein ſolches despotiſches Verfahren des Königs, ſchwuren ſie alle den fürchterlichſten Eid, mit Blut und Leben ihren Abt und Fürſten zu vertheidigen und zu ſchützen. Mit ganz unbegrenztem Eifer fingen ſie an, den unweit Lorſch gelegenen Berg Burkhelden zu befeſtigen, eine Burg darauf anzulegen, mit Thürmen, Mauern und Schanzen zu umgeben, und Beſatzung hineinzulegen. So entſtand die Starkenburg, ſchnell, aber ſtark, ganz ihres Namens würdig. Der König erfuhr kaum die ganz unerwartete Nachricht von der Rüſtung der Lorſcher Edelleute und der Erbauung einer Feſtung zu ihrer Vertheidigung, als er ein ſcharfes Abmahnungsſchreiben ſowohl an den Abt Ulrich, als auch an deſſen Konventualen erließ, welchen letztern er auf das ſtrengſte unterſagte, dem Abte ferner Gehorſam zu leiſten. Ulrich war gutmüthig genug, ſich abermals den Fallſtricken Preis zu geben, die ihm gelegt wurden. Er beſchloß, den Befehlen des Königs ſich zu unterwerfen, und begab ſich nach Mainz in die St. Albans-Abtei. Die Ritter und Dienſtleute von Lorſch aber,

unzufrieden mit dieſem unvorſichtigen Schritte ihres Fürſten, eilten ihm nach, rieſen ihn zurück, und übergaben ihn dem Grafen Adelbert von Kalwe zur Verwahrung und Aufſicht. Erzbiſchof Adelberts Plane waren nun abermals vereitelt; ihm blieb alſo nichts übrig, als die Starkenburg zu belagern. Er that dies auch wirklich, nachdem er zuvor den König nach Tribur gebracht hatte. Die Belagerung, welche er in Perſon dirigirte, dauerte aber länger, als er vermuthete. Die Zwiſchenzeit benutzten die Reichsfürſten, den König auf dem Reichstage zu Tribur (1066) dahin zu bewegen, daß er den Erzbiſchof Adelbert von ſich entließ. Doch es wollte Heinrich ſich nicht dazu bequemen. Als aber die Fürſten Gewalt gebrauchten, und den königlichen Pallaſt mit Wache umgaben, ſo dachte Adelbert bei der erſten desfalls erhaltenen Nachricht auf ſeine Flucht. Aber nur mit Mühe konnte er der Gefahr, die ihm drohete, entrinnen.

Das Reich war nun von einem fürchterlichen Feinde befreiet, die Belagerung der Starkenburg war aufgehoben, und der Abt von Lorſch von einem Nebenbuhler erlöſet, der ihn doch über kurz oder lang würde zu Grunde gerichtet haben. Die Erzbiſchöfe Siegfried von Mainz, Hano von Köln, ſo wie die Herzöge Rudolf von Schwaben und Gottfried von Lothringen, die das Meiſte zur Vertreibung des Erzbiſchofs Adelbert beitrugen, ſuchten nun in dem Reiche alles wieder gut zu machen, was ein kindiſcher, irregeführter König darin verdorben hatte. Den Fürſtabt von Lorſch beſchieden ſie nicht ſowohl vor

den

den König, als vor die Reichsverſammlung, damit er daſelbſt die ihm gebührende Ehrenrettung und Genugthuung erhalten ſolle.

Abt Ulrich berathete ſich dieſer Sache wegen mit ſeinen zwölf vornehmſten Lehnträgern, welche ſeinen fürſtlichen Heerſchild ausmachten. Jeder davon brachte gar bald hundert bewaffnete Ritter zuſammen, welche einen prächtigen, überaus glänzenden Heereszug bildeten, in deſſen Mitte der Abt, mit allem fürſtlichen Glanze ausgeziert, einherzog, und ſo mit ſeinen 1200 Rittern vor dem Angeſichte des Königs und der Reichsverſammlung erſchien. Heinrich nahm ihn nicht allein ſehr gnädig auf, ſondern er kaſſirte auch auf der Stelle und vor der ganzen Verſammlung der Reichsfürſten alle die Edikte und Befehle, die er vormals gegen ihn hatte ergehen laſſen. Er verſicherte ihm ſeine königliche Gnade und ſeinen Schutz, überhäufte ihn mit allen möglichen Ehrenbezeigungen, und entließ ihn nicht ohne Rührung. Die Rückkunft des Abts in ſein Kloſter war, wie leicht zu denken, höchſt freudevoll für ihn und ſeine Untergebenen, welche alle bald darauf ein neues Vergnügen genoſſen, indem der König Heinrich dem Kloſter ſeine Freiheits- und Immunitätsprivilegien erneuerte.

Ulrich reiſte nach wiederhergeſtellter Ruhe zum Papſte Alexander II. nach Rom, um allen fernern Intriguen des Erzbiſchofs von Bremen vorzubeugen, und erhielt von beſagtem Papſte ein erneuertes Immunitätsprivilegium für ſein Kloſter im Jahre 1070. Um aber auch dem Klo-

ſter alle äußere und innere Sicherheit zu verſchaffen, ſo wurde von dieſer Zeit an, nicht allein im Kloſter ſelbſt eine ſtarke militäriſche Beſatzung gehalten, ſondern auch die Starkenburg wurde noch mehr befeſtigt, und ſtets in wehrhaftem Stande gehalten.

Als aber das Kloſter Lorſch nach und nach im Verfall gerieth, und deſſen allzu mächtige Vaſallen und Voigte die Beſitzungen des Kloſters ſo viel als möglich erblich an ſich zu bringen ſuchten, ſo waren auch ihre Begierden ſtets nach dem Schloſſe Starkenburg gerichtet. Da jedoch keiner es dem andern gönnte, ſo blieb es zwar noch dem Kloſter, allein — dieſes wurde endlich gezwungen, aus Noth es an einen der Magnaten deſſelben zu verſetzen. Dies geſchah unter dem letzten Abte Konrad, der im Anfange des 13ten Jahrhunderts, und bis zum Jahre 1229, aber ſchlecht, regierte, und daher auch abgeſetzt wurde.

Die Verwaltung des Kloſters wurde hierauf dem Erzbiſchofe Siegfried II. von Mainz von dem Papſte Gregor IX. übertragen, nachdem Siegfried vorher ſchon die Starkenburg mit eigenem Gelde wieder eingelöſet und dem Kloſter zurückgegeben hatte. Als Siegfried im folgenden Jahre 1230 ſtarb, übertrug Gregor dem neuen Erzbiſchofe Siegfried IV. die Adminiſtration des Kloſters, damit die Starkenburg, als der ſtete Zankapfel der Magnaten des Kloſters, welche alle noch immer darauf ausgingen, ſie für ſich zu erobern, nicht von einem oder dem andern wirklich weggenommen würde, was für das Kloſter, für das Erzſtift Mainz, und für alle benachbarte

Diöceſen ein unerſetzlicher Schade geweſen wäre. Dies iſt gewiß ein deutlicher Beweis, wie wichtig damals die Starkenburg für die ganze Gegend geweſen ſeyn muß. Aber ſie wurde es in der Folge noch mehr. Denn als bald nach obigem Vorfalle der Erzbiſchof Siegfried III. von Mainz im Jahre 1232 die Abtei Lorſch mit allen ihren der Raubſucht der Vaſallen noch entriſſenen Beſitzungen vom Kaiſer Friedrich II. geſchenkt erhielt, wurde die Starkenburg eine Vormauer und Schutzwehr des ganzen Mainzer Staates. Aber — wie es öfters in größern Feſtungen geſchieht, daß man ſich, eine allzu große Sicherheit träumend, eine Nachläſſigkeit in Bewahrung und Vertheidigung derſelben zu Schulden kommen läßt, und dadurch dem Feinde freiwillig oder gedrungen die Thore öffnet — eben ſo ging es mit der Starkenburg. Der Erzbiſchof von Mainz hatte die unruhigen und ausgearteten Benediktiner aus dem Kloſter Lorſch gejagt, und Ciſtercienſer an deren Statt eingeſetzt. Die Vertriebenen, des guten Kloſterlebens gewohnt, wollten ſich aber nicht vertreiben laſſen, ſondern ſuchten ſich mit Gewalt zu behaupten.

Der Biſchof Heinrich von Speier, und deſſen Bruder, Graf Emich von Leiningen, ſtanden ihnen hierin bei. Sie erſchienen mit weniger Mannſchaft vor der Starkenburg, und forderten ſie zur Uebergabe auf. Die Sorgloſigkeit, in der man ſich daſelbſt befand, und zugleich die Treuloſigkeit der Burgmänner, welchen die Feſtung anvertraut war, verſchafften den Belagerern gar bald den Beſitz der Starkenburg 1249. Allein — wie

ſehr wurden die Mönche in ihrer Hoffnung getäuſcht. Nicht für ſie war die Starkenburg erobert, nein, die Eroberer behielten ſie für ſich ſelbſt. Der Erzbiſchof von Mainz, dem an dem Beſitze der Starkenburg alles gelegen, der aber zu ſchwach war, die Räuber aus ihrem ſichern Neſte wieder zu vertreiben, nahm ſeine Zuflucht zu Klageſchriften, die er an den Papſt Innocenz abſchickte. Sie hatten auch in ſo weit Wirkung, als der Papſt im Jahre 1251 eine ſcharfe Bulle gegen jene Räuber erließ, ſie mit dem Kirchenbanne belegte, und ihnen auch ernſtlich befahl, die Starkenburg alsbald an das Erzſtift Mainz auszuliefern. Allein, weit entfernt, dieſem Befehle Folge zu leiſten, oder den Bannſtrahl zu fürchten, behielten vielmehr dieſe das Schloß noch in engerm Verwahrſam, und zwar bis zum Jahr 1253, wo es erſt durch Liſt an den Erzbiſchof Gerhard I. zurückkam. Es waren nemlich ſowohl der Biſchof von Speier als der Graf von Leiningen geneigt, die Feſtung an das Erzſtift zurückzugeben, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch das Mainzer Domkapitel die Schenkungsbriefe über die Pfarreien Bensheim und Handſchuchsheim an der Bergſtraße wieder herausgeben, und eine förmliche Reſignationsurkunde desfalls ausſtellen ſollte. Das Domkapitel willigte zum Schein in dieſes Begehren, ſtellte die verlangte Urkunde, jedoch nur von einem Theile des Kapitels unterſchrieben, aus, und übergab ſolche dem Grafen von Leiningen, der alsdann mit ſeinen Söldnern von der Veſte Starkenburg abzog, und ſie dem Erzſtifte über-

ließ. Kaum war aber dies geſchehen, und das Schloß mit einer guten mainziſchen Beſatzung verſehen, als der Dompropſt und der Theil des Domkapitels, welcher die Urkunde nicht unterſchrieben hatte, gegen deren Ausſtellung proteſtirten. Diejenigen Kapitularen, welche die Urkunde ausgeſtellt hatten, traten bei, und behaupteten, daß nur der Drang der Umſtände ſie dahin vermocht hätte, und daß ſie nie im Ernſte daran gedacht hätten, die Rechte des Kapitels zu veräußern oder zu verhandeln. Nun trat auch der Erzbiſchof auf, und bezeugte durch eine feierliche Urkunde, daß jene Reſignation von einigen Domkapitularen einſeitig und widerrechtlich geſchehen ſey, und daß weder dieſe Wenigen, noch das ganze Kapitel befugt geweſen, jene Pfarreien, ohne Einwilligung des Erzbiſchofs, zu veräußern. Er vernichtete alſo die Kraft der Reſignationsurkunde, und gab dagegen dem Domkapitel eine neue Beſtätigungsurkunde über die beiden Pfarreien Bensheim und Handſchuchsheim; auch verſprach er in Anſehung der gänzlichen Entfernung der verrätheriſchen Burgmänner von Starkenburg, und der Vertreibung der Mönche von Lorſch, ganz den Rath des Domkapitels zu befolgen. Die Folge war, daß die Benediktiner von dieſer Zeit an nicht mehr nach Lorſch kamen, und kein verrätheriſcher Freund mehr die Starkenburg den Feinden des Erzbiſchofs überlieferte. Aber man war auch mainziſcher Seits durch Schaden klüger geworden. Starkenburg erhielt von dieſer Zeit an nicht allein mehr Burgmannſchaft, wie vorher, ſondern auch einen Burggrafen, dem das

Kommando jener Burgmannſchaft ſowohl, als auch die ganze Verwaltung des Schloſſes mit Zubehör übertragen wurde. Der erſte Burggraf kommt im Jahr 1267 in einer Urkunde vor, nach welchem man die Folge der Burggrafen unausgeſetzt findet, bis zum Jahre 1803. Denn das Burggrafiat wurde aufgehoben, als die Starkenburg ſammt Zubehör den heſſendarmſtädtiſchen Landen zugetheilt ward. Ein Burggraf zu Starkenburg war aber in neuern Zeiten nicht ſowohl der Kommandant der Veſte, als vielmehr der Oberamtmann und Oberrichter über das ganze Oberamt Starkenburg. In frühern Zeiten aber, wo derſelbe zugleich Feſtungskommandant geweſen iſt, hatte er auch für die Beſatzung des Schloſſes zu ſorgen, die Mannſchaft zu ſtellen und zu unterhalten, wozu ihm gewiſſe Gefälle angewieſen waren, die ziemlich beträchtlich geweſen ſind.

Unter den Burgmännern zu Starkenburg haben ſich zu allen Zeiten aus den vorzüglichern Familien des rheiniſchen Adels, ja ſelbſt Grafen befunden, wie noch heut zu Tage die Grafen von Erbach und andere, Burglehn zu Starkenburg beſitzen. Eine burgmänniſche Familie, welche in mittlern Zeiten bekannt war, hatte ſogar den Beinamen „von Starkenburg" und gehörte zum Ritterſtande.

Die große Sorgfalt, welche die Erzbiſchöfe von Mainz, nachdem ſie einmal gewarnt waren, auf die Starkenburg verwendeten, diente in der Folge ſtets zu ihrer vorzüglichen Sicherheit. Als Erzbiſchof Peter von Mainz im Jahr 1313, nach dem Tode Kaiſers Heinrich VII. die Wahl Ludwigs von Baiern gegen Friedrich

von Oeſterreich vorzüglich begünſtigte und zu Stande brachte, zog er ſich nicht allein den Haß der Oeſterreicher, namentlich des Gegenkönigs Friedrich von Oeſterreich und deſſen Bruders Leopold zu, ſondern es drohte auch ſeinem Lande ein blutiger Krieg, deſſen Gefahren abzuwenden, er ſich alle Mühe gab. Zwei Urkunden (bei Würdwein in Subſid. diplomat. I. p. 454 et 456) vom Jahr 1318 lehren uns deutlich, welche Sorgfalt der Erzbiſchof angewendet habe, um die Starkenburg ſowohl, als die Schlöſſer Fürſtenau und Weinheim in beſten Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Dieſe und noch andere gute Vorkehrungen, die er ganz zweckmäßig allenthalben eingeleitet hatte, machten auch, daß die Oeſterreicher nichts gegen ihn ausrichteten.

Eben ſo glücklich, aber auch eben ſo ſorgfältig war Peters Nachfolger, der Erzbiſchof Matthias. Denn als Kaiſer Ludwig im Jahr 1323 von dem Papſte mit dem Kirchenbanne belegt wurde, die drei geiſtlichen Kurfürſten aber dieſes Strafgeſetz verkündigen mußten, zog ſich der Erzbiſchof, welcher den Staaten des Kaiſers, als Pfalzgrafen, beim Rhein am nächſten lag, nicht allein den Haß, ſondern auch die Befehdung des Kaiſers zu. Da aber der Erzbiſchof alle ſeine Feſtungen, namentlich Starkenburg, in beſten Vertheidigungsſtand geſetzt hatte, konnte ihm Ludwig nichts Sonderliches anhaben. Der Papſt, dem dieſer Eifer und die Standhaftigkeit des Erzbiſchofs ſehr wohlgefiel, gab demſelben, zur Schadloshaltung für die angewendeten Koſten zur Vertheidigung der Burgen

Starkenburg und Weinheim, die Pfarrei Gernsheim am Rheine mit allen davon abhangenden Rechten und Nutzungen, welche damals ſehr beträchtlich waren.

Der Erzbiſchof Heinrich III., der eine ſehr unruhige Regierung hatte, und auch mit dem Domkapitel in Zwieſpalt lebte, weil er gegen den Willen deſſelben im Jahre 1328 vom Papſte ernannt worden war, übergab, um Ruhe zu bekommen, dem Domkapitel unter andern die Burgen Starkenburg und Wildenberg (im Odenwalde), jedoch ohne Gülten und Gefälle. Der damals angeſtellte Kurverweſer, Kuno von Falkenſtein, ging noch weiter. Er verſetzte im Jahre 1348 die zum Schloſſe und dem Oberamte Starkenburg gehörige Stadt Bensheim um 5000 Pfund Heller an die Grafen Johann und Eberhard von Katzenelnbogen; doch wurde dieſe Pfandſchaft ſieben Jahre ſpäter von dem Erzbiſchofe Gerlach wieder eingelöſet. Dies geſchah aber nur, um ſich aus einer andern und größern Verlegenheit zu reißen. Dieſer Erzbiſchof würde nemlich im Jahre 1346 an die Stelle des abgeſetzten Heinrichs III. vom Papſte ernannt; da aber der abgeſetzte Erzbiſchof deſſen ungeachtet bis an ſeinen Tod (1353) im Beſitze der erzſtiftiſchen Lande blieb, welche durch den Verweſer, den Dompropſt Kuno von Falkenſtein, wie ſchon geſagt worden, verwaltet wurden, ſo kam erſt im Jahre 1353 nach dem Tode Heinrichs der Erzbiſchof Gerlach zum völligen Beſitz. Doch würde er auch dann noch nicht Ruhe erhalten haben, wenn er ſich nicht mit dem noch immer herrſchenden Kurverweſer ab-

ſand und ihn von ſeiner Seite wegſchaffte. Zu dieſem Ende mußte er demſelben einige erzſtiftiſche Beſitzungen im Jahre 1354 ſo lange überlaſſen, bis er ihm 40,000 Fl. baar bezahlt haben würde. Eine für die damaligen Zeiten ſo ſehr beträchtliche Summe Geldes hatte der Erzbiſchof nicht vorräthig; er lehnte alſo unter andern von Eliſabeth von Liebesberg und Engelharden von Hirſchhorn 18,000 Fl., und verſetzte ihnen dafür im Jahre 1356 die Starkenburg nebſt den Städten Heppenheim und Bensheim und den dazu gehörigen Dörfern, behielt ſich jedoch die Oeffnung des Schloſſes und der Städte vor. Doch ſcheint dies alles bald wieder eingelöſet worden zu ſeyn. Denn als Erzbiſchof Adolph I., der gegen Ludwig von Meißen vom Domkapitel gewählt worden war, letzteres vorzüglich nöthig hatte, um in den Beſitz des Erzſtifts zu kommen und ſich darin zu erhalten, mußte er ſich harte Bedingungen gefallen laſſen, worunter dieſe die wichtigſte war, daß er dem Domkapitel die Schlöſſer Klopp, Lahneck, Ehrenfels, Starkenburg und Wildenberg, ſammt den Städten Bingen und Lahnſtein überlaſſen mußte. Dies geſchah 1379.

In der bekannten Kurfehde zwiſchen den beiden Kurfürſten Diether von Iſenburg und Adolph von Naſſau, verpfändete Erſterer 1461 das Schloß Starkenburg ſammt dem ganzen Oberamte gleiches Namens an den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz für 100,000 Fl. Von dieſer Zeit an erhielt die Starkenburg pfälziſche Beſatzung und einen pfälziſchen Burggrafen.

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts entſtand die bekannte Bairiſche Fehde. Landgraf Wilhelm von Heſſen, dem der Kaiſer die Acht über den Kurfürſten Philipp von der Pfalz und ſeinen Sohn Ruprecht aufgetragen hatte, überzog mit ſeinen Verbündeten im Mai 1504 die pfälziſchen Lande, vorzüglich aber die Bergſtraße. Das Schloß Bickenbach bekam er zwar in ſeine Gewalt, und das Schloß Schönberg verbrannte er, allein — bei der Stadt Bensheim, die er vergebens belagerte, erlitt er eine ſtarke Niederlage, welche ihn nöthigte, von dem weitern Vordringen nach der Starkenburg abzuſtehen. Der bald darauf erfolgte Friede ſetzte die Bergſtraße, und namentlich Starkenburg, außer Gefahr, welches nach wie vor in kurpfälziſchem Beſitze blieb.

In dem 30jährigen Kriege kamen ſchon 1620 die burgundiſchen und ſpaniſchen Völker an die Bergſtraße, und verſuchten einzudringen. Da aber die Unirten von Bensheim bis an den Rhein ſtarke Schanzen aufgeworfen und wohl beſetzt hatten, ſo konnten die Spanier nicht weiter vorrücken. Allein im folgenden Jahre waren ſie glücklicher: ſie eroberten die Veſte Stein durch Liſt, und bekamen auch ſogar Starkenburg nebſt der ganzen Bergſtraße ein. Die Pfälzer eroberten zwar Bensheim, Heppenheim und Weinheim wieder, allein die Baiern nahmen ihnen dies alles wieder ab und ſetzten ſich daſelbſt feſt.

Indeſſen die Baiern auf ſolche Art glückliche Fortſchritte gegen die Pfalz machten, war der Kurfürſt von

Mainz Johann Suicard darauf bedacht, die verpfändete Bergſtraße wieder einzulöſen. Die Achtserklärung des Kurfürſten Friedrichs V. von der Pfalz gab im Jahre 1621 hierzu die beſte Gelegenheit. Der Kurfürſt von Mainz wurde auch wirklich im Jahre 1623 auf Befehl des Kaiſers und mit Hülfe ſpaniſcher Truppen in den Beſitz der Bergſtraße eingeſetzt, in welchem er auch bis 1631 ruhig verblieb, wo die Schweden die Starkenburg und die ganze Bergſtraße einnahmen, und ſolche bis nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 behielten, worauf die Kaiſerlichen Starkenburg und die Gegend wieder beſetzten.

Von dieſer Zeit an bis zum weſtphäliſchen Frieden wurde die Bergſtraße ein Schauplatz der fürchterlichſten Plagen des Kriegs. Starkenburg und die Städte und Dörfer der Bergſtraße wurden wechſelweiſe von den Franzoſen und Baiern eingenommen, geplündert und verheert. Der weſtphäliſche Friede machte nicht allein allen dieſen Gräueln ein Ende, ſondern ſicherte auch dem Kurfürſten von Mainz den Beſitz der Bergſtraße und des Schloſſes Starkenburg, welches alles im Jahre 1650 von Kurpfalz an Kurmainz durch einen feierlichen Vertrag überlaſſen und von letzterm abgelöſet worden.

Die Ruhe an der Bergſtraße dauerte aber nicht lange, denn im Jahre 1672 wälzte ſich das Kriegsfeuer von neuem aus den Niederlanden in dieſe Gegenden. Am ſchlimmſten wüthete daſelbſt der bekannte franzöſiſche General Melac, der im Jahre 1689 die Städte Heppenheim, Weinheim, Ladenburg ꝛc. verbrannte, Starken-

burg aber vergeblich belagerte, daher dieſes unverſehrt erhalten wurde.

Starkenburg hatte von dieſer Zeit an ſtets mainziſche Beſatzung und einen Kommandanten, war auch mit Geſchütz und übrigem Vorrath allezeit wohl verſehen. Es befand ſich auch eine beſondere Kapelle oben, in welcher ſchon von alten Zeiten her ein Altarbeneficium geſtiftet war. Endlich aber wurde von Kurmainz beſchloſſen, die Beſatzung aus der Starkenburg abzuziehen und die Feſtungswerke zu ſchleifen. Dies geſchah in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Das Schloß wurde ſogar auf den Abſchlag verſteigert und die raſirten Feſtungswerke und Gärten zu anderweitiger Benutzung verpachtet. Allein — es ſcheint, daß man mainziſcher Seits gar bald den gemachten Fehler eingeſehen habe; denn ſchon im Jahre 1776 kam der Befehl an das Oberamt Starkenburg, die verpachteten Zwinger und Gärten der Feſtung unbebauet liegen zu laſſen, damit ſie wieder zu Feſtungswerken angelegt werden könnten. Dies iſt jedoch nie geſchehen, und die Starkenburg, die Zierde und der Schutz der Bergſtraße, liegt noch in ihren Ruinen. Der ſchönſte Theil davon, ein ſehr hoher viereckiger Thurm, ganz von Quadern aufgeführt, ſteht aber noch. Ganz frei ſteht er mit ſeinen vier Ecken nach den vier Weltgegenden gerichtet. Nur oben, unter dem vormaligen Dache, wo er bewohnt war, ſieht man Fenſteröffnungen. Einige Stockwerk von der Erde iſt die Thür. Ganz auf ebener Erde iſt das Burgverließ mit einer runden Oeffnung von

oben und einigen kleinen Löchern ſtatt der Fenſter. In neuern Zeiten hat man eine Oeffnung von außen in dies Burgverließ gebrochen und eine hölzerne Treppe bis zur Höhe in den Thurm angebracht, welche aber vor nicht langer Zeit durch einen Blitzſtrahl verzehrt worden iſt. Nach alter Sitte war das ganze Schloß befeſtigt, und mit vielen Thürmen, Baſtionen und ſehr ſtarken Ringmauern, wovon noch vieles zu ſehen iſt, umgeben. Mitten im Hofe, vor jenem hohen Thurme, war ein Brunnen, der aber jetzt faſt ganz verſchüttet iſt.

Der Berg, der die Starkenburg trägt, ſteht iſolirt, bis auf einen einzigen ſchmalen Bergrücken, welcher mit dem Odenwalder Gebirge zuſammenhängt. Auf der Süd- und Weſtſeite iſt er von oben bis unten mit Reben bepflanzt. Auf der Spitze und ſelbſt im Burghofe bauet man Getreide und Obſt.

Die Ausſichten von den Ruinen der Starkenburg ſind überaus reizend. Man überſieht nicht nur die ganze Bergſtraße, ſondern auch die große Ebene diesſeits und jenſeits des Rheins. Dieſe Ebene zeichnet ſich ſowohl durch ihre äußerſt fruchtbaren Felder, als durch die große Menge von Gärten, Obſtpflanzungen und Wäldern aus, und iſt mit Städten, Flecken und ſchönen Dörfern überſäet. Beſonders reizend iſt die Ausſicht nach Weſten hin. Man überſieht den Rhein mit allen ſeinen Krümmungen von Speier bis Mainz. Speier, Manheim, Frankenthal, Worms, mit allen dazwiſchen liegenden Oertern rechts und links des Mains, zeigen ſich dem

ſcharfen Auge ganz deutlich. Mainz ſieht man wegen der Nierſteiner Berge nicht. Gegen Norden ſieht man das Taunusgebirge, den Rheingau und die Maingegenden, in ſo weit es der vorſtehende Melibokus zuläßt.

* * *

In der Zeiler-Merian'ſchen Topographie der Bergſtraße befindet ſich die Starkenburg abgebildet, wie ſie war. Im Großherzogl. Heſſiſchen Hofkalender für 1811 iſt ihre jetzige Anſicht zu finden. Das kleine Blatt iſt von Haldenwang ſehr gut gearbeitet, und in Hinſicht der Ruinen richtig, aber leider mit idealiſchen Umgebungen verziert. Eine der Natur ſich mehr nähernde Abbildung iſt der Geſchichte und Beſchreibung des Kloſters Lorſch und der Bergſtraße beigefügt.

Gegenwärtige Beſchreibung iſt theils aus Originalurkunden, theils aus dem Codice Laucerhamenſi, theils aus Ioannis ſcript. rerum Mogunt. genommen.

Gernsheim. Dahl.

25.

E r i c h s b u r g

a m H a r z.

Was erſtand, kann nicht beſtehen
In dem Reich der Wirklichkeit,
Denn im Werden und Vergehen
Fordert ihren Zoll — die Zeit.

v. d. Golz.

Digitized by Google

25.

Erichsburg.

Die Erichsburg liegt im Harzantheile des Herzogthums Anhalt-Bernburg. Unbeachtet und wenig gekannt, von Bergen und Wald umgeben, liegt ſie da auf einem mäßig hohen Berge, an deſſen Fuß gar mancher Wanderer die Straße von Quedlinburg nach Stollberg, oder den Weg von Ballenſtedt nach dem Städtchen Güntersberge friedlich dahin zieht, ohne zu wiſſen, wie unſicher hier vor fünf- bis ſechshundert Jahren die Wanderſchaft war, als noch die Erichsburger hauſ'ten auf der Höhe, wo nun Oede und ſchauerliche Ruhe wohnen.

In welchem Jahre die Erichsburg erbaut ward und wer ſie aufbauen ließ, iſt nicht bekannt. Im 13ten Jahrhundert beſaßen ſie die Ritter von Heimburg, von deren Stammſitz noch jetzt bei Blankenburg am Harz die Ruinen zu finden ſind. Einer von ihnen hatte das Unglück, einen Grafen von Reinſtein, welche ihre Lehnsherren waren, zu erſtechen. Er floh, und ſeine Burg nahmen — mit welchem Rechte, iſt unbekannt, — die

nahe wohnenden Grafen zu Stollberg in Beſitz. Feſt war ſie ſchon, aber dieſe befeſtigten ſie noch mehr, und trieben nun von da aus Plünderung und Beraubung der Vorüberziehenden, wozu ſich, bei der verborgenen Lage und der vorbeilaufenden Landſtraße, die Burg allerdings gut eignete. Beſonders emſig trieb dies loſe Geſchäft Graf Hermann zu Stollberg. Er unterhielt beſtändig ſtarke Mannſchaft darauf, und verübte ſowohl an Reiſenden, als auch in den umliegenden Ortſchaften große und ſchreiende Gewaltthätigkeiten. Dieſes Unfugs müde, vereinigten ſich mit Friedrichen, Landgrafen in Thüringen, die Grafen von Schwarzburg, die Mühlhäuſer und die Nordhäuſer — welche letztere Hermann durch öfteres Wegführen ihrer Heerden ſehr erbittert hatte, — und zogen mit einer anſehnlichen Mannſchaft im J. 1347 vor die Erichsburg. Deſſen ungeachtet ging es doch mit der Einnahme nicht ſo ſchnell. Die Burg war feſt, und mancher heftige Ausfall mußte erſt zurückgeſchlagen werden, ehe es den Belagerern gelang, mit ſtürmender Hand ſie einzunehmen. Für ihre hartnäckige Gegenwehr machte man aber nun auch mit der ganzen Beſatzung kurzen Prozeß. Graf Hermann und Heinrich von Werther, wahrſcheinlich ſein Haupthelfershelfer, wurden auf der Stelle enthauptet, und neunzehn der übrigen hingen in kurzer Zeit an den nächſten Bäumen. Die Burg wurde ausgeplündert, und dann zerſtört. Dies durchgreifende Verfahren machte hier allem weitern Unfuge ein Ende und nie iſt auch die Erichsburg wieder aufgebaut worden, doch blieb ſie ein

Eigenthum der Grafen zu Stollberg. Im ſechzehnten Jahrhundert kam ſie, nebſt den dazu gehörigen Forſten, erſt pfandweiſe, und dann durch Kauf an Anhalt.

Klein von Umfang muß Erichsburg geweſen ſeyn, das erſieht man noch aus dem tief eingeſchnittenen Burggraben, in welchem jetzt herrliche Buchen aufgewachſen ſind. Die Reſte der Burg — ich ſah ſie zuletzt im Herbſte 1816 — ſind ganz unbedeutende Stücken Mauern, die hier und da aus der Erde herausſtehen. Das bedeutendſte Ueberbleibſel iſt ein Theil von einem Thurme, der in den Burggraben niedergeſtürzt, nicht zerbröckelt, ſondern noch als ein Ganzes da liegen geblieben iſt. Da es bei der Zerſtörung der Burg noch kein Pulver gab, durch das der Thurm hätte zerſprengt und herabgeſtürzt werden können, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er ſpäterhin von ſelbſt niederſank. Die Feſtigkeit des alten Mauerwerks beurkundet aber dieſes ſehr große Bruchſtück laut; denn wie verwachſen in einander ſind die Granitſteine, aus denen es beſteht, und ohne die äußerſte Gewalt vermag man nicht einen davon loszuarbeiten.

Eine Ausſicht in die Ferne erlauben die hohen ſchlanken Buchen umher nirgends hin. Sie kann jedoch auch nie ausgebreitet geweſen ſeyn, da, wie geſagt, andere gleich hohe Berge ſie umgeben und man nur mittagswärts allein einen freien Blick nach einer platten Gegend beim ſtollbergſchen Dorfe Hayn hat.

* * *

Aus Rivander's Thüring. Chronik, Becmann's Anhaltiſcher Hiſtorie und eigener Beſichtigung der Ruine entſtanden dieſe kurzen Nachrichten über die Erichsburg, von der ich keine Abbildung kenne, und auch bezweifle, daß irgendwo eine zu finden iſt, da ſie ſo früh ſchon zerſtört ward.

26.

Dohna
bei Dresden.

Die alte Rittervefte
Hebt kühn im goldnen Glanz
Des Thurms bemooste Reſte
Aus finſtrer Ulmen Kranz.

Matthiſſon.

Digitized by Google

26.

D o h n a.

Die Burg Dohna, das Stammhaus der noch jetzt in Sachſen und Preußen in vielen Linien blühenden Familie der Burggrafen von Dohna, liegt drei Stunden von Dresden. Einer Sage zu Folge ſoll Aloys von Urpach ſie erbaut haben. Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts ſey dieſer Ritter von Karl dem Großen aus der Normandie nach Deutſchland gezogen, von Karls Sohn, Ludwig dem Frommen, mit vielen Gütern belehnt und zum Burggrafen erhoben worden. Dieſe Güter, die an der böhmiſchen Grenze gelegen, wären durch die öftern Einfälle der Vandalen ſehr beunruhigt worden, und dies habe den Aloys veranlaßt, die Veſte Dohna zu erbauen, um den unruhigen Nachbarn des deutſchen Reichs dadurch Einhalt zu thun. Dem ſey wie ihm wolle, ſo war ihre Lage vortrefflich gewählt. Auf einem vorſpringenden ſteilen Felſen, den auf zwei Seiten die Müglitz umfließt, war ſie vor der Erfindung des Schießpulvers gewiß eine der feſteſten Burgen, und erfüllte den Zweck der Sicher-

heitsleiſtung ganz. Im Jahre 1107 gehörte ſie zu Böhmen. Kaiſer Heinrich V. ſetzte ſechs Jahre ſpäter den erſten uns für gewiß bekannten Burggrafen Erkenbrecht darauf. Bis 1182 war ſie böhmiſch, ward auch bisweilen als Staatsgefängniß benutzt. So ließ der böhmiſche Herzog Sobieslav 1126 mehrere Große Böhmens, die bei ihm in Ungnade gefallen waren, nach Dohna in das Burgverließ bringen.

Vom Ende des zwölften Jahrhunderts an, kommen die Burggrafen bald als markgräflich meißniſche, bald biſchöflich meißniſche, bald als böhmiſche Lehnsleute, nach ihren Beſitzungen, vor, welche ſich um dieſe Zeit ſehr vermehrten. Im 13ten Jahrhundert findet man die Burg Dohna in zwei Schlöſſer getheilt.

Hatte Aloys wirklich die Burg Dohna zum Schutz gegen die Räuber gebaut, ſo verloren ſeine Nachkommen in der Folge den Geſichtspunkt ihres Ahnherrn ganz aus den Augen. Die großen Landſtraßen, die nicht fern davon hinliefen, die ſichere Lage und das einreißende Fehdeſyſtem machte Dohna zu einer der gefürchtetſten Burgen; denn der fehdeluſtige Geiſt der Zeit ſchien ganz beſonders auf ihr zu ruhen. Durch vieles Rauben und Plündern waren aber auch die Grafen von Dohna zu einem Anſehn, zu einer Macht und einem Reichthum gelangt, die ſie ſo kühn machten, daß ſie ſelbſt gegen Fürſten in offnen Fehden kämpften. Ihre Beſitzungen waren bedeutend und rings um Dohna herum gelegen. Ihnen gehörte der Königſtein, der Winterſtein, jetzt Winterberg, Maxen,

Mügeln, Paſſendorf, Cotta, Seifersdorf, Rabenau, Weeſenſtein, kurz die ganze Strecke Landes von Dresden bis an die jetzige böhmiſche Grenze. Vierzehn Vaſallen empfingen von ihnen Lehne. Ja, ſie errangen ſich ſogar das Recht, ein kaiſerliches Landgericht im Lande zu Meißen zu halten, wo ſie beſonders über Lehnsſachen ſprechen mußten. Noch lange nach der Zerſtörung der Burg Dohna ſprach dieſer Schöppenſtuhl noch Recht, und wurde erſt im Jahre 1572 dem Leipziger Schöppenſtuhle einverleibt. Die Hauptkirche des Städtchens Dohna wurde, ſo wie ſie jetzt ſteht, freilich mehrmals erneuert, auch von einem Burggrafen Otto I. im Jahre 1212 zu bauen angefangen, und 1250 erſt vollendet. Auch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß ſie die erſten Erbauer der Dresdener Elbbrücke ſind, denn das Dohna'ſche Wappen ſtand ehemals daran.

Alles dieſes zeigt von dem Reichthum und dem Anſehn der Dohna'ſchen Familie, die, wer weiß von welchem Throne herab, jetzt regieren könnte, hätte ſie nicht ihre politiſche Exiſtenz durch den überſchwenglichen Hang zum Rauben und Plündern ſelbſt untergraben. Wilhelm der Einäugige, Markgraf von Meißen, war nemlich des Unfugs und der ſchändlichen Wirthſchaft, welche die raubgierigen Ritter ſeines Landes überhaupt, und die Burggrafen von Dohna insbeſondere trieben, ſchon längſt müde. Immer zu furchtſam und zu ſchwach, ſich ihnen nachdrücklich entgegenſetzen und ſie bändigen zu können, mußte er lange thun, als ſähe er nichts, harrte jedoch

ſehnlich auf eine Gelegenheit, wo er die Gauner faſſen, und wo möglich ganz aus dem Lande jagen könne. Sie fand ſich. Im Jahre 1401 hielt er auf dem Rathhauſe in Dresden, nach alter jährlicher Sitte, einen ſogenannten Adeltanz, wozu alle benachbarte Fürſten und Edelleute eingeladen waren. Die wilden Burggrafen von Dohna waren nicht die letzten. Ihr Haupt war Graf Jeſchke oder Jeßke, ein Schnapphahn ohne Gleichen. Des Weins hatte er mehr als dienlich genoſſen, und in dieſem Zuſtande koſete er etwas zu vertraut mit der Hausfrau Rudolphs von Körbitz auf Meuſegaſt. Rudolph, eiferſüchtig darüber, ſtellte dem Jeſchke im Tanze ein Bein, ſo daß dieſer hinfiel. Jeſchke erwiederte dieſe Unart mit einer derben Ohrfeige, und eine blutige Fehde war, wie natürlich, die Folge davon. Markgraf Wilhelm und der König von Böhmen geboten zwar beiden Theilen Friede; ſtatt aber zu gehorchen, ſchickten vielmehr die Brüder und Vettern des Burggrafen von Dohna dem Markgrafen unter Aufkündigung alles Gehorſams ſelbſt einen Fehdebrief zu. Ihm waren ſie immer gram geweſen, weil er und Landgraf Friedrich der Streitbare von Sachſen, den Ruprecht von Mähren zu Wenzels Gegenkaiſer hatte wählen helfen. Jetzt verheerten ſie nun ſein Land aufs äußerſte, und machten die ganze Gegend ſo unſicher, daß man ſogar die Heerſtraße nach Böhmen über Pirna führen mußte.

Nach zahlloſen Gefechten und blutigen Kämpfen, in welchen zwei Grafen von Dohna blieben, und der alte Graf Otto von Dohna von den Körbitzen gefangen wurde,

auch im Gefängniß ſtarb, rückte Markgraf Wilhelm im Jahre 1402 vor die Burg Dohna. Als er vierzehn Tage davor gelegen hatte, hielt ſich der Burggraf doch nicht mehr ſicher genug, und floh heimlich auf das nahegelegene Schloß Weeſenſtein. Auch dies belagerte Wilhelm, aber auch umſonſt, denn Jeſchke entkam auch von hier mit allen den Seinigen, und floh auf den Königſtein. Wilhelm folgte ihm, und blockirte nun den Königſtein vier Wochen lang, aber wieder umſonſt, denn Jeſchke entwich nach Ofen in Ungarn zum König Siegesmund, dem er den wackern Markgrafen im gehäſſigſten Lichte darſtellte. Allein Wilhelms Anklage traf bald darauf auch ein, und Jeſchke wurde hier als ein Uebertreter des allgemeinen Reichs- und Landfriedens, und als Verächter des vom böhmiſchen Könige gebotenen Friedens, enthauptet.

Wilhelm eroberte indeſſen Königſtein und Dohna, letzteres am 19ten Junius 1403, das er ſchleifen ließ. Von der Zeit an liegt es in Ruinen, und iſt auch nie wieder aufgebauet worden. Ungeachtet der ſeitdem verfloſſenen vier Jahrhunderte, ſieht man doch noch jetzt viele hohe Mauern mit Fenſteröffnungen, ſo wie auch die Reſte der Ringmauer, aber von der vormaligen Form der Burg läßt ſich nichts Deutliches daraus entnehmen.

Die Macht der Burggrafen von Dohna war nun zwar zerſtört, die ganze Familie aus dem Lande gejagt, aber ihr aufſtrebender, unruhiger Geiſt war nicht damit gebändigt, nur niedergedrückt. Der Verluſt aller Habe, alles Landes wurmte die Grafen bitter. Wieder zu erlan-

gen, was ihnen genommen war, das vorige freie, raubende und erobernde Leben von neuem beginnen zu können, war ihr unermüdetes Beſtreben. Aber alle Verſuche mißlangen, und dreißig Jahre verfloſſen ohne Erfolg. Da aber — es war im Jahre 1433 — wußten ſie durch allerlei Vorſtellungen den König Ladislaus von Böhmen dahin zu bewegen, daß er Dohna und den Königſtein, als ein böhmiſches Lehen, von dem Kurfürſten Friedrich II. zurückforderte. Friedrich aber, der wegen ſeines gutmüthigen Charakters der Sanftmüthige genannt wurde, alle Fehde haßte, den Frieden über alles liebte, ſchickte zwei ſeiner Räthe, Kaspar von Schönberg und Otto Spiegel, nach Prag, und ließ dem Könige zu zweien Malen mit den triftigſten Gründen beweiſen, daß ſich ſeine Vorfahren das Erbrecht auf die Dohna'ſchen Güter mit den Waffen wieder erkämpft und die Burggrafen als meineidige Vaſallen ſie dazu gezwungen hätten. Damit ließ man ſich aber in Böhmen nicht abweiſen, ſondern ſetzte ſeine Anſprüche fort, bis endlich im Jahr 1459 durch Vermittelung des Markgrafen Albrechts zu Brandenburg der bekannte ſogenannte ewige Erbvertrag zu Eger abgeſchloſſen wurde, der 1487 ſeine endliche Beſtätigung erhielt, wodurch die böhmiſchen Anſprüche auf die Dohna'ſchen Güter ganz vertilgt wurden.

Hierbei beruhigte ſich jedoch die Familie der Burggrafen von Dohna nicht. Sie arbeitete immerfort an der Wiedererlangung ihrer Güter, wiewohl umſonſt. Sie mußte die Schuld ihrer Voreltern büßen, und endlich im Jahre 1522 völlig Verzicht leiſten. Die ſämmtlichen Be-

ſitzungen, welche in der Erbtheilung 1485 an den Herzog Albrecht kamen, ſind bis auf den heutigen Tag bei der Albertiniſchen Linie, oder dem jetzigen königlich ſächſiſchen Hauſe geblieben, und nur der Berg, welcher die Ruinen von Dohna trägt, iſt wieder in den Händen der Dohna'ſchen Familie. Graf Heinrich Ludwig von Dohna auf Hermsdorf bei Dresden, erkaufte ihn nemlich im September 1803, um doch wenigſtens im Beſitze der Stammburg ſeiner Ahnherren zu ſeyn, die es freilich nicht um ſie verdient haben, daß ihre Enkel ihr Andenken noch ſo ehren. Er ließ die alten Grundmauern und das ganze Steinpflaſter des ſonſtigen Burghofes von Erde und Schutt reinigen, wobei auch einige Pfeile und alte Waffen gefunden wurden.

Die Gegend um Dohna iſt vortrefflich und höchſt fruchtbar. Am Fuße des Berges liegt das Städtchen deſſelben Namens. Die Müglitz fließt, wie bereits erwähnt, um zwei Seiten des Berges. Auf dem Berge gegenüber ſtand im ſogenannten Probiſch oder Raubbuſch auch einmal eine Burg, Thorum genannt, welche die Grafen im Jahr 1206 erbauet hatten. Sie mußten ſie aber bald wieder abtragen, denn ſie hatten ſie auf biſchöflich meißniſchem Boden erbauet, was man nicht dulden wollte. Wahrſcheinlich machte alſo die Müglitz die Stiftsgrenze.

* * *

In dem Taſchenbuche: Tempe, Blüthen deutſcher Dichter, herausgeg. von F. Loos. Leipzig, (ohne Jahrzahl) 12. befindet ſich eine kleine Abbildung von Dohna, von Zingg gez. und Darnſtedt geſtochen. Sie iſt von keinem Werthe; eine beſſere kenne ich aber nicht.

Aus ſchriftlichen Nachrichten, die mir von einem unbekannten Freunde dieſes Buchs zugekommen ſind, aus Müllers ſächſ. Annalen und Engelhards Wanderungen durch Sachſen, iſt vorſtehende Erzählung entſtanden.

27.

Greifenſtein

bei Wien.

Lang verſtummten ſie ſchon die Töne lärmender Freude,
Der ein Günſtling des Glücks einſt dieſe Hallen geweiht.

K. L. M. Müller.

Digitized by Google

27.

Greifenſtein.

Ungefähr zwei Meilen von der ſchönen Kaiſerſtadt Wien, längs der Donau herauf, am rechten Ufer derſelben, prangt auf einem hohen mit Waldungen und Felſen bekränzten Berge dieſes Schloß, welches noch theilweiſe mit Dächern bedeckt iſt. Unten am Fuße verbreitet ſich das Dörfchen gleiches Namens, deſſen Häuſer zerſtreut in den Waldklüften, und hart an der Donau herumliegen.

Ein Fußſteig gleich am Dorfe windet ſich durch Gebüſch von Ahorn, Haſeln und Buchen bis zum Gipfel hinan, der ſich bald in dem myſtiſchen Dunkel eines Eichenwaldes verliert. Plötzlich eröffnet ſich aber ein freier Boden, und mit ihm die Ausſicht auf das Schloß. — Als ich es erſtieg, hatte ich mir aus dem Dorfe den Aufſeher dieſer alten Veſte mitgenommen, der mich zuerſt zu einem kleinen Gemäuer mit Fenſtern und ohne Dach führte. Dies ſoll der Pferdeſtall geweſen ſeyn. Nun kamen wir an die Ringmauer. Von der Nordſeite war die Burg damit umgeben geweſen; große Oeffnungen, die

vielleicht ehemals Fenſter vorgeſtellt hatten, erblickte man noch daran. Zwei eiſerne Thüren verwahrten den Eingang. An einer der eiſernen Klammern, welche die ſteinernen Thürſtöcke verbanden, las ich die Jahrszahl 1603. Unter dem Thorgewölbe fiel mir eine aus Eiſenſtangen geſchmiedete Kanone in die Augen, deren Schwerfälligkeit ſehr gegen unſere jetzigen abſticht. Hinter dieſem iſt der Eingang zu einem Keller. Mein Führer verſicherte mich, daß von hier ein unterirdiſcher Gang bis an die Donau geführt, den man jedoch mit der Zeit verſchüttet hätte. Weiter oben an einer ſteinernen Treppe machte man mich aufmerkſam auf ein Loch in dem Felſen, in das man genau eine Hand legen kann. Das Schloß ſoll davon ſeine Benennung Greifenſtein (Greif in den Stein) erhalten haben. — Jetzt führte mich mein Begleiter in ein hochgewölbtes Zimmer. Es ſtellte das Gefängniß vor. Aus dicken eichenen Bohlen oder Balken war ein Gefängnißkaſten, wie man ihn hier nennt, Kotter, auf jeder Seite mit einem Fenſterchen verſehen. Daneben war ein viereckiges Loch in der Erde, oben mit einem eiſernen Gitter bedeckt.

Die Sage trägt ſich: hier habe ein Geiſtlicher gefangen geſeſſen. Eine junge Schlange geſellte ſich zu ihm; von ſeinem kärglichen Brodte ernährte er ſie, und zog ſie endlich ſo groß, daß ſie mehr Nahrung von ihm verlangte, als mit ſeiner eigenen Erhaltung beſtehen konnte. Einſt als ſie ſchlief, tödtete er ſie, und das Fleiſch, das man

an einer noch jeʒt über der Oeffnung befindlichen Winde heraufzog, füllte zwei Vierteleimer. Der Stock, mit welchem er ſie erſchlug, iſt noch oben am Gewölbe aufgehängt.

Mein Führer geleitete mich auf den großen viereckigen Thurm. Zuerſt fand ich die Rüſtkammer. Eine Menge Stricke, zu Lunten beſtimmt, lagen zerſtreut umher, daneben viele beſchädigte und zerbrochene Gewehre. Auf dem einen ſtand die Jahrszahl 1503 mit dem Greifenſteinſchen Wappen, zwei rothe Greife in grauem Felde. Ueber morſchen Treppen und halbverfaulten Balken kletterten wir auf die Plattform des Thurms. Welche reiche Ausſicht bot ſich hier meinem Auge dar! Bis in die weiteſte Entfernung hin glänzte die Donau unter vielfachen Windungen aus den dunkelgrünen Auen hervor. Das Tulnerfeld, die Gegend von Krems, worüber aſchgraue Gewitterwolken hingen, und der glänzende Schneeberg aus Steiermarks Gebirgen — alles dies gewährte ein überraſchendes Schauſpiel.

Das Schloß iſt für ſein Alter noch ziemlich unbeſchädigt. Man findet noch Zimmer mit Oefen verſehen, die leicht wieder in bewohnbaren Stand zu ſetzen wären.

Die Chronik dieſer alten Veſte iſt in hiſtoriſcher Hinſicht äußerſt unbedeutend, und troʒ aller Mühe habe ich nur Folgendes in Erfahrung bringen können. — Im Jahre 1136 war dieſes Bergſchloß ſchon da. Es war zu

816288

jenen Zeiten eine berühmte Herrſchaft, die dem Bisthum Paſſau bis zu den letzten Veränderungen gehörte. Im Jahr 1247 ließ es Biſchof Rüdiger erneuern. Was es aber in der neuern Zeit für Schickſale erlitten hat, weiß ich nicht; ſeine letzte Bewohnerin war ein altes Weib, das in der ganzen Gegend für ein übernatürliches Weſen gehalten wurde, und zu dem man Wallfahrten machte, um ſich von allerlei Krankheiten heilen zu laſſen. Sie beſchäftigte ſich blos mit der Kunſt des Aeskulaps. Bis zum Jahre 1797 hat ſie hier gehauſet, wo ſie auch geſtorben iſt.

Eine in der Gegend herrſchende Volksſage hat der Verfaſſer der Sagen der öſterreichiſchen Vorzeit in einen Roman eingekleidet und der Leſewelt mitgetheilt. Die Sage iſt folgende.

Schon in der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts waren die Herren von Greifenſtein wegen ihrer Reichthümer und Macht berühmt. Einer dieſer älteſten Bewohner der Burg war Reinhard, ein Ritter von rauher Gemüthsart. Seine frühzeitig ſterbende Gemahlin hinterließ ihm eine Tochter, Etelina, die ſie vor ihrem Hinſcheiden dem alten Schloßkaplan empfahl. Ein holdes Aeußere ſchmückte den Körper des jungen Fräuleins, der ehrwürdige Kaplan den Geiſt. — Sie wuchs zur Bewunderung des ganzen Hauſes heran. Vor allen Freiern gewann ſie, doch heimlich, den jungen edeln aber armen

Rudolf lieb. Der alte Reinhard mußte einer Fehde wegen an des Kaiſers Hoflager ziehen; er vertrauete ſeine Tochter der Wachſamkeit des Burgpfaffen an. — Aber Etelina liebte, und war aus Liebe ſchwach. — Acht Monde waren nach Reinhards Abreiſe verfloſſen, da ließ er ſeine baldige Ankunft, und daß er einen ſtattlichen Mann für ſeine Tochter mitbringen würde, melden. Die unglückliche Etelina vertrauete ſich dem alten Pater an. Er rieth ihr, ſich mit Rudolf, ihrem Geliebten, vor dem erſten Zorne des Vaters in einen halbverſchütteten Weg zu verbergen. Sie folgten ſeinem Rathe, und wurden von ihm hinabgeführt. Er gab ihnen einen Korb mit Brodt und Wein, und ein Krüglein mit Oel, zur Beleuchtung ihrer finſtern feuchten Erdſchlucht. Bald darauf kam der alte Graf mit dem reichen und trübausſehenden Freier, und fragte nach Etelina. Der Kaplan bat, ſie ruhen zu laſſen, weil ſie krank und ſchwach ſey.

Früh ſuchte Reinhard ſeine Tochter; — er fand ſie nicht. — Er eilte zum Kaplan; dieſer auf ſeine Beredtſamkeit ſich verlaſſend, brachte ihm allmählig die Liebesgeſchichte ſeiner Tochter bei, und als er den Vater ruhig zu ſeyn glaubte, entdeckte er ihm das Geheimniß. — Aber jetzt brach die verhaltene Wuth des alten Grafen hervor. Er mißhandelte den Greis, um den Aufenthaltsort der Liebenden zu erfahren, und als das vergebens war, ließ er den ſchwachen alten Mann gebunden nach einem verborgenen Gemach ſchleppen, und ihn, da er auch noch

hier den Aufenthalt verſchwieg, an einem Stricke durch eine eiſerne Fallthüre zur ewigen Gefangenſchaft ins Burgverließ ſenken.

Schon war ein Jahr verfloſſen, und alle ſchmachteten noch in ihren Gefängniſſen. — Ja Reinhard ſchwur, wenn er heute ſeine Tochter finden ſollte, er auch ſie in einen ewigen Kerker werfen würde. — Sollte ich ihr verzeihen, ſetzte er hinzu, ſo will ich an dem Orte, wo ich ſie in meine Arme ſchließe, eines jähen Todes ſterben, und als Verdammter umherwandeln. —

Nicht lange darauf, an einem trüben Wintertage, verirrt er ſich auf der Jagd, und kommt gegen das Ufer der Donau. Eine menſchliche Geſtalt, in eine Bärenhaut vermummt, führt ihn zu dem Aufenthalt ſeiner Tochter, die mit ihrem Söhnlein, auf Laub ruhend, an den Gebeinen einer getödteten Wölfin nagte. Reinhard ließ ſie auf ſein Schloß bringen, und umarmte, gerührt von dem Stammeln ſeines Enkels, die wiedergefundene Tochter. Nun eilte er, den Pater zu befreien; aber unglücklicherweiſe gleitete er auf der oberſten Stufe der Treppe aus, und fiel hinab. Niemand hörte ſein Wimmern; er richtete ſich ſterbend auf, ergriff den nahen Stein — und todt war er. — Am andern Morgen klebte noch ſeine Hand am Steine. Hier war es, wo er Etelina umarmte.

Rudolf, der nun Herr des Schloſſes war, forſchte nach des Kaplans Gefängniſſe, und befreiete ihn daraus. Reinhard geht als Geiſt herum, ſo lange, bis der Stein, der zum Anhalten auf der Treppe dient, ſo ausgewetzt ſeyn wird, daß er in zwei Stücke bricht. Für jetzt iſt der Stein erſt zu einer kleinen Höhlung vertieft, und der Herr Graf wird ſich alſo wohl noch eine zeitlang gedulden müſſen.

* * *

Aus den Wanderungen und Spatzierfahrten in die Gegenden um Wien, von Fr. von Geheis, 2ter Heft 1803, genommen.

Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.

28.

Hanſtein
bei Göttingen.

Denn ihr Zerſtörungsrecht übte
Daran die gewaltige Zeit.
Sie ſtürzte die Zinne des Thurmes
Vom Berge nieder ins Thal;
Sie wandelte, Mauern zerſpaltend,
Durch Hallen, Gemächer und Saal.

A. F. E. Langbein.

28.

Hanſtein.

Mit freudiger Erinnerung gedenke ich noch immer der fröhlichen Stunden, die ich als reiſender Jüngling unter den Ruinen von Hanſtein einſt erlebte. Wie oft ſah ich im traulichen Zirkel ihre alten Thürme, wie oft lagerten wir, ein luſtiger Kreis, vor des Thores Oeffnung, verzehrten ein einfaches Abendbrodt, und ſchauten, zufrieden mit der ganzen Welt, ins weite Blaue. Oder wir ſaßen oben auf der Zinne des Thurms, wähnten uns frei wie der Vogel, der hier niſtend, uns ängſtlich umflatterte, und jubelten aus heitern, ſorgenloſen Herzen. Eine Reihe von Jahren liegt zwiſchen damals und jetzt, aber licht und klar ſchwebt es mir noch vor, das Bild des alten Hanſteins, das ich damals ſchon in einer kleinen Schrift niederlegte *), aus der ich Einiges hier wiedergebe.

Auf dem Eichsfelde, fünf Stunden von Göttingen und zwei von dem Städtchen Witzenhauſen, das ſein ſau-

*) Wanderungen in einige Gegenden um Göttingen im Sommer 1792. Halle 1797. 8.

rer Wein nicht ganz unbekannt ließ, liegen die Ruinen der Burg Hanſtein. Von einem nicht allzu beträchtlichen kahlen Berge blicken ſie weit umher, und werden weit erblickt. Zu ihren Füßen liegt das Dorf Bornhagen mit ſieben Rittergütern der Familie von Hanſtein, aus welchem man den Berg hinanſteigt. Das erſte Denkmal des alten Ritterſitzes, auf welches man in einer noch beträchtlichen Entfernung von demſelben ſtößt, iſt ein aus Quadern erbauetes Thor. Nach den vorhandenen Ueberbleibſeln war es in einer Mauer, die in gleicher Entfernung den Gipfel des Berges umſchloß. Der alte Hanſtein — ſo nennt man die Burg in der Gegend — hatte außer der innerſten Mauer, die einen Theil der Schloßgebäude ausmachte, noch drei äußere Mauern, war alſo ziemlich feſt.

Die Ruinen der Burg ſind bedeutend. Sie machen ein ſchönes und imponirendes Bild, denn die Mauern, ſo wie die Thürme, ſind durchgehends aus lauter gehauenen Steinen erbaut. In dieſer Bauart liegt unſtreitig der Grund, warum Hanſtein ſo gut und noch viel beſſer erhalten iſt, als andere mit ihm gleichzeitige Burgen, die nur aus rohen Bruchſteinen aufgeführt waren. Die gewaltigen Maſſen von Mauern und Thürmen ruhen auf Felſen, die hin und wieder ſo ſeltſam geſpalten ſind, als wenn ſie nicht von der Hand der Natur gebildet und hingelegt, ſondern von Rieſenhänden hingewälzt wären, um der zu erbauenden Felſenburg zur Grundlage zu dienen. Die Höhe und Unverletztheit der Mauern und Thürme, und die wenigen abgefallenen Steine, die an dem äußern

Rande der innerſten Mauer umherliegen, rücken den Zuſchauer viel näher an die Zeiten hinan, wo die Burg erbaut und bewohnt wurde, als bei andern mehr verfallenen Schlöſſern geſchieht. Der Eintritt in den innern Schloßhof und die genauere Unterſuchung aller vormals bewohnten Theile des Schloſſes mindern zwar die Vorſtellungen von Dauerhaftigkeit nicht, wohl aber die Bilder von Größe, die vorher erregt worden waren. Der innere Hof iſt ſo enge, daß er nur wenige Ritter auf ihren Streitroſſen faſſen konnte. So weit man die Gemächer nach den noch ſtehenden Mauern beurtheilen kann, ſo war kein geräumiger Ritterſaal vorhanden, und die ganze Ritterburg war von einem geringern Umfange, als man nach der Feſtigkeit des Baues und der Größe der äußern Mauern vermuthen muß. Zu den Eigenthümlichkeiten der Trümmer gehören die centnerſchweren Schlußſteine mehrerer Gemächer und Mauern, die an nichts zu hangen, durch nichts gehalten zu werden ſcheinen, von denen man fürchten muß, daß ſie im nächſten Augenblicke herabſtürzen werden, und die doch ſchon ſeit Menſchengedenken in eben der Lage geweſen ſind, in welcher man ſie noch jetzt ſieht. Die Reſte einer Wendeltreppe in einem der am meiſten verfallenen Theile der Burg iſt ein wahres Meiſterſtück der Baukunſt, das man vielleicht jetzt gar nicht mehr ſo zu Stande bringen möchte. Von zwei Thürmen iſt der höhere noch am beſten erhalten. Man ſteigt in ihm auf einer noch unverſehrten Wendeltreppe achtzig Stufen hinauf. Dieſe Treppe iſt ſo ſchmal, daß zwei Perſonen,

die ſich begegneten, einander gar nicht, wenigſtens nur mit größter Anſtrengung, ausweichen könnten. Wenn man etwa die halbe Treppe erſtiegen hat, trifft man ein Gefängniß an, das noch vor ungefähr funfzehn Jahren zu ſeiner urſprünglichen Abſicht gebraucht wurde. Von da führt die Treppe in ein Gemach, daß wahrſcheinlich noch ein anderes über ſich hatte, deſſen Boden und Decke aber eingeſtürzt ſind. Aus jenem Gemach ſteigt man auf einer Leiter in das zweite, oder auf einen höhern Abſatz, und aus dieſem, vermittelſt der nachgezogenen Leiter, auf die Zinne oder oberſte Mauer des Thurms. Dieſe Mauer iſt hier drei bis vier, unten aber gegen fünf bis ſechs Fuß dick. Man hat hier die weiteſte Ausſicht nach allen Seiten hin, aber freilich darf man nicht ſchwindelig ſeyn. Gegen Norden entdeckt man die Thürme von Göttingen, das fünf Stunden weit entfernt iſt, und auch die beiden Gleichen ragen aus Waldungen hervor. Gegen Südoſten zeigt ſich der Inſelsberg bei Gotha und die Ruinen des Schloſſes Boyneburg bei Eiſenach. Gegen Süden laſſen die vorliegenden Berge nur einige Streifen der Werra und des von ihr durchſtrömten Thales wahrnehmen. Dem weitern Spähen ſetzt ſich der Berg, Meißner, entgegen. Oſtwärts iſt die Ausſicht durch den nahe liegenden Höheberg ganz beſchränkt. Näher ſieht man viele Dörfer, das noch bewohnte Schloß Ludwigſtein, die Ruinen der Burgen Arnſtein und Rußteberg, und eine Menge nackter Hügel umher, die freilich nur eine Bergwüſte, keine erhabene Bergſcene darbieten.

Die innerſte Mauer der Burg war mit einem nicht breiten Graben umgeben. Zwiſchen dieſem erſten Graben und der erſten äußern Mauer iſt ein beträchtlicher freier Platz, auf welchem, der Ueberlieferung zufolge, mehrere Windmühlen geſtanden haben ſollen. Der Raum zwiſchen der erſten und zweiten äußern Mauer war mit einem breitern und tiefern Graben ausgefüllt, und der zwiſchen der zweiten und dritten Mauer ſchloß wahrſcheinlich die Wohnungen für die Beſatzung in ſich, die zu gewiſſen Zeiten mehrere hundert Mann betrug. Gleich vor dem äußerſten Thore der Burg wohnten die Leibeigenen, welche zu den täglichen Hofdienſten erfordert wurden. Nicht fern davon wohnt noch jetzt in einem kleinen Häuschen der Gerichtsdiener des Orts, der zugleich den Wirth für die Beſuchenden macht.

Hanſtein, eine der älteſten Burgen des Eichsfeldes, gehörte, als die politiſchen Eintheilungen der Länder noch Gauen hießen, zu dem Gau Girmermark des Eichfeldes. Eine ältere Burg dieſes Namens ſtand wahrſcheinlich auf dem vorhin erwähnten Höheberge, wo noch Spuren eines ehemaligen Baues ſichtbar ſind, die auch noch jetzt die alte Burg heißen. Im eilften Jahrhunderte gehörte Hanſtein dem mächtigen Grafen Otto von Nordheim, Herzoge von Baiern. Er fiel wider ſeine Schuld beim Kaiſer Heinrich IV. in Ungnade. Dies zog den Verluſt dieſer Burg, ſo wie andere Beſitzungen nach ſich, und Hanſtein wurde 1070 zerſtört. An wen es nach Erlöſchung des Geſchlechts der Nordheimer gekommen iſt, bleibt ungewiß. Im An-

fange des 13ten Jahrhunderts war es im Beſitz der Welfen. Als 1203 Heinrich des Löwen Söhne ſich in die väterlichen Erblande theilten, fiel Hanſtein nebſt andern Gütern dem Pfalzgrafen Heinrich zu. Sechs Jahre ſpäter forderte es aber der Erzbiſchof Siegfried von Mainz, als ein Eigenthum ſeiner Kirche, vom Kaiſer Otto IV. zurück. Otto erklärte, daß er die Unterſuchung der Rechtmäßigkeit der mainziſchen Anſprüche den Erzbiſchöfen von Trier und Köln, und den Biſchöfen von Würzburg nnd Speier überlaſſe, ſetzte aber zugleich hinzu, daß er ſelbſt auf den Fall, wenn die Schiedsrichter ihm das Schloß Hanſtein zuſprechen würden, daſſelbe in Erwartung gefälliger Dienſte dem Erzbiſchofe Siegfried überlaſſen wolle. Das Erzſtift Mainz gelangte bald nachher zum ruhigen Beſitze des Hanſteins, in welchem es auch ungeſtört blieb. Im Jahr 1308 war die Burg ſo verfallen, daß ſie von neuem gebauet werden mußte. Die beiden Brüder Heinrich und Lippold, deren Vorfahren ſchon im 12ten Jahrhundert Vicedome auf dem Schloſſe Ruſteberg geweſen waren, und dieſe Würde im Jahr 1241 als eine erbliche erhalten hatten, erboten ſich unter gewiſſen Bedingungen hierzu. Die Bedingungen waren vorzüglich folgende: daß das Eigenthum des Schloſſes dem Erzſtifte Mainz beſtändig verbleiben; daß aber die von Hanſtein und deren Nachkommen Erbburgmänner auf dem Schloſſe ſeyn, und zu ſeiner Unterhaltung jährlich zehn Mark Silber von ihren Herren, den Kurfürſten von Mainz, empfangen ſollten. Sie fingen den Bau der neuen Burg im Jahre 1308

an.

an. Ihre Nachkommen ſetzten ihn fort, er wurde aber erſt im Jahre 1414 vollendet, was noch jetzt an der obern Ecke des äußern Werks neben dem von Hanſteinſchen Wappen mit Folgendem zu leſen iſt:

„Anno Domini MCCCCXIII. iſt Ort gebauet."

Seit der Zeit haben die von Hanſtein, als Burgvögte und Erbburgmänner, wie ſie ein neues Dorf an ſich brachten, es an den Hanſtein gezogen, woraus zuletzt ein Gericht von 21 Oertern entſtand. Je mehr ſie ihre Beſitzungen erweiterten, deſto mehr fühlten ſie ſich, ſo daß Landgraf Ludwig II. von Thüringen die Burg Ludwigſtein in die Nähe des Hanſteins erbauete, um ſie im Zaum zu halten.

Hanſtein wurde mehrere Male belagert, aber nie erobert. Es iſt alſo auch falſch, was die Ueberlieferung in der Nachbarſchaft der Ruinen erzählt, daß das Schloß Hanſtein im dreißigjährigen Kriege eingenommen und verheert worden ſey. Die Beſitzer verließen wahrſcheinlich in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts die Burg Hanſtein aus eben der Urſache, aus welcher viele Bergſchlöſſer verlaſſen wurden: nemlich, weil es weniger beſchwerlich und eben ſo ſicher war, in der Ebene, als auf hohen Bergen zu wohnen. Einer der letzten, die auf dem Schloſſe Hanſtein hauſeten, war, ſo viel man weiß, Kurt, oder Konrad von Hanſtein, der 1545 ein berühmter Hauptmann im proteſtantiſchen Heere war.

* * *

Wolfs politiſche Geſchichte des Eichsfeldes, 1. Band, 1792. Meiners kleinere Reiſen, 3. Band, und die oben angezeigte kleine Schrift, haben den Stoff zu Vorſtehendem geliefert. — In Göttingen ſind einige kleine Abbildungen von Hanſtein erſchienen, von denen eine kolorirte, von Beſemann, die beſte iſt. Die Titelvignette zum 3ten Theile von Meiners Reiſen, ſo wie die dieſes Bandes, ſind Kopien derſelben.

29.

K r i e b e n ſ t e i n

b e i W a l d h e i m.

Als das Glück, die ſchönſte Sonne, glänzte
In der Vorzeit grauem Alterthum,
Und die Wackern mit dem Lorbeer kränzte —
O! da ſchallte weit des Schloſſes Ruhm.

Digitized by Google

29.

Kriebenſtein.

In einer Gegend Sachſens, welche die Natur mit mannigfachen Reizen geſchmückt hat, liegt auf einem hohen Felſen an der Zſchopau die alte Ritterburg Kriebenſtein, von der das Städtchen Waldheim, durch ſein vortreffliches Armen- und Zuchthaus bekannt, nur eine Stunde entfernt iſt. Unter der Menge von Burgen Sachſens iſt Kriebenſtein eine von den wenigen, von denen man den Erbauer, ſo wie das Erbauungsjahr weiß. Der Ritter Dietrich von Bernwalde, den faſt die ganze umliegende Gegend unter dem Namen einer Herrſchaft Kriebenſtein, wovon Waldheim der Hauptort war, gehörte, erbauete ſie vom Jahre 1382 bis 1407. Er hatte aber kaum ſeinen Sitz hierher verlegt, als er in einer Fehde mit dem Ritter Staupitz von Reichenſtein von dieſem am Faſtnachtstage 1415 ſchon wieder daraus vertrieben ward. Friedrich der Streitbare, Landgraf in Thüringen, Herzog von Sachſen, nachher Kurfürſt, belagerte nun, ſeiner lehnsherrlichen Pflicht gemäß, mit dazu aufgebotenen

Bürgern von Freiberg, Rochlitz und andern Städten, den Staupitz in Kriebenſtein. Lange und tapfer wehrte ſich der Vogel im fremden Neſte, mußte ſich aber doch endlich ergeben. Die Galanterie jenes Zeitalters, die wir vielleicht in ähnlichen Fällen nicht ſo üben möchten, bewog Friedrichen, Staupitzens ehelicher Hausfrau freien Abzug aus der Burg anzubieten, und ihr ſogar zu verſtatten, das, was ihr am liebſten ſey, mitnehmen zu dürfen. Eine Frau, die einen guten Mann hat, und ihn liebt, kann natürlich nichts haben, was ſie dieſem vorziehen möchte. Das war der Fall auch hier, daher die gute Frau ihren guten Mann auf dem Rücken aus der Burg trug. Friedrich war anfänglich gar nicht willens, ſeiner Zuſage eine ſolche Deutung geben zu laſſen. Ob es aber die Eigenſchaften der Dame machten, oder ob er ſein Wort nicht gern brechen wollte — kurz, er ließ es zu, daß Staupitz ſeiner Strafe hierdurch entgehen durfte.

Man hat die Wahrheit dieſer Begebenheit oft in Zweifel gezogen, und behauptet, daß ſie nach der bekannten ähnlichen, dreihundert Jahre ältern Sage von Weinsberg gemodelt ſey. Allein viele Umſtände ſprechen dafür. Eine Nachahmung kann ſie indeſſen doch immer geweſen ſeyn, und möglich, ja ſehr wahrſcheinlich iſt es, daß Staupitz oder ſeine Frau oder ſonſt ein Freund beider, ihnen anrieth, die Erlaubniß Friedrichs auf dieſe Art zu nutzen, indem vielleicht Friedrich vor Kriebenſtein eben ſo nachſichtig denke, als Kaiſer Konrad vor Weinsberg.

Friedrich gab hierauf die Burg Kriebenſtein ihrem Eigenthümer, dem Ritter Dietrich von Bernwalde, nicht zurück. Er behielt ſie für ſich, um Dietrich zu ſtrafen, der ſich Nachläſſigkeiten in ſeinen Lehnspflichten gegen ihn hatte zu Schulden kommen laſſen. Bald darauf kam ſie an die damals ſehr begüterte Familie von Vitzthum, ob durch Verleihung oder Schenkung von Friedrich, iſt mir unbekannt. Aber ſchon 1446 verlor dieſe ſie wieder im ſogenannten Bruderkriege.

Da die Begebenheiten des Bruderkrieges in die Geſchichte ſo mancher Burg Sachſens eingreifen, und während ſeines Laufs gar viele Veſten dieſes Landes untergingen, ſo benutze ich die Gelegenheit, von dieſem Kriege hier einiges zu ſagen.

Friedrich II. Kurfürſt von Sachſen, dem ſeine Zeitgenoſſen das ſchöne Beiwort, der Sanftmüthige, gaben, regierte nach dem Tode ſeines Vaters, Friedrichs des Streitbaren, 1428, mit ſeinem jüngſten Bruder Wilhelm, Herzog von Sachſen, das Land gemeinſchaftlich. Siebzehn Jahre lang hatte dieſe Gemeinſchaft ruhig und ununterbrochen gedauert, da verlangte Wilhelm, daß eine Theilung vorgenommen werden ſolle. Es geſchah. Friedrich erhielt das Herzogthum Sachſen, die Markgrafſchaft Meißen, und andere bedeutende Städte, als Leipzig, Zwickau, Altenburg u. a. m.; Wilhelm hingegen erhielt die Landgrafſchaft Thüringen, nebſt Weißenfels, Koburg und Hildburghauſen. Daß es zu dieſer Theilung kam, daran war hauptſächlich einer der Räthe Herzog

Wilhelms Schuld. Apel von Vitzthum hieß er, ein Name, der in der ſächſiſchen Geſchichte ſtets mit Verachtung genannt werden wird; denn er war es, der einen blutigen Zwiſt zwiſchen zwei Brüdern anfachte, unter welchem das Land Jahre lang ſeufzte und leiden mußte. Ihm mochte die gemeinſchaftliche Regierung ſeines Herrn mit dem Kurfürſten Friedrich nicht anſtehen, auch konnte er den Kurfürſten nicht leiden, daher er ſeinen Herrn veranlaßte, auf Theilung des Landes zu dringen. So wie dieſe geſchehen war, barg er ſeine Geſinnungen gegen den Kurfürſten nicht mehr, ſprach laut von ihm mit einer höhnenden Verachtung, und ſuchte auf alle Art Wilhelmen gegen ihn aufzubringen. Bei Friedrichs ſanftmüthigen Geſinnungen müſſen dieſe Schmähungen empörend geweſen ſeyn, um ihn zu dem Schritte zu bewegen, den er that. Er ſchickte nemlich ein Heer gegen Apeln aus, das ſein Schloß Rosla zerſtören oder ihn ſelbſt fangen ſollte. Markgraf Albrecht bewirkte indeſſen einen Stillſtand dieſer Fehde. Ob es ſich nun gleich der Kurfürſt ausbedung, daß ſein Bruder alle ſeine ſchlechten Räthe abdanken ſolle, ſo that es dieſer doch nicht. Dies geſchah 1445. Das Jahr darauf erhob ſich der Streit von neuem. Herzog Wilhelm hielt nemlich zu Jena Beilager mit Anna, Tochter des Kaiſers Albrecht. Da kam die Nachricht dahin, der Kurfürſt werde den Herzog nebſt den Hochzeitgäſten überfallen. Die Sage war ganz grundlos, und wahrſcheinlich von Apeln, dem unruhigen Kopfe, ausgeſtreuet worden. Der Herzog aber glaubte daran,

war gewaltig entrüſtet, zog dem Kurfürſten entgegen, doch auch diesmal kam es bald wieder zum Frieden. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo der Kurfürſt dem Apel ſeine Beſitzungen in Meißen, und darunter auch Kriebenſtein, wegnehmen ließ. Nachher brach noch zweimal die Flamme des Bruderkrieges aus, bis Herzog Wilhelm endlich einſah, welch ein ſchlechter Rathgeber ihm Apel ſey. Sie, die Brüder, ſchloſſen daher 1450 Frieden, und ein Punkt darin ſetzte die gänzliche Vertreibung der Vitzthumſchen Familie aus dem Lande feſt. Der unruhige Apel, den Wilhelm nachher noch mit gewaffneter Hand zur Herausgabe bedeutender, ihm einſtweilig eingeräumter Güter zwingen mußte, der bis an ſeinen Tod nicht aufhörte, gegen beide fürſtliche Brüder zu kabaliren, ſtarb endlich in Böhmen, und mit ſeinem Sohne erloſch ſein Stamm, oder die Linie der Vitzthume von Apolde. Die andere Linie, Vitzthum von Eckſtädt, blüht noch.

Während dieſes Krieges waren unter andern auch die Güter, welche der berüchtigte Prinzenräuber, Kunz von Kaufungen, in Thüringen beſaß, von den Truppen Herzog Wilhelms beſetzt worden. Um ihm dafür eine Entſchädigung zu verſchaffen, räumte ihm ſein Herr, der Kurfürſt, die dem Apel abgenommenen Güter, Kriebenſtein, Ehrenberg und Schwikertshain, einſtweilen, und mit der Bedingung ein, ſie zurückzugeben, ſobald er ihm wieder zu dem Beſitze ſeiner Güter verholfen habe. Durch den Frieden von 1450 geſchah dies auch, aber Kaufungen verweigerte die Herausgabe der Vitzthumſchen Güter. Er

hatte darauf gerechnet, ſie zu behalten, hatte beſonders Schwikertshain zu einem ſtattlichen Ritterſitze ſich ausgebauet, von dem er ſich nun nicht wieder trennen wollte. Der Kurfürſt zwang ihn indeſſen zur Herausgabe, aber Kaufungen war ſo erbittert darüber, daß er den rachſüchtigen und kühnen Plan faßte und ausführte, die beiden Söhne deſſelben aus dem Schloſſe in Altenburg zu entführen.

Nach dieſer Zeit haben die Beſitzer der Herrſchaft Kriebenſteln ſehr oft gewechſelt. Erſt hatte ſie die Familie von Schleinitz, dann die von Ende, dann Herzog Georg von Sachſen, der ſie 1529 an Ernſt von Schönburg für 20,000 Fl. verpfändete, acht Jahre ſpäter wieder einlöſ'te, und der verwittweten Herzogin Eliſabeth von Sachſen, einer Landgräfin von Heſſen, als Leibgedinge gab. Dieſe trat ſie dem Kurfürſten Moritz wieder ab, und dieſer tauſchte dafür von ſeinem geheimen Rathe, dem als Staatsmann und Gelehrten gleich bekannten von Carlowitz, Schönfeld ein. Carlowitz vergrößerte die Beſitzung beträchtlich, und nach ſeinem Tode theilten ſeine vier Söhne das Ganze in vier große Rittergüter. Wer es ſeitdem beſaß, iſt mir nicht bekannt. Gegenwärtig iſt es in den Händen der Familie von Racknitz.

Die Burg, die völlig bewohnbar iſt, und bisweilen auch bewohnt wird, ſteht noch ganz ſo, wie ſie der Ritter von Bernwalde erbaute. Sie hat auch noch eine Kapelle, in welcher der Prediger in Bernwalde Gottesdienſt halten muß, wenn der Beſitzer da iſt. Auch verwahrt

ſie einige alte Rüſtungen und kleine Kanonen aus den früheſten Zeiten der Pulvererfindung. Die Ausſicht von Kriebenſtein iſt, beſonders in das Thal herab, wo die Zſchopau fließt, und gegenüber auf das hochliegende Dorf Ehrenberg, ſehr angenehm.

* * *

Von Kriebenſtein giebt es mehrere Abbildungen. Die vorzüglichſte darunter iſt von Vizani d. j., ein großes kolorirtes Blatt, das bei Rittner in Dresden 4 Thlr. koſtet. Eine etwas kleinere, auch kolorirte, zu 1⅓ Thlr., iſt von Balzer daſelbſt. In Oldendorp's „merkwürdigſten alten Burgen Sachſens" 3ter Heft, im 2ten Hefte ſächſiſcher und böhmiſcher Gegenden und im Januarhefte der Jugendzeitung 1814, findet man auch Abbildungen. — Die hier gegebenen Nachrichten von Kriebenſtein, habe ich, größtentheils, einem mir unbekannten Freunde und Beförderer dieſes Buchs zu danken.

30.

Tenneberg

bei Gotha.

Alles hat ſeine Zeit; Alles unterm Himmel
Geht zu ſeiner beſtimmten Stunde vorüber.

Pred. Salom. 3, 1.

Digitized by Google

Digitized by Google

30.

Tenneberg.

An der Mitternachtsſeite des Thüringer Waldes liegt, zwei Meilen von Gotha entfernt, das gotha'ſche Städtchen Waltershauſen, bekannt durch das Bechſteinſche Forſtinſtitut, das hier einige Jahre blühte. Dicht über dieſem Städtchen erhebt ſich ein ſehr ſteiler durchaus mit Fichten bewachſener Berg, auf deſſen plattem Scheitel die Burg Tenneberg ſteht. Sie iſt noch völlig erhalten, und wird bewohnt; ihre Bauart beurkundet aber ihr hohes Alter. Gegen Mittag führt eine ſteinerne Brücke, (ehedem war es eine Zugbrücke), gegen Abend iſt ein Pförtchen und eine Zugbrücke über den Graben, der es umgiebt. Im Innern ſind mehrere große Zimmer nach alter Art verziert. Bemerkenswerth iſt beſonders eine ſchöne einfach verzierte Kapelle, ein großer Saal, mit ſehr lebhaften Farben ausgemalt, und eine Gallerie, auf der man die großen Jagden abgebildet findet, die der Herzog Johann Kaſimir im 17ten Jahrhundert hier hielt. Im vordern Hauptgebäude wohnt der Oberbeamte von Tenneberg, und

der Burg gegenüber liegt noch ein anſehnliches Gebäude, das vormals das Amthaus war, und jetzt die Amtsvogtei oder die Wohnung des Rechnungsbeamten iſt.

Die Ausſicht von Tenneberg iſt ſehr angenehm und ausgebreitet. Man überſieht die mit Wieſen, Teichen und kleinen Gehölzen gezierte Gegend vor Waltershauſen, das dicht am Fuße des Berges ſich ausbreitet, viele Dörfer, das Schloß in Gotha, und die Sternwarte auf dem Seeberge. Hinterwärts, nach dem Walde zu, iſt die Ausſicht einſam, aber romantiſch. Schauerlich iſt die tiefe Kluft zwiſchen Tenneberg und dem Ziegenberge. Weiterhin heben kahle, ſonderbar geformte Bergmaſſen ihren Scheitel empor, und andere ſind mit hundertjährigen Tannen bedeckt, deren dunkleres Grün Düſternheit über die offenen Stellen verbreitet.

Alte Chronikenſchreiber ſagen, Ludwig der Bärtige, Graf von Thüringen, habe Tenneberg um das Jahr 1025 erbaut, und ſein Sohn Ludwig der Springer, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon bei dem Schloſſe Giebichenſtein gemacht haben, habe den Bau vollendet. Doch dies bleibt unerwieſen. Erſt 1176 findet man Tenneberg mit Gewißheit erwähnt, und Ludwig der Springer, der ſich damals auf demſelben aufhielt, nennt es ſein Schloß.

Hundert Jahre ſpäter regierte Landgraf Albrecht, dem die Nachwelt das Beiwort „der Unartige" gab, über Thüringen. Er lebte mit Margarethen, Kaiſer Friedrichs II. Tochter, in vergnügter Ehe, und hatte drei

Söh-

Söhne von ihr. Eine unglückliche Leidenſchaft zu einer der Hofdamen ſeiner Gattin, der Kunigunde von Eiſenberg, zerſtörte aber ſein häusliches Glück, und veranlaßte ihn zu den ſchändlichſten Schritten. Wir werden dieſe tragiſchen Eheſtandsſcenen bei der Geſchichte der Burg Wartburg demnächſt näher kennen lernen. Hier werden ſie bloß deshalb berührt, weil Albrecht die Abſicht hatte, dem mit der Kunigunde erzeugten Sohn, Apitz, die Regentſchaft über Thüringen zu verſchaffen, und ſeine ehelichen Kinder davon auszuſchließen. Er räumte zu dem Ende demſelben das Schloß Tenneberg, Brandenfels und noch andere Schlöſſer nebſt dazu gehörigen Vogteien ein, ſchlug mehrere Oerter dazu, und wollte ſo nach und nach die Grafen und Herren Thüringens darauf vorbereiten, den Apitz als ihren künftigen Landesherrn anzunehmen. Allein der Plan mißlang. Viele hatte er zwar durch allerhand Kunſtgriffe und Schmeicheleien dafür gewonnen, Viele aber ſprachen für die gerechte Sache. Daraus entſtand zwiſchen beiden Parteien eine langwierige Reihe von Fehden. Apitz war indeſſen Beſitzer eines eigenen Bezirks, war auch vom Kaiſer Rudolph für ehelich erklärt worden, übte aber auf ſeiner Burg Tenneberg eine Menge Jugendſtreiche aus, die ihn überall gehäſſig machten. So nahm er einſt eine Streiferei in die Dörfer des nahegelegenen Kloſters Reinhardsbrunnen vor, und wollte ihnen das Vieh weg- und auf ſeine Burg treiben. Aber das Unternehmen lief ſchlecht ab; denn Bauern, Mönche, Layenbrüder und Knechte machten ſich über die Räuber

her, und Apitzen wollte ſchon einer davon mit einer Heugabel erſtechen, wenn ihn nicht ein Mönch gerettet hätte.

Kurz darauf brachte es Albrechts Sohn, Friedrich mit der gebiſſenen Wange, beim Kaiſer Rudolph dahin, daß Apitz die Burg Tenneberg wieder räumen mußte. Albrecht verſetzte ſie darauf, 1290, an den Vogt zu Gotha, Heinrich von Mila, gegen Entrichtung eines jährlichen Zinſes, den er Apitzen und ſeiner Mutter erlegen ſollte. Dem Kloſter Reinhardsbrunnen war dies aber nicht recht. Es wünſchte keinen weltlichen Herrn zum Nachbar zu haben, und bot daher Albrechten 30 Mark Jahrzins an, wenn er ihm das Schloß überlaſſe. Albrecht that dies. Das Kloſter, nun im Beſitz von Tenneberg, vertraute es einem gewiſſen Sitz oder Gutz an, dem Stammvater eines anſehnlichen Geſchlechts. Einige Jahre nachher gab es aber das Kloſter wieder zurück. Wahrſcheinlich waren die Mönche durch eine große Feuersbrunſt in ihrem Kloſter, ſo zurückgekommen, daß ſie jenen Jahrzins nicht mehr entrichten konnten.

Am Schluſſe des 13ten Jahrhunderts beſaß es Apitz wieder. Albrecht, der in einem ſteten Streite mit ſeinen Söhnen lebte, und ſie noch immer verkürzen wollte, verkaufte nemlich Thüringen, da er Apitzen deſſen Beſitz nicht verſchaffen konnte, an den Kaiſer Adolph. Er behielt ſich dabei den Bezirk des Schloſſes Wartburg, nebſt Tenneberg und Winterſtein, überhaupt ein großes Stück vom ſüdlichen Theile der jetzigen Fürſtenthümer Gotha und Eiſenach vor. Davon räumte er Apitzen von neuem

Tenneberg ein, und dieſer übte nun förmlich landesherrliche Rechte aus. Doch dauerte es nicht lange, denn Apitz ſtarb 1300.

In der Landestheilung, welche Landgraf Balthaſar von Thüringen 1382 mit ſeinen Brüdern vornahm, fiel Tenneberg ihm zu. Zehn Jahre ſpäter ließ er das Schloß abbrechen und das jetzt noch ſtehende wieder erbauen. Sein Nachfolger Friedrich IV. beſtimmte es 1412 ſeiner Gemahlin zum Leibgedinge. Doch verſetzte er es zwanzig Jahre ſpäter, nebſt der Stadt Waltershauſen, an Herrmann Goldacker für 350 Mark Silber. Wer es wieder einlöſ'te, weiß man nicht; aber eingelöſet war es, denn in der Theilung, welche der Kurfürſt Friedrich II. von Sachſen und ſein Bruder Wilhelm, Herzog von Sachſen, 1445 vornahmen, kam es an letztern. Nach deſſen Tode fiel es 1485 Kurfürſt Ernſten zu, und ſeit der Zeit iſt es immer bei der Erneſtiniſchen Linie Sachſens geblieben. Herzog Johann Friedrich wohnte einige Zeit auf Tenneberg, ehe er ſeinen Wohnſitz nach Gotha verlegte. Johann Kaſimir pflegte ſich auch oft da aufzuhalten. Alle Beſitzer ließen es immer repariren und erhalten, daher wir es noch ſehen.

Seit den älteſten Zeiten war es gewöhnlich, daß, wenn die Landesherren nach Waltershauſen oder Tenneberg kamen, die Brauerſchaft in Waltershauſen die erforderlichen Betten und Hausgeräthe hergeben mußte. Als aber 1684 an einigen Orten die Peſt herrſchte, und Herzog Friedrich I. durch den Gebrauch ſolcher hergeliehenen

Seiten Ansteckung befürchtete, erließ er der Brauerſchaft, gegen Erlegung von 1400 Fl., dieſe Verbindlichkeit, und verſah das Schloß Tenneberg für jene Summe mit eigenem Hausgeräthe. Jetzt gehört Tenneberg dem Herzoglich Gotha'ſchen Hauſe.

Tenneberg war auch eine Zeitlang das Staatsgefängniß einer Frau, deren ich hier noch, als ein Beitrag zur Geſchichte dieſer Burg aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts, erwähnen muß.

Im Herbſte des Jahres 1557 erſchien in Thüringen ein ſchönes Weib, von edler Geſtalt, hinreißender Anmuth und Beredſamkeit, von königlicher Würde und Anſtand. Ihre Kleidung war engliſch, nicht eben prächtig, aber doch ſo, daß ſich mehr noch als eine gewöhnliche Edelfrau darunter vermuthen ließ. Ein ſchwarzer Schleier umgab ihr holdes Geſicht, auf dem ſich Züge innern Grams mahlten, die ſie ſelbſt durch erzwungene Heiterkeit nicht ganz verſcheuchen konnte. Zu ihrer Bedienung hatte ſie einige Zofen und Bedienten, die unter ſich eine gewiſſe Rangordnung beobachteten und ihrer Gebieterin mit einer Achtung begegneten, wie man Königinnen ehrt. Stummer Ernſt zeichnete den Ton der ganzen Geſellſchaft aus. Die ſchöne Frau ſelbſt war immer ſtill, grüßte jeden mit einer hohen liebenswürdigen Anmuth, ſprach aber nur wenig. Ritt ſie auf ihrem Zelter aus, dann folgte ihr ganzer Hofſtaat zu Pferde, und wo ſie abſtieg, da ſammelte ſich alles mit entblößtem Haupte und ehrerbietiger Stellung um ſie her, denn ſie bezauberte durch ihr Weſen alles.

Mehr noch aber fühlte man ſich durch das Geheimnißvolle angezogen, das über ihre Herkunft und über den Zweck ihres Hierſeyns verbreitet war. Niemand wußte, woher ſie kam, und die Bedienten, an denen man forſchte, gaben keine oder unbefriedigende Antwort. Unter ſich ſprachen ſie engliſch, doch auch eben ſo geläufig deutſch, und die ſchöne Frau ſiegelte ihre Briefe mit dem Wappen der Könige von England. In Gotha regierten damals die drei Söhne Kurfürſt Johann Friedrichs. Der Ruf der ſchönen Frau aus England gelangte bald auch zu ihnen, und beſonders geſpannt und neugierig war von ihnen der zweite Bruder, Herzog Johann. Er ſandte einen Boten mit einem höflichen Gruß an ſie und einem zierlichen Schreiben, worin er um das Glück einer Unterredung mit ihr bat. Eine gleich höfliche Antwort erfolgte, und das Flecken Rosla wurde zu dieſer Unterredung vorgeſchlagen. Das engliſche Petſchaft auf dem Briefe beſtätigte die allgemeine nun zur Gewißheit übergehende Vermuthung, daß ſie die unglückliche, verſtoßene Anna, Königs Heinrich VIII. von England Gemahlin, ſey, die man nur durch ein Gerücht hatte ſterben laſſen, damit ihre Flucht deſto leichter geſchehen konnte. Als der Herzog nach Rosla kam, fand er die Dame in ihrem mit köſtlichen Teppichen geſchmückten Zimmer auf einer Art Thron ſitzend, umgeben von ihrem Gefolge. Alles, was man von ihrer Schönheit gerühmt, die Vorſtellung, die er ſich von ihr gemacht, ſchwand jetzt bei dem wirklichen Anblick. Hatte ihn aber dieſer bezaubert, ſo riß ihn ihr feines Benehmen und ihre Sprache

vollends hin. Nachdem ſich ihre Umgebung entfernt hatte, berührte der Herzog ganz leiſe die Saite ihrer Abkunft. Und nun erzählte ſie umſtändlich, daß ſie die unglückliche Königin Anna, die des Ehebruchs beſchuldigt zum Tode verurtheilt worden, aber durch Hülfe einiger Getreuen entflohen wäre und nun unſtät und flüchtig umher irre, ſey. Thränen unterbrachen hierbei oft ihre ergreifende Rede. Der Herzog, höchſt gerührt, tröſtete und lud ſie ein, nach ſeinem Hoflager zu kommen. Das ſchlug ſie zwar aus, doch begab ſie ſich bald darauf nach Gotha und bezog hier ein Haus in der Stadt. Hier machten ihr nun ſämmtliche Herzöge den Hof, und Herzog Johann ſchloß endlich 1559 einen Vertrag mit ihr ab, vermöge deſſen ſie ihm 1,500,000 Kronen, ſeinem Bruder Johann Wilhelm die engliſchen Reichskleinodien und Privilegien, und dem Herzog Johann Friedrich 500,000 Kronen verſprach. Nun nahmen ſie die Herzöge auf das Schloß, wofür ſie noch zu Erben aller ihrer Güter eingeſetzt wurden.

Bei der nähern Bekanntſchaft, die nun Statt fand, entſtand jedoch bald ein leiſes Mißtrauen gegen die Königswürde der Dame; und da ſie einſt erzählte, in Nürnberg eine Tonne Goldes niedergelegt zu haben, der Herzog auch jemanden dahin abſchickte, dieſe Summe abzuholen, der Rath zu Nürnberg aber von nichts wiſſen wollte und den vorgezeigten Schein für ungültig erklärte, ſo mehrte ſich dieſes Mißtrauen ſo, daß der Herzog, von Amberg aus, wo er ſich eben aufhielt, ſeinem Kommandanten

auf dem Schloſſe zu Gotha, Bernhard von Myla, den Befehl gab, die vermeinte Königin in gute Verwahrung zu bringen und zur Bezahlung der Tonne Goldes anzuhalten. Ueber dieſes harte Schickſal beklagte ſie ſich ſehr, und der Herzog, der, wo nicht eine Königin, doch noch immer eine vornehme Perſon unter ihr vermuthete, entließ ſie wieder ihres Arreſts. Indeſſen war von ihrem Hofſtaate, nach und nach, eine Perſon nach der andern verſchwunden, und nur eine Kammerfrau war bei ihr geblieben. Dies erregte neuen Verdacht, und da man zwar eine Aehnlichkeit mit der Königin Anna in ihr nicht verkennen, aber doch berechnen konnte, daß die Dame viel zu jung dazu ſey, ſo wurde ſie abermals in Verwahrung gebracht. Kurz darauf ſchrieb Herzog Johann Wilhelm, der ſich eben in Frankreich aufhielt, ſeinem Bruder, daß die Dame eine Betrügerin, daß ſie nicht die Königin Anna, ſondern nur eine Kammerzofe der wirklich verſtorbenen Königin Anna ſey, wie er nach eingezogener Erkundigung verſichern könne. Dieſen Brief las ihr Herzog Johann ſelbſt vor; aber, die Schlaue wußte die Rolle der Gekränkten, der Gebeugten meiſterhaft zu ſpielen und erwiederte keine Sylbe hierauf, ſondern ſeufzte und weinte nur. Doch der Herzog ließ ſich nicht von neuem bethören, und behielt ſie als eine Betrügerin in Verwahrung. Bald hierauf kam ein Abgeſandter des Herzogs Wilhelm von Jülich an, mit einem Schreiben an den Herzog, worin die fremde Dame geradezu eine Betrügerin genannt wurde, da die Königin Anna, eine geborne Prinzeſſin von Jülich,

wirklich geſtorben ſey. Nun wurde ſie vor ein Gericht gezogen, verhört, aber alle Bemühungen, ſie zum Bekenntniß zu bringen, ungeachtet ihr der Herzog völlige Verzeihung verſprach, waren vergebens. Da wurde ſie als Staatsgefangene behandelt und auf das Bergſchloß Tenneberg in enge Verwahrung gebracht. Mehrere Verhöre, die nun mit Strenge und Ernſt erfolgten, bewirkten immer nichts. Als man aber drohte, ſie der Strenge der Geſetze überlaſſen zu wollen, da bat ſie kniend um Gnade, und ſagte, daß ſie nicht die Königin Anna, aber eine Gräfin von Oſtfriesland ſey. Herzog Johann Friedrich meldete dies dem Herzoge von Jülich. Dieſer erklärte aber die Angabe auch für Lüge. Darauf gab ſie ſich für eine Gräfin Rietberg, eine vertraute Geſellſchafterin der Königin Anna, aus. Doch auch dies erklärte der Herzog von Jülich für unwahr. Müde dieſer ſteten Lügen, ließ der Herzog mit der Folter drohn, wenn ſie nicht die Wahrheit ſage. Da bekannte ſie endlich: daß ſie Walburga heiße, eine natürliche Tochter Herzogs Johann von Cleve, mit einer Zofe der Herzogin von Cleve erzeugt, ſey, daß ſie durch die Gräfin Rietberg Zofe bei der Königin Anna von England geworden und deren Vertraute geweſen, wegen einer auf ſie geworfenen Neigung des Königs aber, von der Königin reichlich beſchenkt, England verlaſſen habe. Bei dieſer Ausſage blieb ſie unter theuren Verſicherungen und ungeachtet der jena'ſche Scharfrichter mit ſeinen Werkzeugen gegenwärtig war. Und dennoch war ſie Lüge, wie man erſt ſpäterhin erfuhr. Sie war

nemlich die uneheliche Tochter eines Grafen und einer Nonne, und eine von den Zofen der Königin, und zwar die ſogenannte Gürtelmagd geweſen. Sie ſoll auch die Beiſchläferin König Heinrichs VIII. und die Urſache der Verſtoßung ſeiner Gemahlin geweſen ſeyn. Nach der Königin Tode hatte ſie ſich ihres Siegels und verſchiedener anderer Kleinodien bemächtigt, wodurch ſie den Herzog ſo liſtig zu hintergehen wußte.

Nach ihrem letzten Bekenntniſſe wurde ſie zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf dem Bergſchloſſe Tenneberg verurtheilt. Hier trug ſie, bis an ihren Tod, ein langes weißes Kleid mit ſchwarzen Schleifen, wie ein Todtengewand einer vornehmen Lady, und auf Tenneberg ſtarb ſie auch.

* * *

Galetti Beſchreibung des Herzogthums Gotha, 3ter Band; deſſen Geſchichte Thüringens, 3ter Band; Tenzels monatliche Unterredungen, und Meliſſantes Schauplatz denkwürdiger Geſchichten 2ter Band, ſind hier, nebſt den Lokalkenntniſſen eines Freundes, benutzt worden. Im Gotha'ſchen Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf 1817 iſt eine kleine Abbildung von Tenneberg befindlich.

31.

Falkenſtein
bei Linz.

Ganz verödet ſtehen feſte Mauern,
Und verſchwunden iſt die Heldenmacht!
Wandrer hören Uhu's nur noch trauern,
Jammernd in der dunkeln Mitternacht.

31.

Falkenſtein.

Deutſchland beſitzt mehrere alte Burgen dieſes Namens. Die, wovon hier die Rede ſeyn wird, liegt in Oberöſterreich am linken Ufer der Donau, drei Meilen von Linz.

Pittoresk iſt die Lage dieſer auf einem dreifachen Felſen erbauten Burg, die jetzt aber ganz der Zerſtörung Preis gegeben wird. Von der einen Seite umringt die Trümmer ein tiefer Felſengraben, auf der andern das Flüßchen Raina, merkwürdig durch ſeine Perlenfiſcherei, welches ſich nicht weit davon in die Donau ergießt. Rund umher umkränzen dieſen Felſen andere hohe Waldberge, auf deren Spitzen die Schlöſſer Aichberg und Rainariedel ſich erheben.

Auf einem noch gangbaren Wege erſteigt man den Felſengipfel. Ein Jäger bewohnt jetzt das ehemalige Vorwerk, welches dicht an der Zugbrücke, die über den Graben führt, liegt. Hinter dieſem Gebäude ſteigt ein hoher Thurm kühn in die Wolken, der aber viel von ſeiner Größe verloren haben mag; denn ehemals diente er den Reiſenden, die der Weg aus den böhmiſchen Wäldern hier vor-

beiführte, als Wegweiſer. Da ſoll auch des Nachts beſtändig eine fernglänzende Leuchte oben in ſeiner Spitze gebrannt haben. Neben einem tiefen Brunnen, zu dem man auf einer ſteinernen Treppe gelangen kann, geht man über die wankende Brücke durch hohe Ringmauern in die Burg hinein. Die Gebäude ſind noch nicht ſehr verfallen. Sie wurden auch noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts bewohnt. Doch da nicht weit davon ein anderes ſchönes Schloß, ebenfalls das Eigenthum der Beſitzer von Falkenſtein, in einer freundlichern Gegend liegt, ſo zog man jenes vor, und gebrauchte Steine und Holzwerk von Falkenſtein, um es zu vergrößern und zu erneuern.

Im Innern des Schloſſes ſieht man bald, welch eine feſte Burg dieſe Ruine geweſen ſeyn mag — die dicken Mauern und die hohen Thürme laſſen es errathen. Ehemals hielt man ſie auch für eine der unüberwindlichſten Veſten, und Prevenhueber nennt ſie in ſeinem Verzeichniß der Landshauptleute des Herzogthums Oeſterreich ob der Ens: castrum fortissimum et quasi inexpugnabile. Ihre Bewohner lebten in den Zeiten des Fauſtrechts vom Sattel und Stegreif, wo vorzüglich die Nachbarſchaft an der Donau reichlichen Gewinn gab. Oft wurde ſie belagert, oft von ihren räuberiſchen Beſitzern gereinigt und andern Familien übergeben; aber faſt immer wiederholten dieſe das vorige Handwerk. Darauf behielten es die Herzöge für ſich, machten es zu einem Kammergute, und gaben es nachher verſchiedenen Familien pfandweiſe ein.

Zur Erbauung dieſes Schloſſes ſoll Folgendes die Veranlaſſung gegeben haben. Einer der ehemaligen Grafen dieſes Gaues, jetzt das Mühlviertel genannt, war Graf Peilſtein. (Ein Marktflecken gleiches Namens exiſtirt noch, von dem ehemaligen Schloſſe Peilſtein nimmt man aber kaum noch die Rudera in dem nahegelegenen Walde wahr.) Ihm entfloh einſt ein ſehr gut abgerichteter Falke; überall forſchte man dem Flüchtlinge nach, und fand ihn endlich auf dem dreifachen Felſen ſitzend. Dem Grafen gefiel dieſe Stelle ſo ungemein, daß er ein Schloß darauf erbaute, und ihm den Namen Falkenſtein gab, lange daſelbſt hauſte, und die ganze Begebenheit in ſein Wappen aufnahm, das einen auf einem dreifachen Felſen ſitzenden und zum Flug geſchickten Falken vorſtellt. Es ſcheint, daß im 13ten Jahrhundert dieſe Familie ausgeſtorben iſt.

Im Jahre 1291 wurde Falkenſtein vom Erzbiſchof Konrad von Salzburg, und von den Herzögen Otto, Ludwig und Stephan von Baiern, als Bundesgenoſſen deſſelben, gegen Herzog Albrecht von Oeſterreich belagert und erobert. Allein ſchon 1297 zwang Herzog Albrecht nach einer langwierigen Belagerung und Hungersnoth dieſes Schloß wieder zur Uebergabe, worin ſich während jener Zeit lauter Straßenräuber aufgehalten hatten, die das Land in ſtarke Kontributionen ſetzten.

Im Jahre 1470 beſaßen es die Ritter Oberhämmer zu Marsbach, die ſich ebenfalls aus dem Stegereif ernährten und übel in der Nachbarſchaft hauſten. Endlich

nahmen es die Herzöge für ſich, und Kaiſer Rudolph gab es, zuerſt pflegweiſe, hernach aber eigenthümlich, im Jahr 1601 an Heinrich von Salburg, welche Familie es noch bis jetzt beſitzt.

Zu den Sagen aus der Vorzeit Falkenſteins gehört noch folgende: Caliogus (oder Calchrius, wie ihn auch die Urkunden nennen), Herr von Falkenſtein, verirrte ſich einſt auf einer Jagd im Walde. Die Nacht überfiel ihn, und da er keinen Ausweg fand, ſo mußte er ſich entſchließen, hier zu übernachten. Auf einem freien Platze an der Miehl, wo die Holzhauer gearbeitet hatten, legte er ſich nieder, ermattet durch Hunger und Angſt, und ein Holzſchlägel diente ihm zum Kopfkiſſen. — Da ereignete es ſich, daß im Schlafe die Mutter Marie mit dem Jeſuskindlein ihm erſchien, und mit liebreichen Worten ihn ermahnte, an dieſer Stelle eine Kirche zu erbauen, mit der Vertröſtung, daß er glücklich aus dem Walde und zu den Seinigen kommen werde.

Caliogus that, wie ihm geträumt. Sobald er glücklich nach Hauſe gekommen war, ſchritt er gleich zu dieſem Kirchenbau, ließ eine prächtige Abtei erbauen, und nannte ſie nach ſeinem harten Kopfkiſſen, unſerer lieben Frauen Schlag (Schlägel nach gemeiner Mundart). Hierauf beſetzte er das neuerbaute Kloſter mit Mönchen, die man die grauen Brüder (religiosos ordinis griseorum) hieß, aus dem Kloſter Langhaimb. Doch nur ſieben Jahre hielten die armen Grauröcke in dieſer rauhen waldigen Wildniß aus, und kehrten dann mit allen ihren Habſelig-

keiten nach Langhaimb zurück. Caliogus bemühte ſich zwar, die Abtrünnigen wieder zu erhalten; allein der damalige Abt von Langhaimb willigte nicht in dieſes Anſuchen, worauf denn endlich der Graf ſeinem Kloſter einen Reſignationsbrief übergab, worin folgende Urſachen der Veranlaſſung gegeben wurden: weil ſowohl ein Abt als ein Mönch wegen Mangel an Lebensmitteln und durch die große Kälte, theils verhungert, theils erfroren wären.

Caliogus vermehrte jedoch in der Folge die Einkünfte ſeines geſtifteten Kloſters, und beſetzte es mit Prämonſtratenſern, die es noch bewohnen. Jetzt iſt es eine der reichſten Abteien Oeſterreichs, deſſen Beſitzungen ſich faſt in alle öſterreichiſche Länder erſtrecken. Ich ſah noch im Herbſt 1809 die erſte alte Kirche, dem Kloſter gegenüber, worin ſich die Begräbniſſe des Stifters und ſeiner Gemahlin mit folgenden Inſchriften befinden:

Anno Domini MCCXXXVII. ultim. Septembris obiit Caliogus de Falkenstain, miles, primus Fundator hujus Monasterii.

Anno Domini MCCXXV. xxx Julii obiit Elisabeth uxor Caliogi Fundatrix hujus Monasterii.

Im Kloſter ſelbſt, was aber das Unglück gehabt hat, mehrmals, und zuletzt noch vor einigen Jahren abzubrennen, jedoch immer wie ein Phönix aus der Aſche emporſtieg, fand ich noch vier alte Gemälde, welche die Begebenheiten des Grafen Caliogus in Anſehung der Stiftung enthielten.

In Falkenſtein ſelbſt ſuchte ich nach folgenden alten Zeilen, die noch im Jahre 1727 an einer Mauer angeſchrieben zu ſehen waren, fand ſie aber faſt ganz verwiſcht, daher kopire ich ſie aus einer alten Chronik.

Caliogus Herr von Falkenſtein,
Reit in ſeinen Wald allein,
Begegnet ihm eine junge Maydt
Gar kühnlich ſie zu ihm ſaydt:

Seyd ihr der Herr von Falkenſtein,
Und dieſes Orts ein Herre!
So gebt mir euren Gefangenen heraus,
Der allen Jungfrauen ein Ehre.

Da ſprach Caliogus von Falkenſtein:
Das kann ich fürwahr nicht thain,
Zu Falkenſtein unter den Mauern,
Da mögt ihr ihn vertrauern.

Caliogus verreit ſich in den Wald,
Daraus er nicht kommen mögt ſo bald,
Die Nacht auf einen Schlägel ruhet,
Es träumt ihm alles Guet.

Er ſoll zu Ehren unſerer lieben Frauen
Ein Gotteshaus an dieſem Orte bauen,
So wird er kommen aus dem Wald
Und alles beſchehen ſo bald.

Da baut er das Kloſter bei dem Schlägel
Mit eigner Hand ſeiner Nägel,
Den erſten Stein ſelbſt zugetragen,
Aldort liegt er begraben.

Zum ewigen Gedächtniß dieſer Stiftung mußten vor alten Zeiten die Geiſtlichen des Kloſters Schlägel monatlich den Gottesdienſt in dieſem Schloſſe halten, welches aber nachgehends wegen der Weite des Weges, und weil ſich einer todt gefallen hatte, dahin verändert wurde, daß dieſer Gottesdienſt in dem Kloſter gehalten werden konnte, wie ebenfalls folgendes Gedicht dieſe Anekdote an der Mauer verewigt hatte.

Zur ewigen Gedächtniß dieſer Fundation,
Jeder Bruder im Kloſter eigner Perſon,
Monatlich den Gottesdienſt zu Falkenſtein
Andächtig zu verrichten ſchuldig allein.

Daſelbſt ein Zimmer auf der Wehr
Die Kloſterbrüder hätten ihr Einkehr
Die Münch' kommen ohn alle Gefahr
Die Schlagbrücken vor dem Zimmer aufgezogen war
Fielen unverſehen hinunter zu todt
Der Helfe zur Seeligkeit der ewige Gott
Anno 1480.

* * *

Aus der genealogiſchen und hiſtoriſchen Beſchreibung von den adelichen Familien derer Herrſchaften, Schlöſſer, Klöſter und Städte des Erzherzogthums Oeſterreichs, von Johann Freiherr v. Hoheneck. Paſſau, 1732. Fol.

Freiherr v. Boyneburg - Lengsfeld.

Digitized by Google

32.

Hardegſen
bei Göttingen.

Minneſänger aus den fernſten Landen
Sangen lieblich hier vom Muth und Wein;
Damals war noch Biederſinn vorhanden,
Deutſche Tugend glänzte ſternenrein.

Digitized by Google

32.

Hardegſen.

Dicht über dem Städtchen Hardegſen, im hannöverſchen Fürſtenthum Göttingen, liegt in einer bergigen Gegend am Flüßchen Espol auf einer Anhöhe, die Burg Hardegſen. Die Zeit ihrer erſten Erbauung verliert ſich im Dunkel des Alterthums; man weiß nur, daß die Familie von Hardeck, welche nach damaliger Gewohnheit den Namen von ihrer Burg geführt, die erſten bekannten Ritter derſelben geweſen ſind. Sie erhielt ihren Namen wahrſcheinlich von dem Steinfelſen, auf welchem ſie erbauet und der ſeiner öſtlichen Beſchaffenheit nach, die harte Ecke genannt wurde. Gerade gegenüber lag die Niedeck oder die neue Ecke, die gleichfalls mit einer Burg verſehen, und von der Hardeck oder harten Ecke nur durch ein tiefes Thal, welches ehemals größtentheils ſumpfiger Teich geweſen ſeyn mag, und durch den Fluß Espol getrennt war. Beide Burgen hatten ihre Ritter, und ſo wie jene ſich Herren von der Hardeck nannten, ſo nannten ſich dieſe Herren von der Niedeck. Beide waren nach da

maliger Art ſtark befeſtigt; namentlich war die, von der hier die Rede, mit feſten Thürmen, hohen Mauern und tiefen Waſſergraben umſchloſſen, wovon noch deutliche Spuren vorhanden ſind. Sie lagen ſich aber wohl für ihr beiderſeitiges Intereſſe zu nahe, und die Zeiten waren zu rittermäßig, als daß ihre Bewohner ruhig hätten bei einander wohnen und ſich unbefehdet laſſen können; daher denn auch die von Hardeck mit denen von Niedeck verſchiedene hartnäckige Fehden führten, bis endlich die erſten die Burg auf der Niedeck erſtiegen, verbrannten und zerſtörten, ihre Güter aber mit den ihrigen vereinigten.

Von dieſer Zeit an ſcheinen einige Familien um die Burg Hardeck herum ſich angebauet und daſelbſt unter ihrem Schutze niedergelaſſen zu haben, denn man findet, daß der Name Hardeck ſich allmählig in Hardegſen verwandelte. Die Endſylbe ſen iſt nach deutſcher oder niederſächſiſcher Mundart von Hauſen oder Haus zuſammengezogen, welches eine Wohnung, Sitz oder Aufenthalt verſchiedener Leute bedeutet, und ſo würde Hardekſen, Hardegſen oder Hardekhauſen einen Sitz der bei der harten Ecke wohnenden oder hauſenden Leute bedeuten.

Bis zum Anfange des 13ten Jahrhunderts lebten die Ritter von Hardeck auf dieſer Burg. Da aber ſtarben ſie aus, und durch die Verheirathung der einzigen Tochter des letzten Beſitzers mit einem von Roſtorf kam die Burg nebſt Zubehör an dieſe Familie.

Die edeln Herren von Roſtorf, die den Namen von ihrem Stammſitze zu Roſtorf, unweit Göttingen, führten,

von dem sie aber wegen getriebener Plackereien bereits vertrieben waren, beſaßen faſt zweihundert Jahre lang Hardegſen. Aber das Schickſal wollte, daß ſie auch hier wieder einem Mächtigern weichen, und ihre Burg räumen ſollten.

Eine unglückliche Mißhelligkeit zwiſchen zwei Brüdern, Friedrich und Chriſtoph von Roſtorf, Söhnen Ludwigs VI., gab hierzu Veranlaſſung. Sie endigte ſich 1379 mit einem traurigen Brudermorde. Der jüngere, Chriſtoph, erſtach nämlich den ältern, Friedrich, nach verſchiedenen glaubwürdigen Geſchichtſchreibern, auf der großen Steinkammer der Burg Hardegſen, unvermuthet im Bette. Nach der Tradition aber ſoll dieſer Mord durch ordentlichen Zweikampf auf dem Platze, wo jetzt der Holzhof iſt, geſchehen ſeyn *). Als dem Herzog Otto von Braunſchweig, dem Quaden, dieſer Brudermord zu Ohren kam, warf er ſich, als Landes- und Lehnsherr der Roſtorfſchen Güter, zum Rächer deſſelben auf, und forderte die Burg Hardegſen als verwirktes Lehn zurück.

*) Gegen die Wahrheit dieſes Brudermordes bringt Wolf, in ſeiner gehaltreichen Schrift: „Das Geſchlecht der edlen Herren von Roſtorf. Göttingen, 1812. 4." manchen gegründeten Zweifel vor, und beweiſt aus einer Urkunde von 1379, daß Ludwig von Roſtorf die Veſte Hardegſen und Moringen dem Herzoge Otto von Braunſchweig verkauft habe.

F. G.

Der alte Ludwig von Roſtorf, der die Schuld ſeines Sohnes zu büßen keine Luſt hatte, und die Unbilligkeit fühlte, für das Vergehen deſſelben mit dem Verluſt ſeiner Burg beſtraft zu werden, behauptete, jenes Verbrechen ſey allein bei der Geiſtlichkeit zu tilgen; er widerſetzte ſich daher dem Anſinnen des Herzogs mit allem Ernſt. Otto, der wohl ſah, daß er Gewalt brauchen müſſe, um zum Zweck zu gelangen, kam nun mit einem Heer reiſiger Knechte vor Hardegſen an. Allein die Feſtigkeit der Burg machte ihm viel zu ſchaffen. Lange lag er vergebens davor, bis es ihm endlich durch Verrätherei gelang, in der Oſternacht 1380, wo man ein ſolches Unternehmen am wenigſten vermuthete, die Burg zu erſteigen, das Proviantgebäude anzuzünden, und die Beſatzung zu Gefangenen zu machen. Ludwig von Roſtorf, der alte gebeugte Vater, ſoll noch während der Belagerung, als er ſah, daß ſie einen unglücklichen Ausgang nehmen würde, mit ſeiner Gemahlin, als Bettler gekleidet, durch einen unterirdiſchen Gang heimlich nach Göttingen geflüchtet, bald hernach aber vor Gram kümmerlich geſtorben, und da in der Pauliner-Kloſterkirche begraben ſeyn.

Seine beiden Söhne, Jdan der jüngſte, und Chriſtoph der Brudermörder, nebſt deſſen beiden Söhnen Ehrhard und Günther, der Reſt der Roſtorfſchen Familie, flohen in jener unglücklichen Oſternacht gleichfalls nach Göttingen. Frei waren ſie wohl, aber auch ganz arm, denn der geſtrenge Herzog zog auch die übrigen, nicht befeſtigten Roſtorfſchen Güter, als Harſte, Gladebeck und

halb Moringen, als verwirktes Lehn ein. Jdan der jüngere baute ſich ſpäterhin zu Aſcha unweit Hardegſen an, veränderte ſeinen Namen nach ſeiner neuen Wohnung, und wurde der Stammvater des Geſchlechts von Aſcha, das 200 Jahre lang blühte, dann aber wieder ausſtarb. Chriſtoph, der Brudermörder, blieb, oder vielmehr verbarg ſich in Göttingen. Seine fernern Schickſale ſind nicht bekannt. Seine Söhne aber, Ehrhard und Günther, bekamen nachmals aus beſonderer Milde des Herzogs die Roſtorfſchen Güter zu Gladebeck wieder, mußten aber auch ihren Namen verändern, und ſich nach ihrem neuen Wohnorte von Gladebeck nennen. Der ältere, Ehrhard, ließ ſich daſelbſt nieder, der jüngere, Günther, wurde nach Abgang der Rumaiſchen Familie mit dem freien Burgmannshofe im Orte Hardegſen, den jene als Afterlehn der Burg Hardegſen bis dahin beſeſſen, und welcher jetzt der Familie von Pape gehört, belehnt.

Die eroberte Burg Hardegſen ſelbſt hatte indeß zu viel Reiz für den Eroberer, als daß er ſich zu ihrer Zurückgabe verſtanden haben ſollte. Er verlegte ſogar, gleich nach ihrer Einnahme, ſein fürſtliches Hoflager darauf. Sie war feſt und ſchön gebauet, und ſelbſt noch jetzt, nach vollen vier Jahrhunderten, beurkundet der aus bloßen Steinfelſen gehauene, ungewöhnlich tiefe Burggraben an der Seite, die von der Stadt abgekehrt iſt, von welcher ihr alſo die meiſte Gefahr, in der Dunkelheit der Nacht überfallen und erſtiegen werden zu können, drohete, ihre ehemalige Feſtigkeit. Eine Zugbrücke führte zu ihr,

wovon man noch in dem feſten Mauerwerk des noch vorhandenen Thors, neben dem Hagenhauſe, die Vorkehrungen, mittelſt Gewindes, ſie aufzuziehen und damit das Thor zu verſchließen, ſieht. Zu beiden Seiten hat noch immer — weder Regen, noch auch hineingeworfener Kummer und das darin aufgewachſene Gebüſch die Tiefe des Grabens auch nur einigermaßen ebnen können.

Das Burghaus ſtand auf einem ſenkrecht abgehauenen Felſen von 26 Fuß Höhe, auf der Stelle, die jetzt die alte Küche genannt wird; und damit die darauf ruhenden ſteilſten Abhänge ſich nicht ſelbſt doſſiren möchten, waren ſie vom Felſen an, eben ſo hoch, ſtark untermauert. An der Außenſeite dieſes Felſen und dieſer Mauer war die Waſſerleitung durch Röhren ausgehauen und ausgemauert. Sie war jedoch verdeckt, damit der Belagerer ſie nicht abſchneiden konnte, und noch jetzt ſind deutliche Spuren davon vorhanden. Der Umfang dieſes Burgſchloſſes ſcheint von Bedeutung geweſen zu ſeyn. Stark und feſt ſind die noch im Boden befindlichen Grundmauern. Auch einzelne Gebäude in dem Umfange der Burg, die noch ſtehen, vielleicht auch noch länger ſtehen werden, als ſie ſchon geſtanden haben, beweiſen ihre Feſtigkeit und den Wohlſtand ihrer vormaligen Beſitzer. So das Moß- oder Muthhaus — eine Benennung, die vormals einzelnen wohlverwahrten Gebäuden in feſten Oertern gegeben wurde, und von Muthen und Belehnen, welches auf ſolchen geſchah, abzuleiten iſt. Dies war ſeit Otto's Zeit, wahrſcheinlich auch ſchon vorher, das Zeughaus

der Burg, und daneben das Kanzelei- oder Gerichtshaus. Dieſes Gebäude iſt von ungemein feſten und ſauber gehauenen Quaderſteinen, mit einer ſeltenen Genauigkeit bis in die höchſte Giebelſpitze 118 Fuß, aufgeführt. Die unterſte Dicke der vier Wände hält 12 Fuß, und die obere 8 Fuß. Das Gebäude ſelbſt iſt bis jetzt noch in ſo gutem Stande, daß man auf den erſten Anblick glauben ſollte, es ſey erſt ſeit geſtern aufgeführt. Nur an der Weſtſeite nimmt man einige Spuren von Beſchädigung wahr, die daſſelbe zur Zeit der Belagerung, der Tradition nach, erhalten haben ſoll, wo man aus Schleudermaſchinen große Steine gegen daſſelbe warf. In einem ſteinernen Fenſtergeſimſe ſteht folgende, ſchon ziemlich ausgewitterte, kaum leſerliche Mönchsſchrift:

„Na Godis Bord duſend unde drey hundert Jar in
„den ver un twintigeſten is düt Hus gebuwet von
„twen Riddern Hern Cunrade unde Hern Lodewigen
„von Roſtorp."

Der erſte von dieſen hier Genannten war es, der nebſt andern zum Executore des von dem im Jahre 1344 verſtorbenen Herzog Ottone largo errichteten Teſtaments ernannt war; der letzte war der vorhin erwähnte und in ſeinem hohen Alter vertriebene Ludwig.

Das Inwendige dieſes Gebäudes wird jetzt zu Fruchtböden genutzt; auch ſind darin einige Zimmer. Der größere Theil iſt aber unausgebaut. Man wollte es beim letzten maſſiven Bau des Amtswohnhauſes abbrechen, und

ſeine vortrefflichen Quaderſteine nutzen, aber man fand es zu feſt, als daß es ohne große Koſten und unſägliche Mühe abgebrochen werden konnte. Es ſchützte ſich alſo ſelbſt und bewahrte zugleich ſeine Widerſacher gegen den Vorwurf, hier ein merkwürdiges Dokument des Alterthums um einiger Erſparung willen zerſtört zu haben.

Seine Keller ſind ungemein hoch, dauerhaft und auf ſtarken Pfeilern ruhend, angelegt. Aus einem derſelben ſoll, der Tradition zufolge, ein unterirdiſcher Gang unter der ganzen Burg her, bis in den nahegelegenen Wald geführt haben. Dieſe Angabe iſt auch nicht unwahrſcheinlich, denn der alte Ludwig v. Roſtorf ſoll bei der Einnahme ſeiner Burg durch einen unterirdiſchen Gang entkommen ſeyn, und beim Durchwühlen des Fundaments, als man einſt in die Küche des Wohnhauſes Waſſer leiten wollte, fand man eine Thür von Metall, mit vielen Inſchriften, die aber Unverſtand ſofort zerſchlug.

Ferner iſt noch aus jenen Zeiten übrig, das Hagenhaus, von hägen oder aufbewahren. Auch dies iſt ſehr feſt, und mit einem Mörtel gemauert, der ungemein ſtark bindet. Es diente ehemals zum Provianthauſe, daher es auch ſeinen Namen bekam. Zur Zeit der Belagerung wurde es von Herzog Otto's Kriegsvolke angezündet, und ſein Inneres ein Raub der Flammen. Selbſt noch nach einem dreitägigen Brande blieben ſeine Mauern unbeſchädigt ſtehen, das Ausgebrannte aber wurde nachher wieder in den vorigen Stand geſetzt. Jetzt dient es zum Gebrauch für den Amtshaushalt. Eine Sage macht den

untern Theil deſſelben zur ehemaligen Burgkapelle. Davon findet ſich aber in ſeinem Innern nicht die leiſeſte Spur.

Die übrigen zu der ehemaligen Ritterburg gehörigen Gebäude ſind theils an der Krankheit eines 5, bis 600jährigen Alters geſtorben, theils ihrer jetzigen Unbrauchbarkeit wegen mit vieler Mühe abgebrochen worden. Zu dieſen letzten gehörte beſonders ein hoher viereckiger Thurm von ungeheuern Quaderſteinen, deſſen Mauern über 10 Fuß dick waren, und zum Gefangenthurm gebraucht wurde. Er wurde aber 1780 abgebrochen und ſeine Steine zum Bau des neuen Amthauſes verwendet.

Die Ueberbleibſel des alten Schloſſes ſind erſt zu Ende des 17ten Jahrhunderts abgebrochen, und dagegen ein Wohnhaus von Holz, nicht auf die alte, ſondern auf eine andere Stelle, ungefähr in die Mitte der Burg, erbauet worden. Dies aber zerſtörte ein einziges Jahrhundert, und da es ohnehin für ſeine Beſtimmung zu wenig geräumig befunden wurde, ſo bauete man auf dieſelbe Stelle im Jahre 1780 ein dauerhafteres maſſives und größeres.

Die übrigen Wohn- und Haushaltsgebäude ſind ſämmtlich aus neuern Zeiten, und maſſiv. Sie formiren ein an einander hängendes weites Quadrat um das Wohnhaus, welches in der Mitte frei ſteht und ſich nur von hinten in ſchiefer Richtung ans Muthhaus lehnt.

Nachdem Herzog Otto die Burg Hardegſen durch ſeine koſtſpielige Eroberung genommen hatte, verlegte er,

wie bereits erwähnt, ſein fürſtliches Hoflager darauf. Er hielt ſich die meiſte Zeit ſeines noch vierzehnjährigen Lebens, wenn dieſen unruhigen Kopf nicht auswärtige Kriege und Fehden anderweitig beſchäftigten, daſelbſt auf, und ſtarb auch hier am 13. December 1394. Weil aber der päpſtliche Bann auf ihm ruhete — und er vor ſeinem Tode von demſelben noch nicht losgeſprochen war, ſo konnte nur das Verſprechen ſeiner Schweſter, welche Aebtiſſin im Kloſter Wibbrechtshauſen war, ein Jahr lang barfuß zur Kirche gehen zu wollen, ihr die Erlaubniß verſchaffen, den Körper in ihrem Kloſter, aber nur unter der Dachtraufe, begraben und ſodann über ſeinem Grabe an der Kirche eine Kapelle bauen zu dürfen. Hier iſt ſein Grabmahl noch zu ſehen, auf welchem er in Lebensgröße auf einem Catulo ſtehend, wahrſcheinlich eine Anſpielung auf den Stamm der Welfen, dem er angehörte, und mit einer goldenen Sichel um den Hals, die er zum Andenken ſeiner Eroberung der Burg Sichelſtein bei Münden im Leben trug, in Stein ausgehauen iſt.

Seine Wittwe, Margarethe, Herzog Wilhelms von Bergen Tochter, eine fromme und mildthätige Fürſtin, durchlebte auf Hardegſen ihren 48jährigen Wittwenſtand. Sie ſtarb auch hier in einem hohen Alter, und wurde in der Kirche vor dem hohen Altar begraben.

Nach ihrem Tode, der 1442 erfolgte, hielt ſich ihr regierender Sohn, Herzog Otto der Einäugige, öfters hier auf. Im Jahr 1450 verſetzte er mit Bewilligung ſeiner Landſtände das ganze Land Göttingen und zugleich

mit

mit die Burg Hardegſen für 10,000 rheiniſche Goldgulden an ſeinen Lehnsvetter, Herzog Wilhelm dem ältern von Braunſchweig, der zu Kalenberg reſidirte. Da er kinderlos, und Herzog Wilhelm ſein Nachfolger und Erbe war, ſo dachte er nicht an Einlöſung, kam auch nie wieder nach Hardegſen.

Nach ſeinem im Jahre 1463 erfolgten Tode war Hardegſen die Reſidenz Herzog Wilhelms des jüngern, dem ſein Vater Wilhelm der ältere das Land Göttingen abgetreten hatte. Wegen ſeines Alters trat dieſer 1491 die Regierung ſeinen beiden Söhnen ganz ab. Er theilte das Land unter ſie, und behielt ſich nur das Land Göttingen nebſt einer Summe von 10,000 rheiniſchen Gulden, die ihm jene zahlen ſollten, vor. Meiſtentheils lebte er zu Hardegſen, ſtarb auch hier am 4ten Julius 1503, nachdem er der Regierung des kleinen, ſich vorbehaltenen Landes Göttingen gleichfalls müde geworden war, und ſeinem Sohne Erich dem ältern abgetreten hatte. Nur Hardegſen, Münden und Uslar nebſt einer Summe von 2500 Gulden bedung er ſich zur Leibzucht. Während ſeiner Regierung trug es ſich zu, daß ſein Bruder Friedrich, dem das Kalenbergiſche zugefallen war, ihm die in der Fehde der Herzöge von Braunſchweig mit den Hanſeeſtädten ums Jahr 1466 gefangenen göttingiſchen Bürger auf die Burg Hardegſen ſandte, um ſie daſelbſt gefänglich aufzubewahren. Er ſperrte ſie theils in den Gefangenthurm, theils in den großen Keller des Muthhauſes ein. Hier war es auch, wo er dieſen ſeinen Bruder ſelbſt,

als einen Verbündeten der Stadt Hildesheim, gefangen hielt. Sie war mit ihrem Biſchof, Bartholb von Landsberg, welchem der Herzog Wilhelm und ſein Sohn Heinrich Beiſtand leiſteten, in eine Fehde verwickelt. Wilhelm zog nemlich in dieſer Fehde unvermuthet vor den Kalenberg, und als man ihn ungehindert einließ, überfiel er ſeinen Bruder, nahm ihn gefangen und führte ihn auf die Burg Hardegſen. Dies geſchah 1485. Friedrich verfiel bald darauf in Melancholie, und ſtarb ohne Erben.

Auch Heinrich der ältere, Wilhelms des jüngern Sohn, ein höchſt unruhiger Kopf, wählte die Burg Hardegſen zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, und machte ſie durch Manches, welches in die Zeiten ſeiner Regierung fiel, merkwürdig. So nahm er noch bei Lebzeiten ſeines Vaters die Burg Hardegſen mit Gewalt ein und ſetzte ſich darauf feſt, mußte ſie aber 1491 ſeinem Vater wieder einräumen, und ſich nach Wolfenbüttel begeben, welches jener ihm dafür abtrat.

Von Hardegſen aus befehdete er ſeinen Vetter, den Herzog Heinrich von Grubenhagen zu Salzderhelden, weil dieſer denen von Hildesheim und den Städten beigeſtanden, fiel in die Einbeckſche Börde, trieb daſelbſt einen großen Raub zuſammen, und brachte ihn auf die Burg Hardegſen. Bald darauf fiel er den Göttingern in das Amt und Gericht Friedland, welches dieſe damals pfandweiſe im Beſitz hatten, nahm vieles Vieh weg, und ließ es auf die Burg Hardegſen bringen. Wenige Tage nach-

her zog er wohl gerüſtet von Hardegſen aus, verbrannte Wehnde, Roringen, Geismar, den Hof zu Jmmenſen, Roſtorf, Grone, Holtenſen u. ſ. w., und kehrte dann nach Hardegſen zurück, um ſogleich wieder ins Gericht und Amt Aſſeburg zu fallen, wo er denen von Braunſchweig ihre Dörfer verbrannte und viel Vieh raubte.

Er und ſein Vater Wilhelm waren es auch, die am 26ſten Februar 1486 mit 40 Pferden von Hardegſen wohlgerüſtet auszogen, um zu Diemarden ein Vorwerk der Stadt Göttingen zu plündern, den Meier daſelbſt gefangen zu nehmen, und nach Hardegſen zu führen. Die von Göttingen ſandten dagegen ihre Reiter und Knechte unter Anführung ihrer Hauptleute, Hans von Dransfeld und Hans Reſen, am 4ten März in das Obergericht Hardegſen. Dieſe plünderten und verbrannten hier die Dörfer Hettenſen, Ellierode, Schlarpe und Lichtenborn. Zu gleicher Zeit zogen auch die von Nordheim aus, und dieſe plünderten und verbrannten Ertinghauſen und Leiſenrode. Herzog Wilhelm rächte ſich an den Nordheimern dadurch, daß er am 29ſten Junius gegen ſie von Hardegſen ab, auszog, ihnen alle Feldfrüchte verheerte, ſogar Hopfen, Mohn und Kraut in den Gärten abſchneiden ließ; an den Göttingern aber dadurch, daß er am 27ſten September von da alle Schaafe und verſchiedene Gefangene holte und ſolche auf Hardegſen brachte.

Herzog Erich der ältere wurde auf der Burg Hardegſen erzogen, hielt ſich auch nachher oft hieſelbſt auf. Einſt als Hardegſen durch eine Feuersbrunſt ſehr gelitten, eilte

er ſofort von Münden hierher, verweilte eine Zeitlang auf ſeiner Burg, tröſtete die Abgebrannten väterlich und theilte reichliche Almoſen unter ſie aus.

Sein Sohn, Herzog Erich der jüngere, iſt zwar nicht hier, ſondern in Münden erzogen, er kam aber doch mehrere Male auf die Burg Hardegſen, und blieb ſodann eine Zeitlang. Auch ſeine Gemahlin Sidonia, Herzog Heinrichs des Frommen von Sachſen Tochter, hielt ſich hier gern und eine lange Zeit auf. Sie labte ſich, bei der öftern Abweſenheit ihres Gemahls im Auslande und bei dem fortdauernden Mangel an ehelicher Liebe zu ihr, an den reichen Tröſtungen, die ihr eine gewiſſe Wittwe Fuchſin ertheilte. Als dieſe ſtarb, zog ſie 1560 von hier nach Erichsburg.

Bis hierher war Hardegſen faſt immer die Reſidenz der Landesherren; nun aber hörte ſie auf, es zu ſeyn. Der Name Burg verlor ſich nach und nach, und verwandelte ſich in den eines Amtes.

Von Hardegſen herab hat man nur nach Süden eine Ausſicht in die Ferne. Nach den andern Weltgegenden hin umgeben es in einem Halbzirkel hohe Berge. Jene Ausſicht geht gerade auf die Burg Pleſſe, die wir ſchon kennen gelernt haben *). Es ſcheint, daß man in jenen früheren Fehdezeiten für nothwendig hielt, dieſe ſtets im Auge zu haben. Die Hauptſeite der Burg war dahin ge-

*) Im erſten Bande, S. 205.

kehrt, auch ging nur dahin eine ſtark befeſtigte Landwehr, die ſich, obgleich keine Spur mehr von ihr vorhanden iſt, im Namen noch erhalten hat.

Von Hardegſen iſt Moringen 1 Stunde entfernt. Göttingen und Nordheim liegen 3 Stunden davon.

* * *

Dieſe Nachrichten ſind aus dem 29ſten und 30ſten Stücke des neuen Hannöverſchen Magazins von 1810 genommen, wozu mir ihr Verfaſſer, Herr Domeier, Prediger im Städtchen Hardegſen, noch bedeutende Nachträge mittheilte. Abbildungen der Burg kenne ich nicht. Auf der Anſicht vom Städtchen Hardegſen, in Zeilers Topographie des Herzogthums Braunſchweig-Lüneburg, ſieht man nur wenig von den Ruinen der Burg.

Digitized by Google

33.

Altenburg
bei Bamberg.

Blühn und Welken, Prangen und Verſinken,
Freut dich das, mein Geiſt? Du führſt mich hin,
Wo der Vorwelt ſtumme Reſte winken
Durch die Macht der Allzerſtörerin?
Sieh die Schmetterlinge luſtig flattern!
Und du ſchleichſt zum Aufenthalt der Nattern?
Dünkt dich dieſe Grabesſcene ſchön,
Wo durch Dornen Moderdüfte wehn?

Bouterweck.

Digitized by Google

Digitized by Google

33.

Altenburg.

Eine halbe Stunde über der Stadt Bamberg in Franken liegen auf dem Gipfel eines hohen Berges die Ruinen einer Burg, die ſonſt Babenberg hieß, jezt aber die alte Burg oder Altenburg genannt wird. Ihre Erbauer kennt Man nicht, aber wahrſcheinlich ſind es die in dieſer Gegend ſich niedergelaſſenen alten Franken geweſen. Zu Karls des Großen Zeiten ſtand ſie ſchon, und da beſaßen ſie die Grafen von Babenberg, von denen am Ende des neunten Jahrhunderts die Brüder Adelbert und Heinrich hier lebten. Heinrich hatte Baba, die Schweſter des Kaiſer Heinrichs des ſogenannten Vogelſtellers, zur Frau. Ihr zu Ehren nannte er die Burg Baba- oder Babenburg. Als nun ſpäterhin die Domherrenhöfe und der biſchöfliche Hof in Bamberg die Burg genannt wurden, ſo hieß man zum Unterſchiede davon dieſe Ritterveſte die alte Burg. Am Fuße des Berges lag der Flecken Volkfeld. Dieſen erweiterte Heinrich zu einer Stadt, und nannte ſie auch Babenberg, woraus hernach Bamberg geworden iſt.

Heinrich war ein Mann von vielem perſönlichem Muthe und großen Vorzügen, wodurch er ſich das Markgrafthum Oſtfranken erwarb. Er ſtarb im Jahre 886, und hinterließ vier Söhne, Albert, Adelbert, Heinrich und Reibold, mit denen das Geſchlecht der Babenberger auf eine traurige Weiſe wieder erloſch. Die Geſchichte iſt folgende:

Albert, der älteſte Bruder, war vom Kaiſer Ludwig IV. (dem Kinde) mit einem anſehnlichen Heere nach Lothringen geſchickt worden, um Hugo, den natürlichen Sohn König Lothars II. von Lothringen, zu zwingen, die Lehn dieſes Herzogthums bei dem Kaiſer zu ſuchen. Er war ſo glücklich geweſen, dieſen Auftrag des Kaiſers aufs Beſte auszurichten, und kehrte ſiegreich zurück. Während dem hatte Rudolph, Biſchof von Würzburg, im Gebiete des Grafen Albert nicht freundnachbarlich gewirthſchaftet. Er hatte die Einwohner auf mancherlei Art gedrückt, und ſeine Brüder, Grafen von Rotenburg aus Thüringen, hatten ſich den Titel, Grafen von Franken, angemaßt, wollten auch den Rang über den babenbergſchen Grafen haben. Das verdroß Alberten, und in Verbindung mit ſeinen Brüdern begann eine grauſame Fehde. Die erſte Schlacht, die 901 vorfiel, lief ſehr blutig ab. Albert wurde geſchlagen, und Heinrich blieb auf der Wahlſtatt. Adelbert verwundete zwar den Bruder des Biſchofs, Graf Eberhard von Rotenburg, ſo, daß er bald darauf in Würzburg ſtarb; aber dies koſtete auch ihm das Leben. Er ward gefangen, und der Bruder Eber-

hards, Graf Gebhard von Rotenburg, ließ ihn im Lager enthaupten.

Den ſchimpflichen Tod ſeines Bruders zu rächen, ſammelte Albert ein neues Heer, womit er 903 vor Würzburg erſchien. Es gelang ihm, Herr der Stadt zu werden, den Biſchof Rudolph fortzujagen, und große Beute im ganzen Lande zu machen. Seine Feinde ſammelten ſich indeſſen wieder, worüber freilich zwei Jahre vergingen, aber er ſchlug ſie 905 bei Fritzlar abermals, und erſtach im Verfolgen den Bruder des Biſchofs, Konrad, mit eigener Hand. Eine grauſame Plünderung mußten die unſchuldigen Bewohner des Landes drei Tage lang erleiden, und ſiegreich zog Albert wieder heim. So hatten denn vier Brüder gegen vier Brüder vier Jahre lang geſtritten, und auf beiden Seiten waren zwei davon Opfer des Kriegs geworden.

Kaiſer Ludwig, ein naher Verwandter des gebliebenen Konrads, war hierüber gewaltig entrüſtet. Er forderte den Grafen Albert auf, nach Tribur (einer damals ſehr bedeutenden Stadt zwiſchen Mainz und Oppenheim, die jetzt nur noch ein unbedeutender Flecken iſt) zu kommen, um ihn zur Rechenſchaft zu ziehen. Albert aber, der leicht einſehen konnte, daß ihn der Kaiſer eben nicht zum Beſten empfangen werde, hielt für dienlicher, die Einladung abzuſchlagen. Dieſe Widerſpenſtigkeit erregte Ludwigs ganze Rache. Er ſammelte ſogleich ein Heer, und belagerte Alberten auf der Altenburg. Die war aber gut befeſtigt, und da Albert auch ein beſſerer Kriegsheld als Ludwig war, und

dieſer mit Gewalt nichts ausrichten konnte, ſo ſchlug er den Weg der Ueberliſtung ein. Dazu bediente er ſich des Erzbiſchofs Hatto von Mainz, da er wohl wußte, daß unter der geiſtlichen Larve der Böſewicht am leichteſten Verſteckens ſpiele. Hatto kam auf die Burg. Mit menſchenfreundlicher Geberde nahete er ſich Alberten, ſprach von der Gott wohlgefälligen Liebe gegen Feinde, von dem reinen Vergnügen der Ausſöhnung mit ihnen, von den Pflichten gegen ſeine Unterthanen, die unter dem Drucke des Krieges ſeufzten, kurz, er ſuchte von Seiten der Moralität auf Alberts Herz zu wirken, fügte auch hinzu, daß der Kaiſer gewiß gern die Hand zum Frieden biete, wenn Albert ſich perſönlich zu ihm in das Lager begäbe, und ſich unterwürfig zeige, er wolle ihm die eidliche Verſicherung geben, daß er wieder geſund auf ſeine Burg kommen ſolle.

Hatto beſaß eine Gewandtheit in der Sprache, welcher Albert, der gut und redlich dachte, nicht lange widerſtand. Er willigte daher ein, in das Lager des Kaiſers ſich zu begeben, und die Vorſchläge deſſelben anzuhören.

Kaum graute der andere Morgen, ſo ſetzten ſich beide zu Pferde, um hinabzureiten. Aber nur wenige Schritte waren ſie vom Schloſſe entfernt, ſo äußerte Hatto, daß er noch nichts gegeſſen habe, und ſich ein Frühſtück ausbitten müſſe. Der unbefangene Albert, nichts ahnend, kehrte gleich wieder mit dem Gaſte um, und ſie verzehrten guten Muths ein Frühſtück. Darauf ſetzten ſie ſich wieder zu Pferde, und ritten hinab in das

Lager. Als ſie ankamen, ſprang Albert muthig vom Roß, nahete ſich mit offenem Herzen und Wohlwollen dem Kaiſer, machte ihm eine tiefe Verbeugung, aber — plötzlich umgaben ihn Trabanten, und führten den grauſam Betrogenen ins Gefängniß. Empört über eine ſolche niederträchtige Ueberliſtung, erinnerte er den Erzbiſchof Hatto an ſein gegebenes eidliches Verſprechen. Doch, dieſer Böſewicht legte jetzt die Larve des Menſchenfreundes ab, und entgegnete mit höhniſchem Lächeln: er habe ſein Verſprechen erfüllt; denn als er von ihm ein Frühſtück begehrt, wäre er ja friſch und geſund in die Burg zurückgekehrt; daß er einfältig genug geweſen, zum zweitenmal ſeine Burg zu verlaſſen, ſey ſeine eigene Schuld. Albert wüthete ob dieſer teufliſchen Falſchheit und ſeiner gutherzigen Leichtgläubigkeit, aber umſonſt. Er wurde nach Tribur geführt, zum Tode verurtheilt, und am 9ten September 908 auch wirklich enthauptet.

So endete die Herrſchaft des Geſchlechts der Grafen von Babenberg in dieſer Gegend, denn Ludwig nahm Alberts Beſitzungen an ſich, und die Altenburg ließ er ziemlich verwüſten. Alberts Sohn, Albert II., floh und wurde aus dem Reiche verwieſen, doch haben ſeine Nachkommen noch einige Jahrhunderte in öſterreichiſchen Provinzen gelebt. Wo Alberts dritter Bruder, Graf Reibold blieb, verſchweigt die Geſchichte.

Mit Unwillen und innerlicher Verachtung ſahen die Großen Deutſchlands ihr Oberhaupt ſo unkaiſerlich handeln. Aber der eiſerne Scepter, mit welchem Ludwig

herrſchte, erlaubte ihnen nur, dies zu denken. Aeußerungen wagte keiner. Doch die Nachwelt, die alles wägt, würdigt, richtet, die jeden Schleier hinwegreißt von Thaten, die das Licht ſcheuten, die alle Handlungen aufdeckt, verhüllte ſie auch der Purpurmantel, die den Fürſten wie den Bettler hintreten läßt vor ihren Richterſtuhl, ein ſtrenges Urtheil über ſie zu ſprechen, ſie, die allein nur das Recht hat, Herrſchern einen Beinamen zu ertheilen, was ſich ſo oft die Mitwelt angemaßt hat, ſie richtete auch über Ludwigs Thaten.

Nach hundert Jahren war das Andenken an jenes tyranniſche Verfahren Ludwigs noch nicht vergeſſen. Selbſt Kaiſer Heinrich II., dem ſeine Frömmigkeit und Neigung zum Wohlthun das Beiwort „der Heilige" verſchaffte, gedachte mit Unwillen der Härte ſeines Vorfahren. Sein Gefühl für Recht legte ihm die Verbindlichkeit auf, auf irgend eine Art jenen Makel der Krone, die er nun trug, wieder zu verwiſchen, und da ſtiftete er, der Denkungsart des Zeitalters gemäß, im Jahr 1007 ein Bisthum in Bamberg, das erſt in unſern Tagen ſeine faſt 800jährige Laufbahn beſchloß. Sein Kanzler, Eberhard, wurde erſter Biſchof. Dieſer und ſeine Nachfolger ließen die Altenburg wieder herſtellen und im Stande erhalten, gebrauchten ſie aber mehr zum Vergnügen als zur Vertheidigung, und die Geſchichte würde daher ihren Namen bald vergeſſen haben, wenn ſich nicht zweihundert Jahre ſpäter eine Begebenheit auf derſelben ereignet hätte, welche ſie auf immer in den Annalen der deutſchen Kaiſergeſchichte

merkwürdig macht, nemlich, die Ermordung Kaiſer Philipps des Schwaben.

Um die deutſche Kaiſerkrone, die ſo oft der Zankapfel der Großen des Reichs war, das ſie beherrſchen ſollte, um deren Beſitz ſo oft der Deutſche gegen den Deutſchen kämpfen mußte, und Ströme von Blut da floſſen, wo ſie hätte Segen verbreiten können, um dieſe Krone ſtritten ſich von 1197 bis 1208 Otto IV., ein Sohn Heinrichs des Löwen, und Philipp, ein Sohn Kaiſer Friedrichs I. Beider Parthei war groß, und blutige Kämpfe gab es zwiſchen ihnen elf ganzer Jahre hindurch, doch ohne entſcheidenden Erfolg. Da kam Philipp in der Mitte des Jahres 1208 auf die Altenburg. Er fühlte ſich nicht wohl, und gedachte hier bis zur Herſtellung ſeiner Geſundheit zu verweilen. Vielleicht waren auch die Sorgen, die Geſchäfte, die ſeine gegenwärtige Lage ihm aufbürdete, und von denen er ſich gern einmal losreißen wollte, eine Miturſache, hierher zu gehen. Eines Tages, es war am 23ſten Junius, befand er ſich ſo übel, daß er ſich mußte eine Ader öffnen laſſen. Sein Kämmerer, ſein Truchſeß und der Biſchof von Speier, waren bei ihm im Zimmer, als dies geſchehen war, und er noch im Lehnſtuhle ſaß. Da trat ſchnell und mit wildem Blick, Pfalzgraf Otto VII. von Wittelsbach herein, und zog ſein Schwert.

Der Kaiſer ſagte ganz gelaſſen zu ihm:

„Otto, ſtecke dein Schwert in die Scheide, hier iſt nicht der Ort darnach.“

Aber Otto erwiederte mit heftiger Stimme:

„Ja allerdings iſts der Ort, da der Kaiſer für ſeine Untreue büßen ſoll;“

und zugleich verſetzte er dem Kaiſer einen Hieb in den Hals, daß dieſer auf der Stelle todt niederfiel.

Der Biſchof von Speier hielt für gut, ſogleich das Zimmer zu verlaſſen. Entweder war es Furcht, oder der Gedanke: dieſe Sonne iſt untergegangen, eile ſchnell und huldige der zweiten. In beiden Fällen charakteriſirt ihn ſein Benehmen. Nicht ſo dachten die beiden andern. Entſetzen und Schauder ergriff ſie, als Otto den Mord begangen, und vielleicht waren dieſe es, welche ſie anfänglich betäubten und unfähig machten, den Todesſtreich vom Kaiſer abzulenken; aber bald kamen ſie zu ſich. Sie packten Otto, wollten ihn feſthalten; aber ohne Waffen war es ihnen nicht möglich, ſeiner bewaffneten Hand zu widerſtehen. Sie wurden beide im Ringen verwundet, und konnten es nicht hindern, daß er ihnen entwiſchte.

Otto's Strafe beſtand zuerſt darin, daß er in den Bann gethan wurde. Einige Monate aber ſpäter büßte er ſeine That mit dem Leben. Der ermordete Philipp hatte nemlich noch einen treuen Freund an ſeinem Hofmeiſter, einem Grafen von Pappenheim. Dieſer ſprach einſt mit Otto über jenen Meuchelmord, machte ihm Vorwürfe, äußerte im Eifer für die gerechte Sache, daß es doch noch wohl Jemanden geben werde, der den Tod des guten Kaiſers rächen würde; und da der Wittelsbacher ſich hierdurch beleidigt ſtellte, ſo forderte er ihn voll Ingrimm ſogleich

zum

zum Zweikampf auf. Otto nahm ihn an, fand aber hier ſeinen Tod, denn Pappenheim erſtach ihn.

Kaiſer Otto, der nach Philipps Tode nun einſtimmig anerkannt wurde, und ſeiner ſchwankenden Lage mit Einemmal ein Ende ſah, war ins Geheim ſehr erfreuet über des Wittelsbachers Schandthat. Gern hätte er es geſehen, daß dieſer ganz ungeſtraft durchgeſchlüpft wäre, wenn es mit Anſtand hätte geſchehen können. Da Pappenheim aber das kaiſerliche Blut ſchon gerächt hatte, ſo verfuhr auch er nun mit Gerechtigkeit und Strenge. Er ließ 1209 das Schloß Wittelsbach bis auf den Grund abbrechen, ganz vertilgen, und ſämmtliche Wittelsbachſche Güter gab er dem Herzog von Baiern, einem Vetter Otto's.

Was den Otto von Wittelsbach ſo heftig gegen den Kaiſer Philipp erbittert hatte, und ihn zu einem Schritte verleitete, der ſeinen Namen immer mit Schimpf bedecken wird, war Folgendes: Otto hatte um eine der Prinzeſſinnen Philipps geworben, und Philipp war auch nicht abgeneigt, ihn zum Eidam anzunehmen. Allein, als er ſpäterhin erfuhr, daß Otto einſt in der Hitze einen ſeiner nahen Verwandten ermordet hatte, ſo lehnte er deſſen Antrag wieder ab. Otto bat ihn hierauf um ein Empfehlungsſchreiben an den Herzog Heinrich von Schleſien, wohin er ſich, wahrſcheinlich in ähnlicher Abſicht, begeben wollte. Philipp verſprach es. Jn Otto's Gegenwart ließ der Kaiſer das Schreiben abfaſſen, gab es ihm ſodann zum Durchleſen, und Otto war mit dem Jnhalte ganz

zufrieden. Verdächtig kam es ihm aber vor, daß er es nicht auf der Stelle eingehändigt erhielt, ſondern bloß die Verſicherung, daß es ihm zugeſchickt werden ſolle. Sein Verdacht wuchs, als er, nach Empfang des Schreibens, an der Außenſeite bemerkte, daß inwendig viel radirt ſeyn müſſe. Er erbrach daher den Brief, und fand da freilich, daß viele Stellen ganz abgeändert waren, daß es ein Uriasbrief geworden, und darin ſogar des verübten Mordes an ſeinem Verwandten ohne Hehl erwähnt war. Dies erregte ſeinen Zorn aufs äußerſte, und jener rachgierige Entſchluß entſtand und wurde vollbracht. So wenig nun dieſer zu entſchuldigen iſt, ſo wenig iſt es freilich auch das unrechtliche, nicht kaiſerliche Benehmen Philipps, deſſen Folge ſeine Ermordung war.

Von den Schickſalen der Altenburg iſt noch Folgendes bekannt. Im Jahre 1430 belagerten und eroberten ſie die Huſſiten. Nachdem ſie das Land ausgeplündert und große Summen erpreßt hatten, zogen ſie wieder davon ab, ohne ihr eben Schaden zugefügt zu haben. Hundert Jahre ſpäter hatte ſie daſſelbe Schickſal. Markgraf Albrecht von Brandenburg belagerte ums Jahr 1552 die Stadt Nürnberg. Da es mit der Einnahme nicht ſo ſchnell gehen wollte, als er gedacht hatte, ſo ſprach er die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg um Hülfstruppen oder um einen Geldbeitrag an. Er ſprach ſie darum an, das hieß: „gebt gutwillig, ſonſt nehm' ich." das letztere geſchah auch. Denn da die Herren Biſchöfe ihm zu lange zögerten, ſo rückte er mit ſeinen Truppen in ihre Biſthü-

mer ein, ließ dieſen freien Willen, den Bewohner zu drücken und zu preſſen, und zwang zuletzt den Biſchof Wigand von Bamberg, ihm ſeine beſten Aemter abzutreten. Bei dieſer Gelegenheit wurde die Altenburg auch erſtürmt und ſogar in Brand geſteckt. Der nachfolgende Biſchof Veit oder Vitus II. ließ ſie aber wieder herſtellen und auch einigermaßen befeſtigen.

Im dreißigjährigen Kriege litt die Altenburg ungemein. Im Jahre 1632 eroberten ſie, nebſt der Stadt Bamberg, die Schweden. Sie legten neue Feſtungswerke dabei an, welche aber bald darauf von den Kaiſerlichen niedergeriſſen wurden. Neun Jahre ſpäter nahm ſie die ſogenannte Weimarſche Armee ein. Unter dieſen Drangſalen litten natürlich die Gebäude ſehr, und ſie verfielen, da man ſie nicht wieder herſtellte. Ihre frühern Belagerungen beurkunden die vielen eiſernen Pfeile, die man bei Anlegung der Weinberge am Fuße der Altenburg ausgrub, wovon in Bamberg noch mehrere aufbewahrt werden.

Das Schickſal aller verlaſſenen Burgen, zu verfallen in ſich ſelbſt, würde auch Altenburg mit vielen andern getheilt haben, wenn ſich nicht ein Freund des Alterthums und einer herrlichen Natur gefunden, der ſich ihrer mit Liebe angenommen, ſie gepflegt, für uns und unſere Enkel noch erhalten hätte. Dies war Markus in Bamberg, ein Mann, edel und trefflich als Menſch, achtungswerth und ſelten als Arzt, dem viele Thränen folgten, als er im Sommer 1816 zu einer beſſern Welt überging.

In ſeinem Beſitze war ſeit mehr als zwanzig Jahren die Ruine der Altenburg, und während dem wandelte er ſie in einen freundlichen Aufenthaltsort um, der für jedermann offen ſtand. Rings um die Ruinen — ſo fand ich es im Herbſte 1814 ſelbſt — treiben am Hange des Berges, Obſtbäume und Weinreben empor, durch die ſich Gänge winden und den Berg hinan leiten. Gleiche Wege durchſchneiden ein klein Gehölz vor dem Eingange, wo man Ruheplätze, angenehme Ausſichtspunkte und auch dem enthaupteten vorhin erwähnten Ahnherrn dieſer Veſte, Grafen Albert von Babenberg, ein Denkmahl gewidmet, findet. Auf einer feſten Brücke, wo ſonſt die Zugbrücke war, gelangt man in den innern Hofraum, wo ein hoher runder Thurm, die Zierde und das ſchönſte Stück der Ruine, ſteht. Andere wieder hergeſtellte Gebäude dienen theils zum Aufenthalt für Beſuchende, theils zum Haushalt einer Familie, die hier oben wohnt, und Fremde bewirthet. Die ehemalige Burgkapelle, an der man noch das Familienwappen eines Fürſtbiſchofs Anton von Rotenhan findet, der hier manche wichtige Beleihung ertheilte, iſt ihre Wohnung.

Unter den vielen zur Umſicht benutzten Stellen iſt die trefflichſte, jener hohe Thurm. Auf 153 ſteinernen und zuletzt hölzernen Stufen gelangt man bis auf ſeine oberſte Fläche. Hier bietet ſich eine Ausſicht dar, die hinreißend ſchön und bezaubernd iſt, die jedoch mit Worten darzuſtellen ein vergebliches Unternehmen ſeyn möchte. Es mögen daher nur einige Grundzüge derſelben hier ſtehen. Bamberg, mit ſeinen ſchönen zahlreichen Thürmen und

ſtattlichen Gebäuden, — worunter beſonders die ehemalige Benediktinerabtei, das jetzige Spital, Michelsberg, prangend hervortritt, — überblickt man ganz. In einer weiten ſchönen, vom Main und der Rednitz durchfloſſenen Ebene liegt es mit Bergen umgeben, hinter welchen in weiter Ferne, Gebirge des Thüringer Waldes und die Feſtung Ehrenburg bei Koburg hervorragen. Das Schloß Seehof, Gich, das Kloſter Banz, der ſattelförmig geſtaltete Staffelberg, der Breitenauer See, und eine Menge Oerter ſchmücken die Nähe und ſchimmern aus der Ferne her. Von mannigfachen Empfindungen ergriffen, die durch ein harmonienreiches Glockengeläute von den Thürmen des uralten Biſchofsſitzes erhöht und veredelt wurden, ſaß ich lange auf des Thurmes Zinne in freier betrachtender Hingebung, und mein trunkener Blick vermochte nicht, das reiche ideenvolle, herrliche Naturgemälde ſattſam zu durchſchauen. Immer neue Punkte entdeckte ich, die mich feſthielten, immer neue Schönheiten, und nur der ſinkende Tag und die Kühle der Abendluft mahnten mich, den Standpunkt zu verlaſſen, der einzig iſt, den niemand ohne die höchſte Befriedigung verlaſſen wird.

Daß dieſer Thurm ein Werk ſpäterer Zeiten iſt, verkündet ſchon ſeine Bauart, und das Seitenthürmchen, worin ſich die erſte Wendeltreppe von 55 Stufen befindet, ſcheint noch früher angefügt zu ſeyn, obgleich auf der Mitte der Treppe das Wappen des Biſthums Bamberg, — der Löwe mit dem Querbalken — am Haupt-

thurm hervorragt. Am erſten Thurmkranze, den man bequem umgehen kann und von dem die Ausſicht auch ſchon groß und ſchön iſt, findet man das Wappen des Fürſtbiſchofs Albert von Wertheim befeſtigt. Wahrſcheinlich ließ er dieſen Thurm erbauen. Von hier an ſteigt man auf einer hölzernen Treppe weiter, die auf dem Deckgewölbe des Burgverließes ruht. Der bekannte Mathematiker Schiegg ließ ſie vor 60 Jahren erneuern, um auf dem Gipfel des Thurmes aſtronomiſche Bemerkungen und die trigonometriſche Ausmeſſung der Gegend Bambergs vorzunehmen.

Die gute Erhaltung des Thurms verdankt man dem Fürſt-Biſchof Friedrich Carl, einem Grafen von Schönborn. Er ließ ihn im Jahre 1738 ausbeſſern, mit Kalk bewerfen — was ihm freilich das alterthümliche Anſehn raubte — und mit einer Schieferkuppel verſehen, auch ſein Wappen im oberſten Rande der Mauer anbringen. Ein Blitzſtrahl verzehrte aber im Mai 1790 dieſe Bedachung, und ſeitdem ſteht er freilich ohne eine ſolche Schutzwehr gegen den Andrang zerſtörender Naturkraft, gewinnt aber dadurch an Eigenthümlichkeit.

Der alte Brunnen der Burg, an 70 Fuß tief, iſt noch vorhanden und liefert den Bewohnern reichliches Waſſer. Auch die großen ſchönen Keller ſind noch erhalten, ſo wie ein unterirdiſches Gewölbe für Verbrecher, und auch die Umfaſſungsmauer, aus ſchönen Quadern errichtet, ſteht noch größtentheils unverletzt und wird noch lange dem Untergange widerſtreben, wenn auch künftig ein ſol-

cher Schutzgeiſt über Altenburgs Ruinen wachen wird, wie Markus es war. Doch, wer möchte daran zweifeln, daß dieſer nicht hervorträte, um eine Höhe zu ſchützen, wo Markus im Leben ſo wirkſam war; wo ſeine Gebeine in kühler Erde ruhen; worauf ſein Geiſt noch freundlich niederblicken und dankbar den ſegnen wird, der ſein erhaltenes Werk auch noch erhalten will. Ja, ſo ſetze man dem edlen Manne ein Denkmal, indem man das erhält, was er ſich ſelbſt errichtete; und an den Urnamen der alten Veſte reihe ſich der noch an: „Markusburg“, der nie untergehen, der ſchweſterlich mit ihr in der Geſchichte ſtets fortleben möge, zur Erinnerung an einen ſeltenen, trefflichen Mann.

* * *

Im erſten Hefte der Sammlung der Ruinen und Ritterburgen in Franken, Fürth (ohne Jahrzahl), Quer-Folio, findet man eine Abbildung der Altenburg. Eine zweite, kleinere, iſt den „Bemerkungen auf einer Reiſe aus Thüringen nach Wien im Winter 1805 bis 1806 von C. Bertuch (in Weimar) 1. Heft. Weimar, 1808. 8.“ von dem Verf. gezeichnet, beigefügt. Eine dritte, und die jüngſte, iſt das Titelkupfer zu dem dramatiſchen Gedichte: „Adalbert von Babenberg, von F. M. Birnbaum. 2ter Bd. Bamberg, 1816. 8.“ Das Titelkupfer zum 1ſten Bande deſſelben Werks zeigt die Altenburg, wie ſie beinahe vor 600 Jahren, nach dem Erlöſchen des Baben-

bergſchen Geſchlechts in Franken, zu einer Zeit ausſah, wo ſie längſt Eigenthum des Bisthums Bamberg war. Von einem alten Oelgemälde, das auf dem Rathhauſe in Bamberg hängt und gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, wahrſcheinlich von Michael Wohlgemuth, gemalt iſt, und die Theilung der Apoſtel und im Hintergrunde Bamberg mit ſeinen nächſten Umgebungen und daher auch die Altenburg darſtellt, iſt es treu kopirt. Eine frühere Kopie dieſes ganzen Gemäldes findet ſich in Schedels Chronik von Bamberg. Auch vor den Beiträgen zur Geſchichte Bambergs von Pfeufer iſt eine Anſicht der Altenburg aus dem Jahre 1605.

Dieſe Beiträge ꝛc., Meliſſantes eröffneter Schauplatz denkwürdiger Geſchichten, 1ſter Band 1715, und eigene Bemerkungen, an Ort und Stelle gemacht, erzeugten vorſtehenden Aufſatz.

Digitized by Google

34.

Habichtſtein
in Böhmen.

Aus des ſchroffen Felſens düſtern Ritzen
Blicken raubgewöhnte Marder vor;
Brauſend knickt der Wind die Tannenſpitzen,
Eingeäſchert liegt das Flügelthor.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

34.

Habichtſtein.

Im Leutmeritzer Kreiſe, der unter Böhmens Kreiſen den größten Reichthum an ſchönen Gegenden hat, liegen, gerade in einer ſeiner ſchönſten, die Ueberbleibſel der ſeltſamen Felſenburg Habichtſtein.

Wenn man auf der Straße von Böhmiſch-Leipa her der Kaunitziſchen Beſitzung Neuſchloß ſich nähert, öffnet ſich ein beträchtliches Thal, allenthalben von einem Kranze der mannigfaltigſten, theils bebuſchten, theils kahlen, theils majeſtätiſch, theils gefällig geformten Berge eingeſchloſſen. Im Vordergrunde erſtreckt ſich ein faſt meilenlanger seeähnlicher Teich, und endet mit Schleuſen zwiſchen hohen Felſenwänden, deren Sprengung unſägliche Mühe und Zeit gekoſtet haben muß, und einem Römerwerke keine Schande machen würde. Rund umher hat menſchlicher Anbau und Fleiß eine ſchöne Natur auch zur benutzten gemacht. Faſt der ganze Halbſee iſt von beträchtlichen Dörfern und einzeln zerſtreuten Gebäuden umringt. Zu ſeiner Rechten ſteht das prächtige Neuſchloß, und zu

ſeiner Linken, ſchon etwas im Hintergrunde, der romantiſche Habichtſtein.

Auf den erſten Anblick, eine Meile in der Ferne, vergleicht ſich die Form vom Habichtſtein ungemein viel mit dem Wrack eines großen Schiffes, das maſten- und ſegellos auf einer Klippe zu ſchweben ſcheint. Oder, man möchte auch ausrufen: Noah's Arche auf Ararat! ſo ganz gleicht es von fern der Abbildung, die man in Bilderbibeln von dieſem Schiffe zu finden gewohnt iſt. Dieſe Aehnlichkeit ſchwindet freilich, je näher man dem Felſen kommt, und je deutlicher man die gewaltige Maſſe deſſelben mit allen ihren vielfachen Vorſprüngen, Riſſen und Ungleichheiten zu betrachten vermag. Aber gewiß wächſt auch dann die Verwunderung noch, ſtatt ſich zu mindern; und die großen, weit in die Luft hinaus ſtrebenden Steinmaſſen machen den ſeltſamſten Abſtand gegen den kleinen Marktflecken, der ganz ſorglos unter dieſem drohenden Obdach liegt, und den Fuß des Berges, im buchſtäblichen Sinne des Worts, umkränzt. Denn ein ungeheurer, aus einem einzigen Stück beſtehender Sandblock liegt hier, in Geſtalt eines auf ſeiner Schärfe ruhenden Prisma, auf einem länglich runden, mit Gras bewachſenen Berge. Der Block ſelbſt iſt ebenfalls länglich rund, und nur an ſeiner gegen Nordweſt ſtehenden Vorderſeite — was von weitem die ſchon erwähnte Schiffsfigur vervollkommnet, und gleichſam den Spiegel des Orlogsſchiffs bildet — iſt er ein wenig abgeſtumpft. Sein Umfang beträgt da, wo er gegen unten am Erdhügel aufſitzt, 227 Schritte.

Weit beträchtlicher aber muß der obere Umkreis ſeyn, denn nirgends beträgt ſein Ueberhang unter 10 bis 12 Fuß, an mehrern Orten aber 28 bis 30. Ein ſchauderhaft umgekehrter Kegel, wenn man dicht unter ihm aufblickt!

Bei dieſer Form würde es auch dem geübteſten Kletterer unmöglich ſeyn, blos durch Hülfe ſeiner Füße irgendwo den Felſen zu erklimmen; und der einzige Weg zur alten Veſte hinauf geht jetzt, mittelſt einer großen Leiter, durch einen Theil des ehemaligen Brunnens. Die Wand, durch welche er vordem hinab bis auf die Waſſertiefe ſich erſtreckte, iſt muthmaßlich bei gewaltſamer Zerſtörung des Schloſſes abgeſprengt, und ſeine größere untere Hälfte, zur Vermeidung alles Unglücks, verſchüttet worden. Durch dieſen Eingang, der wohl mit Recht für originell gelten, und eines abenteuerlichen Schloſſes abenteuerliches Thor genannt werden kann, ſteigt man 24 Stufen hoch bis zur Mündung, die ehemals nicht fern von der Aufziehebrücke ſeyn mochte. Durch ſteile, in Stein ausgehauene, nun aber größtentheils verwitterte Stufen einer vordem viereckigen Wendeltreppe klimmt man, beſchwerlich genug, 32 Fuß weiter, bis zum erſten Abſatz der Feſtung, oder dem vordern Burghofe. Hier iſt eine ziemlich beträchtliche, mit fruchtbarem Boden bedeckte Fläche, auf welcher noch jetzt zwei Einwohner des Fleckens ihre, gleichſam ſchwebenden, Gärten haben. Etwas weiter gegen Nordweſt erhebt ſich der Fels wieder 24 Fuß hoch; nur etwas ſchmäler, ſo daß auf drei Seiten zwiſchen ihm und des untern Burghofs äußerer Ringmauer ein zwölf Fuß breiter Gang oder Waffen=

platz bleibt, der ehemals die Stelle eines Außenwerks bei der Feſtung vertrat. Der obere, ſüdlich liegende Burghof iſt mit einer eben nicht hohen Mauer umzingelt.

Hier findet man mehrere in bloßen Felſen ausgehauene Behältniſſe, wovon das größte gewöhnlich für den ſonſtigen Pferdeſtall ausgegeben wird. Freilich klingt es ſonderbar, ein Pferdeſtall in dieſer Höhe; indeſſen konnten doch wohl die Beſitzer im Fall einer Belagerung ihre beſten Roſſe hier hinaufſchleppen; oder der Herr und ſeine vornehmſten Spießgeſellen hatten Pferde, um Vorüberreiſende bei der löblichen Straßenlagerung deſto ſchneller zu verfolgen. Vielleicht hatten ſie auch in dieſem Stalle Rindvieh, was ihnen bei einer Belagerung noch mehr nutzte, und für das ſie ſogar einiges Futter oben hatten.

Das Burgverließ iſt von merkwürdiger Form. In den Felſen eingehauen, hat es die Geſtalt eines Kruges, der oben ſchmal, unten breit iſt, bei der Oeffnung kaum $2\frac{1}{2}$, auf dem Boden aber 12 Fuß im Durchſchnitt hat, und jetzt noch, wiewohl ſchon ſtark verſchüttet, über 26 Fuß tief iſt. In einem andern Gewölbe entdeckte man vor etwa zwanzig Jahren ein eingemauertes Menſchengerippe. Noch manche unterirdiſche Keller und Gänge mag es hier geben, aber ihr Nachſuchen iſt gefährlich. Schatzgräber haben zwar viel darin herumgewühlt, aber nie etwas finden können. Endlich gelangt man hier durch enge, ſteile, in Stein gehauene Stufen zur oberſten Burg oder zum letzten Zufluchtsort und zur höchſten Warte der Veſte — ein Platz, der ringsum mit Mauer umge-

ſen iſt, wo man aber nur wenige Spuren eines vormaligen Wohngebäudes antrifft.

Man wird nach dieſer Beſchreibung eingeſtehen müſſen, daß es eine wahrhaft originelle Idee war, einen Felſen, den irgend eine ungewöhnliche Naturkraft ſo ſeltſam dahin geſtellt hat, oder den Fluthen frei ſpühlten, mit einer Burg zu bebauen, wobei doch wirklich mit Hinderniſſen und Schwierigkeiten zu kämpfen geweſen ſeyn mag, die auf jedem andern Berge von gewöhnlicherer Form nicht im Wege geſtanden. Freilich leiſtete dafür auch dieſe Eigenthümlichkeit des Felſens eine größere Sicherheit gegen feindliche Angriffe.

Daß Habichtſtein ſeiner Beſtimmung nach ein Raubſchloß geweſen ſey, zeigt faſt unwiderſprechlich ſeine Bauart, ſeine Lage, ſeine ganze innere Einrichtung; und wahrſcheinlich mögen auf der unweit vorbeilaufenden Straße von Schleſien und der Lauſitz oft genug Reiſende und die Nachbarn ringsumher von da aus überfallen und beraubt worden ſeyn. Doch, wann es erbaut wurde, wer hier vorzüglich ſein Unweſen trieb, und wie und durch wen das Loos der Zerſtörung über Habichtſtein erging, das alles iſt unbekannt, und wird es wohl ewig bleiben; denn ſein jetziger Name *) ſcheint ihm wohl nicht, als

*) In der Landesſprache Geſtrzaby oder Geſtrabi. In der gemeinen Sprache wird Burg und Flecken gewöhnlich Habſtein genannt.

einem ſtehenden Schloß, ſondern als einer Ruine, in der nun Raubvögel niſteten, beigelegt worden zu ſeyn. Will man eine Muthmaßung gelten laſſen, ſo gehörte dieſe Burg vielleicht zu der großen Anzahl von Raubſchlöſſern, die unter der ſchwachen Regierung Wenzels III., Heinrichs von Kärnthen, auch wohl noch während der öftern Abweſenheit Königs Johannes entſtanden, unter Karl IV. aber größtentheils wieder zerſtört wurden, wobei nicht ſelten ihre Beſitzer ſich mit dem Strange beſchenkt ſahen. Die gänzliche Zerſtörung aller Burggebäude, die Abſprengung der Thore, Zugbrücke u. ſ. w. zeigt, daß man hier ſehr ernſtlich zu Werke gegangen ſeyn müſſe, und den Felſen zu einer gleichen Benutzung für künftige Zeiten unbrauchbar machen wollte.

Merkwürdig iſt noch die ungeheure Menge von Vögeln aller Art, die auf dieſem Felſen und in den Ritzen ſeiner Außenſeite niſten. Einer Wolke gleich ſteigen ſie auf, wenn man ſeine Erſteigung beginnt, und flattern mit ängſtlichem Geſchrei umher.

Der Flecken am Fuße des Felſens hat unſtreitig ſeinen Namen von der Burg entlehnt. Ihre dichte Nachbarſchaft iſt ihm aber gewiß auch noch in anderer Rückſicht, als blos wegen der Gefahr, einmal vom Felſen zermalmt zu werden, nachtheilig. Schon bei ein Paar entſtandenen Feuersbrünſten vermehrte der nahe Berg durch das Zurückſchlagen der Hitze die Gluth, und war mitwirkende Urſache von dem faſt gänzlichen Untergange des Orts.

Orts. Um ſo ſonderbarer, jedoch dem Geiſte des gemeinen Mannes angemeſſen, iſt es, daß die Verunglückten ſich genau wieder auf der alten Stelle anbauten.

* * *

Genommen aus den hiſtoriſch-maleriſchen Darſtellungen aus Böhmen, von A. G. Meißner. Prag, 1798, worin ſich auch zwei Abbildungen des Habichtſteins von F. K. Wolf befinden.

Google

Digitized by Google

35.

Falkenſtein
am Harz.

Traurig hallet der Schritt in der verödeten Burg,
Spinnegewebe umhüllet die ſchlank aufſtrebende Säule,
Und am zierlichen Knauf bauet die Schwalbe ſich an.

A. Schreiber.

Digitized by Google

35.

Falkenſtein
am Harz.

Nicht fern von dem Ausfluſſe der Selke aus dem ſchönen romantiſchen Thale, das ſie von Güntersberge bis Meißdorf in tauſend kleinen Krümmungen bildet, erhebt ſich auf einem ihrer letzten und höchſten Berge am Ausgange des Harzes, das alte ehrwürdige Schloß Falkenſtein, ſeit Jahrhunderten trotzend der Zeit und ihrer alles wandelnden Macht, ein ernſtes Bild ſeiner Urbewohner und ihres eiſernen Sinnes. So feſt und unerſchüttert wie ſeine Baſis — ein hoher waldbewachſener, gegen Norden ſchroffer Berg — ſeit Jahrtauſenden vielleicht, in das Thal der Selke hinabblickt, ſo ſtolz und feſt ſchauen der alten Veſte Erker und Thürme aus der deutſchen kräftigen Vorzeit, die ſie entſtehen ſah, in unſer, der großen herrlichen Vorfahren wieder würdiges Zeitalter herüber.

Falkenſtein wurde höchſt wahrſcheinlich gegen die Mitte des 12ten, oder das Ende des 11ten Jahrhunderts von den Herren von Konradsburg, die um dieſe Zeit ihre

nicht weit davon gelegene Veſte Konradsburg, um dieſelbe in ein Benediktinerkloſter zu verwandeln, verließen, erbaut, und von ihnen demſelben der Name Falkenſtein, nach welchem ſie ſich nun auch zu nennen anfingen, ertheilt. Der Grafentitel, welchen ſeine Beſitzer führten, iſt neuer, als der Name ihrer Familie ſelbſt; denn erſt nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts finden wir ſie mit dieſem Beiſatz in alten Dokumenten und Urkunden aufgeführt.

Die Beſitzer unſerer Burg waren zu ihrer Zeit mächtige und angeſehene Herren, und ihre Beſitzungen, die ſich in der umliegenden Gegend weit ausbreiteten, und wozu unter andern das Städtchen Ermsleben, und nach einigen Angaben ſogar das Städtchen Hettſtädt gehörte, bildeten die bedeutende Grafſchaft Falkenſtein. Auch nahmen unſere Grafen an den Fehden ihrer Nachbarn thätigen und kräftigen Antheil, und in der Geſchichte Halberſtadts, Blankenburgs und Quedlinburgs wird ihres Geſchlechts oft gedacht. Ueber letzteres hatten ſie längere Zeit hindurch die Erbſchutzgerechtigkeit, welche ſie hernach kaufweiſe an die Grafen von Blankenburg abtraten. Auch waren einige Gräfinnen von Falkenſtein Aebtiſſinnen von Quedlinburg. In ihrem Wappen führten ſie drei Falken, und ſchrieben ſich gewöhnlich mit dem Buchſtaben V (Valkenſtein), und unterſchieden ſich alſo auch hierdurch von den andern Grafen von Falkenſtein, deren Geſchlechter in dem Mittelalter in der Schweiz, in Baiern, in der Pfalz und in der Wetterau blühten, und die ſich gewöhnlicher mit dem Buchſtaben F ſchrieben.

Höchſt wahrſcheinlich iſt es, daß die Grafen von Falkenſtein mit unter die älteſten adeligen Familien in dieſer Gegend gehörten; wie weit zurück in die Vorzeit ſich indeſſen der Urſprung ihrer Familie ſetzen läßt, und ob ſie unter die eingebornen oder eingewanderten Familien gehörten, das möchte zu weit in die Untiefen der Genealogie führen, und am Ende würden doch nur ſchwankende Hypotheſen das Reſultat dieſer ſchwierigen Nachforſchungen ſeyn. Einigen Nachrichten zu Folge ſollen ſich die Grafen von Falkenſtein ſogar unter den zwölf Familien befunden haben, aus denen Karl der Große die Oberhäupter der Sachſen wählte, indeß iſt dieſe Angabe mehr Hypotheſe als Reſultat hiſtoriſcher Nachforſchungen, wenigſtens kommt ihr Name, der Name Falkenſtein, nicht früher als im 12ten Jahrhundert vor, und die Ungewißheit und Veränderlichkeit der Namen in jenen Zeiten, wo die Ritter und Edeln ſo häufig nach ihren neu erbauten oder neu erbeuteten Veſten ſich zu benennen anfingen, macht auch hier, wie in ſo vielen andern Fällen, eine genaue hiſtoriſche Unterſuchung über den Grund oder Ungrund dieſer Hypotheſe unendlich ſchwierig.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach beſaßen die Grafen das Schloß Falkenſtein frei von aller Lehnsverbindung; denn ohne Zweifel war die Gegend, wo ſie ihre Veſte gründeten, ein wüſter waldiger Platz, deſſen Beſitz ihnen niemand ſtreitig machte: und ſo waren ſie allerdings von dieſer Seite freie Dynaſten, die unmittelbar unter dem Kaiſer ſtanden. In Rückſicht ihrer übrigen Beſitzungen fan-

den indeß wahrſcheinlich Lehnsverhältniſſe Statt; denn ſo waren manche ihrer Beſitzungen mit der Advokatie oder Oberſchutzgerechtigkeit über das Stift Quedlinburg, die, wie ſchon angeführt, mehrere aus dem Falkenſteinſchen Grafengeſchlechte führten, verbunden, und daher unſtreitig Quedlinburgiſches Lehn; mit andern hatten die Grafen von Askanien ſie beliehen, und ſelbſt über Ermsleben behaupteten in ſpätern Zeiten die Fürſten von Anhalt, die Lehnshoheit ehedem beſeſſen zu haben. Was man auch gegen dieſe Anſprüche der Fürſten von Anhalt anführen mag, ſo ſpricht doch immer der Umſtand für ſie, daß Ermsleben in ihren Gränzen lag, und ſich nicht nachweiſen läßt, auf welche Art die Grafen von Falkenſtein zu deſſen Beſitze gelangt ſind.

Einigen Nachrichten zu Folge ſoll ein gewiſſer Lampert, der um das Jahr 1144 gelebt habe, der erſte Graf von Falkenſtein geweſen ſeyn; da man indeſſen ſeinen Namen in Urkunden nicht findet, ſo kann man wohl erſt Burchard I., der von 1152 bis 1179 erwähnt wird, mit Zuverläſſigkeit als das älteſte Glied der Falkenſteinſchen Familie annehmen. Er wird in mehrern Urkunden als Zeuge genannt, ohne jedoch ſchon den Grafentitel zu führen; vielmehr ſteht er immer unter den nobilibus oder magnatibus terrae, ſcheint aber doch in bedeutendem Anſehen unter ſeinen Zeitgenoſſen geſtanden zu haben, da er ſich auf mehrern Verſammlungen der Fürſten und Herren in Sachſen befand.

Digitized by Google

Sein Sohn, der ebenfalls Burchard hieß und bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts lebte, war der erſte, der den Grafentitel führte.

Ein Graf Otto von Falkenſtein, der vom Jahr 1174 bis 1206 mehrmals erwähnt wird, war der erſte, der mit der Abtei Quedlinburg in näherer Verbindung ſtand, und die Stelle eines Schirmvogts bekleidete; wie er indeß dieſelbe erhielt, ob der Kaiſer ihn damit belieh, oder ob die Aebtiſſin ſie ihm übertrug, darüber ſchweigen die alten Urkunden.

Der berühmteſte ſeines Hauſes, der durch ſeine Verdienſte um die deutſche Geſetzkunde ſich und ſeiner Familie eine gewiſſe Celebrität erworben hat, war Graf Hoyer von Falkenſtein, der vom Anfange bis über die Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte, und in dieſer Zeit häufig in Urkunden genannt wird. Wahrſcheinlich beſaß er, nach ſeiner nicht unbedeutenden Macht zu urtheilen, die ſämmtlichen Falkenſteinſchen Güter, und außer dieſen Familiengütern noch mehrere Lehnsgüter theils von dem Grafen Heinrich I. von Askanien, erſtem Fürſten von Anhalt, wie das Dorf Lozeck und mehrere Häuſer aus der Stadt Coswig, theils von der Abtei Quedlinburg. Seine Verhältniſſe zu der damaligen Aebtiſſin Sophie, der Tochter Friedrichs I. von Brena, dem jüngſten Sohne Markgraf Konrads des Großen von Meißen, deren unruhigen Geiſt ihre ganze Regierungsgeſchichte hinlänglich dokumentirt, waren nicht die friedlichſten, und in dieſen, ſo wie in den mancherlei Verdrießlichkeiten, die ihm die nachfolgenden

Aebtiſſinnen verurſachten, muß man wohl den Grund ſuchen, daß Graf Hoyer in die Pläne der Aebtiſſinnen einging, und der Schirmgerechtigkeit über die Abtei gegen Bezahlung einer für damalige Zeit ſehr bedeutenden Summe entſagte. Den größten Theil der Schirmgerechtigkeit über die Abteigüter außerhalb der Stadt erhielt nun Graf Siegfried von Blankenburg im Jahr 1237 von der Aebtiſſin Gertrud zur Lehn, nachdem er ſie dem Grafen Hoyer abgekauft hatte.

Um dieſe Zeit war es, wo die Grundſätze des römiſchen Rechts auf den italieniſchen Rechtsſchulen, und beſonders zu Bologna, gelehrt, von den dort ſtudirenden deutſchen Jünglingen gehört, und bei ihrer Rückkehr nach Deutſchland in die Gerichtshöfe nach und nach eingeführt, die deutſchen Geſetze, Rechte und Gewohnheiten zu verdrängen anfingen. Indeß fehlte noch viel, daß ſie allgemeinen Beifall in Deutſchland gefunden hätten; die deutſche Verfaſſung verſtattete einmal nicht immer die Anwendung dieſer fremden, ſo viele vaterländiſche Rechtsinſtitute nicht kennenden Geſetze, und dann war es in jenen Zeiten, wo die deutſche Nation ein großes freies, ſelbſtſtändiges, mit fremden Anmaßungen unbekanntes Volk war, keine leichte Sache, ausländiſche, dem vaterländiſchen Boden fremde Geſetze und Gewohnheiten an die Stelle alter in die Verfaſſung und die Nationalität verwebter Rechte zu ſetzen.

Beſonders mußte dem Adel, der bisher, ſo zu ſagen, das Recht der Autonomie hatte, die Einführung fremder, ſeine Vorrechte ſchmälernden Geſetze höchſt anmaßend dün-

ken, und er die Nothwendigkeit, die deutſchen Rechte und Gewohnheiten einzelner Länder, als Schutzwehr gegen das Einſchleichen des fremden Rechts, ſchriftlich zu ſammeln, ſehr beſtimmt fühlen. So entſtand denn die erſte Sammlung der Art, unter der Leitung des Grafen Hoyer von Falkenſtein, der Sachſenſpiegel, eine Sammlung der ſächſiſchen Rechte und Gewohnheiten, veranſtaltet durch Epko von Repko, damals Beſitzer von Altjeßnitz an der Mulde in Sachſen. Was frühere Schriftſteller von dem Verhältniſſe des Grafen Hoyer zu dem Verfaſſer des Sachſenſpiegels erzählt, und ſpätere ihnen nacherzählt haben, als ſey Letzterer Geheimerath oder Vaſall des Erſtern geweſen — dieſe Anführungen beruhen lediglich auf Hypotheſen, denen es an haltbarem hiſtoriſchem Fundamente fehlt. Die Verhältniſſe zwiſchen dieſen beiden Männern mögen indeß geweſen ſeyn, welche ſie wollen, mag bloße gegenſeitige Freundſchaft, oder gleiches Intereſſe für die alt-deutſche Geſetzkunde, oder beides zugleich ſie zuſammengeführt haben, ſo bleibt es immer unbezweifelt, daß Graf Hoyer großen Antheil an der **deutſchen** Abfaſſung des Sachſenſpiegels gehabt habe. Dies bezeugen zu deutlich die, einigen Ausgaben deſſelben vorgedruckten Verſe:

Nun danket allgemein,
Dem Herrn von Falkenſtein,
Der Graf Hoyer iſt genannt,
Daß in deutſcher Sprache iſt gewandt,
Dieſes Buch durch ſeine Beth (Bitte)
Ecko von Rebkau es thät.

Dieſe Verſe ſagen mit zu großer Beſtimmtheit, daß der Anfangs von Epko von Repko in lateiniſcher Sprache verfaßte Sachſenſpiegel auf Veranlaſſung und auf die Bitte des Grafen Hoyer von Falkenſtein ins Deutſche überſetzt ſey, als daß man auch bei dem Mangel beſtimmter hiſtoriſcher Daten über das Verhältniß des Grafen Hoyer zu Epko von Repko, und über ſeinen Antheil an dem von Letzterm verfaßten Sachſenſpiegel, an dieſer Thatſache zweifeln könnte. Wir wollen ihn alſo als Deutſche gern als den Mann ehren, der um die Sammlung unſerer vaterländiſchen Geſetze und um die deutſche Sprache ſich ein großes, bleibendes Verdienſt erwarb, und ſind gleich erſtere jetzt nur Antiquitäten, ſo iſt ja leider! in unſern Zeiten ſo Vieles Antiquität geworden, daß dies ſein Verdienſt nicht ſchmälern kann.

Man ſagt, das Original des Sachſenſpiegels habe bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts auf dem Falkenſtein gelegen, wo es in die königliche Bibliothek zu Berlin abgefordert worden ſey. Quedlinburg behauptet indeſſen auch, es beſitze das Original in ſeiner Rathhaus-Bibliothek.

Im 14ten Jahrhunderte war Graf Burchard oder Boſſe, wahrſcheinlich ein Enkel des Grafen Hoyer, der Einzige ſeines Geſchlechts. Alt und ohne Ausſicht auf einen Leibeserben, handelte er in dem Geiſte ſeines Zeitalters, und vermachte zum Heile ſeiner Seele die Grafſchaft Falkenſtein an das Domſtift in Halberſtadt im Jahre 1332. Einige Jahre ſpäter erloſch mit ihm das

nicht unberühmte Geſchlecht der Grafen von Falkenſtein am Unterharz.

Die geiſtlichen Herren aus Halberſtadt machten nun ein Tafelgut aus dieſer ſo wohlfeil acquirirten Beſitzung; allein ihre ſchweren geiſtlichen Arbeiten mochten bei ihnen einen ſo ſtarken weltlichen Appetit erregen, daß ihre zu reichlich beſetzte Tafel die theilweiſe Verpfändung der Grafſchaft nach ſich zog. So geſchah es wahrſcheinlich, daß eine Familie von Burgesdorf einen Theil davon bekam, und zwei Brüder von der Aſſeburg das Amt Falkenſtein, wozu fünf Dörfer gehörten, für 630 Mark Silber im Jahre 1386 wiederkäuflich erhielten, 1449 aber mit Konſens des Kapitels förmlich damit beliehen wurden. Seit dieſer Zeit iſt dieſe Familie in ununterbrochenem Beſitze deſſelben geblieben, und bewohnte bis 1761 das Schloß.

Im 30jährigen Kriege war dieſes noch ſo feſt, daß ſowohl das kaiſerliche als ſchwediſche Heer es beſetzen wollten. Von den Feldherren beider Heere wurden deshalb Unterhandlungen gepflogen, und Tilly ſandte ſogar einen Officier, Namens Lucately, an Buſſo von der Aſſeburg, mit einem Beglaubigungsſchreiben verſehen, das noch jetzt auf dem Schloſſe, wo das Familienarchiv befindlich iſt, verwahrt wird. Buſſo ließ ſich indeß in keine Unterhandlungen ein, behauptete vielmehr mit Hülfe ſeiner, aus einem Lieutenant und 30 Mann beſtehenden, und von ihm beſoldeten Garniſon eine Neutralität mit gutem Erfolge, wovon wir freilich in unſern Tagen uns kaum

einen Begriff machen können. Vielleicht rühren die noch ſichtbaren, an ganz verſchiedenen Orten eingemauerten ſteinernen Kugeln von dieſer Zeit her.

Im ſiebenjährigen Kriege, und zwar zu der Zeit, wo die alliirte Armee unter Herzog Ferdinand von Braunſchweig in Blankenburg ſtand, hatte man den Plan, den Falkenſtein zu beſetzen und zu befeſtigen. Da die Veſte aber damals ſchon ziemlich baufällig war, und ihre Befeſtigung einen zu bedeutenden Aufwand erfordert haben würde, ſo wurde das Projekt aufgegeben.

Nicht lange nachher, im Jahre 1761, ſtarb der Letzte von der Aſſeburg, Falkenſteinſcher Linie. Ihr ſuccedirte die Meißdorfſche Linie in der Perſon des 1797 verſtorbenen ruſſiſchen Geheimenraths und Miniſters von der Aſſeburg, welche bis dahin Meißdorf und Wieſerode beſeſſen hatte. Der Succeſſor blieb in Meißdorf wohnen, und ſeitdem ſteht das Schloß Falkenſtein verlaſſen.

Mit dem eben genannten Geheimenrath von der Aſſeburg ſtarb die Meißdorfſche Linie auch aus, und ihr folgte die Reindorfſche in der Perſon des Domherrn von der Aſſeburg in Reindorf bei Halberſtadt *).

*) Durch den im Jahr 1816 erfolgten Tod des Domherrn von der Aſſeburg ohne Hinterlaſſung von Deſcendenz, kam bei der Theilung unter die beiden nächſten Lehnsvettern das Schloß Falkenſtein mit Meißdorf an den königl. preuß. Rittmeiſter von der Aſſeburg.

Das Schloß, zu dem aus dem Selkethal herauf ein bequemer Fahrweg und Fußpfad führt, überraſcht um ſo mehr in der Nähe durch ſeinen impoſanten Anblick, da man während des Steigens, den ganzen Weg vom Fuße des Berges an bis zu ſeiner Spitze, den Anblick deſſelben wegen der vorliegenden waldigen Anhöhen entbehren muß.

Der Felſen, auf dem die Veſte ruht, macht gegen Nordoſt einen Vorſprung, von dem man die entzückendſte Ausſicht in das herrliche Selkethal und auf die gegenüber liegenden Selkenberge, unter denen die ſogenannte Selkenſicht einer beſondern Erwähnung verdient, genießt. Auf der ganzen Süd- und Weſtſeite zieht ſich ein tiefes wildes Seitenthal um die Burg, und hohe vorliegende Bergmaſſen verhindern jede weitere Ausſicht. Hier an dieſem einſamen Abhange, aus deſſen tiefem Thale nur der Wiederhall der fällenden Axt, oder das Geläute der weidenden Heerden zu unſerm Ohr heraufdringt, wo nichts das im Anſchauen und in Erinnerung verſenkte Gemüth zu den kleinlichen Alltagsſorgen und Empfindungen herniederzieht, hinter uns die alten feſten Mauern der grauen Burg, die ehrwürdigen Ruinen einer großen energiſchen Vorzeit — welche Maſſe von Gefühlen und Erinnerungen muß da nicht den ſinnigen Wanderer ergreifen? Wo kann ſich der deutſche Muth mehr erheben *),

*) Wie herrlich ſich der deutſche Muth erhoben, des ſind die in der Weltgeſchichte ewig denkwürdigen Jahre von 1813, 14 und 15 unvergängliche Zeugen.

mehr aufrichten, als an dieſen hohen, ſelbſt in ihrem Dahinſinken noch ſtolzen und kräftigen Veſten ſeiner Ahnherren? Sind es gleich nur öde Ruinen, die ſchon hier und da Gras oder Geſträuch bedeckt, ſo iſt dies alte Gemäuer doch voll von Scenen einer großen Vorzeit, und ich kenne nichts, was eine ſolche Fülle von Empfindungen, ein ſolches Gemiſch von wehmüthig ſüßen Gefühlen zu erzeugen vermöchte, als dies einſame Herumirren auf dem Grabe der Zeit, auf dem Gebiete der Erinnerung, das einzige empfindende Weſen unter lauter Schatten der Vorwelt.

Eine hohe Mauer, die hier und da Spuren der Verwitterung an ſich trägt, jedoch übrigens noch mehrentheils gut erhalten iſt, bildet die äußerſte Umgebung der Burg. Nur auf der einen Seite nach Norden zu, nicht weit vom Eingange, iſt ein Stück Mauer eingefallen, und auch auf der andern Seite, ſüdlich vom Eingange, findet man nur noch Reſte einer Mauer, oder darauf geſtandener Gebäude, namentlich des Gewächshauſes oder der Schmiede, die jedoch wahrſcheinlich erſt aus neuern Zeiten herrühren. In dieſer äußern Mauer befindet ſich der Eingang, dem zur rechten Seite die ſogenannte Kaſtellanin, die den Fremden die Merkwürdigkeiten des Schloſſes zeigt, wohnt. Von hier führt ein Thor auf einen Vorhof, von welchem man auf einer im Freien befindlichen Treppe von ungefähr vierzig gemauerten Stufen durch eine ſehr kleine, kaum für Einen Menſchen Platz habende Thür in die Küche, und von da in den innern Burghof

ge-

gelangt. Wahrſcheinlich war dieſer Eingang, deſſen ſich die Fußgänger bedienten, deshalb ſo eng und klein, um bei feindlichen Ueberfällen denſelben deſto leichter vertheidigen zu können. Die eigentliche Einfahrt zur Burg geht links neben dieſer ſteinernen Treppe durch einen engen ſchmalen Vorhof oder Zwinger, zwiſchen der äußern hohen Mauer und dem auf einem Felſen liegenden Gebäude, das aus zwei unregelmäßigen Fenſterreihen und zwei Giebeln beſteht, und das ſeit den achtziger Jahren durch Abbrechung einiger Erker große Veränderung erlitten hat. Unter dieſem Thore ſieht man noch jetzt links des Eingangs ein ehemaliges altes Gefängniß, und gleich neben demſelben erhob ſich ſonſt ein herrſchaftliches Gebäude, das jetzt in Trümmern liegt. An dieſes Thor ſchließt ſich ein freier Platz zwiſchen der äußern und innern Burgmauer an, auf welchem ehemals die Pferdeſtälle und das Brauhaus ſtanden, und der jetzt mit Gras und Fliederſträuchen bedeckt iſt. Von dieſem Hofe führt ein kleines Thor (das für Wagen zu klein iſt, daher wahrſcheinlich nicht weiter als bis hierher gefahren werden konnte) auf einen andern Hof, auf dem man noch die verfallenen Mauern des alten Amthauſes zeigt. Von hier aus gelangt man durch ein fünftes Thor auf einen kleinen freien Platz, der ehedem der Viehhof geweſen ſeyn mag, und von welchem aus ein ſechstes Thor links in die Kirche führt. Aus dieſer kommt man endlich durch ein ſiebentes Thor in den innern Burghof. Dieſe weitläufigen innern Umgebungen der alten Burg laſſen uns auf ihren Umfang und ihre ehemalige

bedeutende Wichtigkeit ſchließen, ſo wie man von der andern Seite ſich auch durch den Augenſchein überzeugt, daß manches von den bereits wieder in Ruinen liegenden Gebäuden ein Werk ſpäterer Zeit war, und nicht aus dem Zeitalter der erſten Entſtehungsperiode der Burg herrühre — eine Vermuthung, die beſonders durch die angebliche Beſtimmung mancher Gebäude unterſtützt wird.

Der innere Burghof bildet ein kleines ungleichſeitiges Viereck, auf dem ſich in der Mitte ein großer gemauerter Brunnen befindet, der die Burg mit Waſſer verſorgt. Ueber den Fenſtern der Küche ſieht man noch einen alten eingemauerten Stein mit dem Aſſeburgſchen Familienwappen, einem Wolfe, und mit der Ueberſchrift: Bernhard von der Aſseburg 1491. Gegen Mittag, Abend und Mitternacht umgeben mit Schiefer gedeckte und nicht ganz maſſive Gebäude, von denen zwei durch einen Treppenthurm, der im Jahre 1601 von Auguſt von der Aſſeburg erbauet wurde, verbunden ſind, den innern Schloßhof, und gegen Nordoſt ſchließt ein hoher maſſiver Thurm denſelben.

In dieſem befand ſich ehemals das Burgverließ, und es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß derſelbe, wenigſtens ſein unterer Theil, aus der älteſten Entſtehungsperiode herrühre. Eine äußere Inſchrift ſagt, daß Auguſt von der Aſſeburg denſelben 1592 habe renoviren und 12 Ellen höher mauern laſſen. In einem kleinen Nebenthurme geht die Treppe zu dem großen Thurme in die Höhe, mit dem ſie durch eine kleine Brücke im Freien

verbunden iſt. Faſt in der Spitze dieſes Thurms hatten die letzten Bewohner des Falkenſteins eine Sommerſtube, die nach allen Seiten hin Oeffnungen hat, und außen herum mit einer ziemlich breiten Brüſtung, auf der man um den Thurm herumgehen kann, umgeben iſt. Von hier aus genießt man der reizendſten, der entzückendſten Ausſicht. Nach Nordoſt hin ſchweift der Blick über das Selkethal und deſſen maleriſch in einander geſchobene Berge, mit ihren waldbekränzten Spitzen, die letzten Hügel des Harzes, hinaus in eine weite ungemeſſene Ferne, in die reizendſte, fruchtbarſte, mit Dörfern und Getreidefeldern bunt durchſchoſſene Ebene, und das Auge und das Gefühl ſchwelgt in dem Anſchauen des großen ſchönen Gemäldes, über das der ſanfte Charakter der friedlichen Ruhe ſo unwiderſtehlich ausgegoſſen iſt. Die Thürme von Aſchersleben, Bernburg und eine Menge dazwiſchen liegender kleiner Städte und Dörfer zeigen ſich deutlich, und bei heitern Tagen erblickt das Auge am fernen Horizont, das ſechs Meilen weit entfernte Magdeburg.

Nach Nordweſt hin zeigt ſich der geſchlängelte Lauf der Selke, und die ſchroff an ihrem Ufer aufſteigenden Selkenberge, von denen ein breiter Bergrücken faſt quer durch das Thal ſich wie ein Vorhang vorſchiebt, und über dieſelben hinaus erſcheinen im Nebel des fernen Horizonts die Spitzen des Doms von Halberſtadt, und in weiter Ferne erhebt ſein ſtolzes Haupt Norddeutſchlands höchſter Berggipfel, der ehrwürdige Brocken. Weiter im Selkethale herauf ragen über die niedrigen Hügel und Berge

der Anhalt und die ihm nahe liegenden Bergkuppen hervor, und jenſeits derſelben ſcheint der Ramberg ſich an den Brocken anzuſchließen. Gegen Süden begränzen die nahe liegenden Waldgebirge, die die Burg auf dieſer Seite umgeben, die ferne Ausſicht. Anziehender und zauberiſcher wird noch das große ſchöne Gemälde, zu mannigfaltig, um es in einen Blick zu faſſen, in der matten Beleuchtung der ſinkenden Sonne; denn gerade dieſe ſchwankenden matten Umriſſe, dieſe dunkeln und immer mehr verdunkelnden Bergmaſſen ſind es, die das Gefühl ſo unbeſchreiblich anziehen und feſſeln.

Die Wohngebäude des Schloſſes, zu denen aus dem innern Hofe eine ſteinerne Wendeltreppe durch zwei Etagen hindurchführt, ſind noch völlig in bewohnbarem Zuſtande, und der letzte Beſitzer erwarb ſich ein Verdienſt dadurch, daß er jährlich etwas zu ihrer Unterhaltung that. Ein Saal, der ſogenannte Ritterſaal, der mit den Bildniſſen der Ahnherren der Aſſeburgſchen Familie geziert iſt, und einige anſtoßende Zimmer ſind ſogar möblirt, und werden gern fröhlichen Zirkeln aus der umliegenden Gegend, die ſich im Sommer oft hier verſammeln, der ſchönen Natur und der geſelligen Freuden zu genießen, zum Gebrauch überlaſſen; und da, wo vor Jahrhunderten mannhafte Ritter und ihre ſittſamen Hausfrauen feſt und ehrbar einherſchritten, da berühren jetzt im leichten geflügelten Tanze unſere jungen Elegants und unſere tanzluſtigen Schönen kaum den Boden.

In der obern Etage des Schloſſes befindet ſich das ſogenannte Fräuleinzimmer, in dem die letzten Bewohnerinnen, die Fräulein von der Aſſeburg, ſich aufhielten, und zu welchem ein langer Gang, der ſogenannte Fräuleingang, führt, deſſen kleine hin und wieder in der Mauer angebrachten Oeffnungen eine lachende Ausſicht in das Selkethal gewähren.

In der erſten Etage der Burg iſt ein zweiter kleiner Saal, das ehemalige Speiſezimmer, ſo wie das Familienarchiv der Aſſeburgſchen Familie befindlich.

Die Burg hat ihre eigene kleine Kapelle, die noch ſehr gut erhalten iſt, und in welcher ſonſt der Prediger des Amtsdorfes Pansfelde, der zugleich Schloßkaplan war, Gottesdienſt hielt. Die kleine Orgel, die ehedem in der Kapelle ſtand, iſt erſt ſeit etwa zehn Jahren aus derſelben weggenommen. Die Nummern der Lieder, die beim letzten Gottesdienſte geſungen wurden, findet man noch angeſchrieben. Auf einem der Gemälde an der Brüſtung des Chors ſieht man einen Hund, an deſſen Halsbande die Jahreszahl 1598 ſteht. Viele halten dies für das Jahr der Erbauung der Kirche; richtiger mag es wohl das Alter dieſer Malerei andeuten ſollen.

Ich kann die Beſchreibung der Burg Falkenſtein nicht ſchließen, ohne der nicht weit von dem Schloſſe gelegenen, in der Gegend ſehr bekannten wunderbaren Tidianshöhle zu erwähnen.

Ihr Eingang, der ſehr niedrig und beſchwerlich iſt, befindet ſich am Fuße eines der Selkenberge, und die Ent-

ſtehung ihres Namens, Tidian, verliert ſich im grauen Alterthume.

Eine unter dem gemeinen Manne ſehr verbreitete Sage macht dieſe weitläufige unterirdiſche Höhle zu einer Goldgrube, in der mancher Schatzgräber, die ſogar aus Venedig hierher gewandert ſeyn ſollen, große Schätze gefunden hat. Wenigſtens ſprechen die Spuren vom Durchwühlen und Umgraben der Erde, die man hier herum findet, für die Wahrheit der Sage in Rückſicht des Suchens, wenn man auch an dem Finden zweifeln muß. Man erzählt von einer großen Statüe von gediegenem Golde, die mehrere Perſonen in einem Gange der Höhle geſehen, und auch davon große Klumpen Gold abgeſchlagen haben ſollen. Bei näherer Unterſuchung habe man gefunden, daß dieſes Gold an Feinheit und Reinheit alles andere übertreffe; die wiederholten Verſuche dieſer glücklichen Schatzgräber wären aber nicht mit eben dem Erfolge belohnt worden, denn alles Suchens ungeachtet hätten ſie den Eingang zur Höhle des goldenen Mannes nicht wiederfinden können.

Unter allen dieſen fabelhaften Sagen von der goldreichen Höhle des Tidian iſt folgende am meiſten in der Gegend verbreitet, und trägt am unverkennbarſten den romantiſchen Charakter der grauen Vorzeit, in welchem wir faſt immer die rächende Nemeſis, dem Verbrechen auf dem Fuße folgend, erblicken.

Vor mehrern Jahrhunderten lebte auf der alten Burg, deren Beſchreibung wir eben geleſen haben, im

Dienſte eines Grafen von Falkenſtein ein frommer, gottesfürchtiger Schäfer. Eines Tages, es war der St. Johannistag, als er ruhig ſeine Heerde am Fuße der Berge weidete, erblickte er in der Mittagsſtunde im Thalgrunde eine wunderſchöne Blume, die ſogleich ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Voll Verwunderung über den ſeltenen Schimmer ihrer herrlichen glänzenden Farben, eilte er auf dieſelbe zu, pflückte ſie, und befeſtigte ſie, nicht wiſſend, welches köſtliche Kleinod er beſitze, auf ſeinem Hute. Kaum hatte er ſich wieder ruhig neben ſeiner Heerde im Schatten einer Eiche gelagert, als er nicht fern von ſich den Eingang einer Höhle erblickte, die er bis zu dieſer Stunde, ſo oft er auch ſchon in dieſer Gegend ſeine Schaafe gehütet, nie wahrgenommen hatte. Voll Verwunderung über dieſen neuen Anblick, und voll Neugierde, das Innere dieſer Höhle näher zu unterſuchen, betrat er dieſelbe, und fand ſie mit einem glänzenden Sande angefüllt. Außer ſich vor Freude, und ahnend, daß dieſer Sand mehr als gewöhnlicher Sand ſey, füllte er ſeine Taſchen mit dem ſchimmernden Funde, und trug denſelben, ohne Jemandem ein Wort von ſeinem Abenteuer zu erzählen, nach Magdeburg zu einem Goldſchmidt. Dieſer, dem beim erſten Anblicke gleich der Schimmer des edelſten Metalls entgegenſtrahlte, und der bei näherer Unterſuchung die vorzügliche Reinheit und Güte deſſelben entdeckte, bezahlte den Schäfer anſehnlich, und bat ihn, in der Hoffnung eines künftigen größern Gewinns, ja recht bald und oft mit gefüllten Taſchen zu

ihm zurückzukehren. Glücklich und überglücklich über ſeinen Fund, kehrte der ehrliche Schäfer zu ſeiner Heerde, und, ſein Glück nicht mißbrauchend, nur dann erſt zu ſeiner Goldgrube zurück, als das für ſeine erſte Ladung gelöſete Geld aufgezehrt war.

So ſetzte er geraume Zeit, ſeine Entdeckung in den ſichernden Schleier des Geheimniſſes hüllend, ſeine Gänge zur Höhle des Ueberfluſſes und von da zu dem Goldſchmidt nach Magdeburg fort.

Nun begab es ſich, daß ſein Herr, der Graf von Falkenſtein, zu ſeiner bevorſtehenden Vermählung mit ſeiner ſchönen Braut bei demſelben Goldſchmidt, den ſein Schäfer ſo reichlich mit Golde verſorgte, Ringe und anderes koſtbares Geſchmeide beſtellte. Er erſtaunte, als ihn der Goldſchmidt fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianiſches Gold haben wolle, denn ihm war wohl bekannt, daß in ſeinen Waldungen ein ganzer Diſtrikt ſeit langer Zeit den Namen des Tidian führe. Auf ſeine Frage, was das für Gold ſey, und woher er es erhielte, belehrte ihn der Goldſchmidt, daß das Tidianiſche Gold das ſchönſte und reinſte ſey, was man bis jetzt kenne, und daß ein alter Schäfer ihn von Zeit zu Zeit davon bringe. Der Graf von Falkenſtein, nur noch neugieriger durch dieſe Antwort gemacht, bat den Goldſchmidt, ihn rufen zu laſſen, ſobald ſein Goldlieferant wiederkäme. Nicht lange, ſo erhielt der Graf die Nachricht, daß der Schäfer da ſey, und er ſäumte nicht, ſich ſogleich zu dem

Goldarbeiter zu begeben. Hier fand er nun zu ſeinem großen Erſtaunen, in der Perſon des Goldmännchens ſeinen alten wohlbekannten Schäfer, der eben ſo ſehr erſtaunte, hier mit ſeinem Herrn zuſammenzutreffen, und ſein ſo lange bewahrtes Geheimniß entdeckt zu ſehen. Arglos erzählte er auf das Geheiß ſeines Herrn dieſem ſein glückliches Abenteuer, und erbot ſich, ihn zu der wunderbaren Höhle des Tidian zu geleiten. Kaum war der Graf von Falkenſtein auf ſeiner Burg angelangt, als er in Begleitung ſeines Schäfers den Weg zur Höhle antrat, und die magiſche Kraft der Wunderblume, die der Schäfer noch immer, jedoch unbewußt, welche geheime Kraft dieſelbe beſitze, auf ſeinem Hute trug, zeigte auch beiden den Eingang zu den unterirdiſchen Schätzen, von denen ſie, ſo viel ſie fortbringen konnten, mit ſich nahmen.

Der Graf, entzückt über den glücklichen Ausgang ſeiner erſten Wanderung, erdrückte faſt mit ſeinen Liebkoſungen den ehrlichen Schäfer, den er als den Urheber ſeines künftigen unermeßlichen Reichthums prieß, und wiederholte bald in ſeiner Begleitung die Wallfahrt zur Höhle des Tidian mit eben ſo glücklichem Erfolge. Doch ſeine mit dem zunehmenden Reichthum wachſende Habſucht, ſeine unerſättliche Goldgier peinigte ihn Tag und Nacht mit dem Gedanken, ſeine Schätze mit Jemandem theilen zu müſſen, und der quälende Argwohn, daß ſein Schäfer das Geheimniß der Höhle weiter verbreiten und ihn ſo um

den größten Theil ſeiner von der Zukunft gehofften unermeßlichen Schätze bringen könne, verdrängte bald jedes menſchliche Gefühl aus ſeiner Bruſt, und verleitete ihn zu der fürchterlichen Grauſamkeit, ſeinem Wohlthäter die Augen ausſtechen zu laſſen. Da that der arme geblendete Mann, ſeinen Peiniger verfluchend, den Wunſch, daß die Höhle ſich augenblicklich ſchließen, und ſo lange verſchloſſen bleiben möchte, bis drei gebrechliche Herren, ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder, auf dem Falkenſtein reſidirt haben würden. Sein Wunſch ward erhört, denn obgleich der Eingang zu der Höhle des Tidian noch heut zu Tage exiſtirt, ſo findet man doch nirgends mehr die Oeffnung zu der goldreichen Grotte, und obgleich bereits ein lahmer und ein ſtummer Herr von der Aſſeburg (von welchem Letztern ſich das Bildniß noch in dem Ritterſaale befindet) auf dem Falkenſtein reſidirt haben ſollen, ſo möchte doch wohl der dritte und letzte, der zur Oeffnung der Höhle erfordert wird, umſonſt erwartet werden, da nun ſchon ſeit länger als 50 Jahren die alte Burg unbewohnt ſteht.

* * *

Außer der eigenen Anſicht und der mir von einigen Mitgliedern der jetzt den Falkenſtein beſitzenden Familie mitgetheilten Notizen ſind bei deſſen Beſchreibung benutzt: Verſuch einer Geſchichte des Grafen Hoyer von Falkenſtein, vom Dr. Richter in Leipzig, in der von Wolt-

mann herausgegebenen Zeitſchrift: Geſchichte und Politik, befindlich; fünftes Stück, 1803. — von Rohrs geographiſche und hiſtoriſche Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes. 1748.

Im Verlage von Donati in Magdeburg, erſchien 1815, von Burckhard gezeichnet und von Schmidt geſtochen, ein ſchönes, großes, kolorirtes Blatt von der Burg Falkenſtein, von den gegenüberliegenden Bergen aufgenommen. Es iſt von vorzüglicher Wirkung, ſehr treu in der Darſtellung und giebt das deutlichſte Bild derſelben.

Die Abbildung, welche den Titel dieſes Bandes ziert, iſt die Kopie eines größern Blattes von Kluſemann in Magdeburg, das 16 Gr. ſchwarz, und 1 Rthlr. 8 Gr. illuminirt, koſtet.

— § —

Digitized by Google

36.

Kyffhauſen

zwiſchen Nordhauſen und Sangerhauſen.

Seht ihr dort die Felſenſpitze ſchimmern?
Seht! das war ein deutſches Ritterſchloß.
Deutſche Kraft, erkoren zum Zermalmen,
Schlug, wie Wetterſtrahl auf dürre Halmen,
Auf die abgelebte Römerſchaar,
Die — nicht mehr der Stolz der Erde war.

Bouterweck.

36.

Kyffhauſen.

In Thüringen giebt es ein ſchönes, weites und langes Thal, das die goldene Aue heißt. Die Fruchtbarkeit des Bodens gab ihm den Namen; denn hier prangen immer die Saaten mit dem reichſten Erntesegen, die eine milde Luft umgiebt, und aus den Betten der Helme und Unſtrut, welche ſie durchfließen, tritt jährlich die Fluth, befruchtend wie die des Nils, aus ihren Ufern, und düngt die Felder mit ihrem trüben Waſſer. Bei der Stadt Nordhauſen fängt dieſe Aue an, und zieht ſich hinab bis nach Sangerhauſen, Artern und Sachſenburg. Mit kleinen Städten und Dörfern reichlich bebaut, mit üppigen, unabſehbaren Wieſen geſchmückt, ſchützt ſie auf der einen Seite die hohe Bergwand des Harzes gegen den kalten Nordwind, und auf der andern lagern ſich minder hohe, mit Wald oder Fruchtäckern bedeckte Bergzüge um ſie her.

Auf einem derſelben, an der ſchönſten Stelle dieſes geſegneten Landſtrichs, welche das Kyffhäuſer Gebirge

gewöhnlich genannt wird, erblickt man, eine kleine Stunde aus einander, die Ruinen der beiden Burgen Kyffhauſen und Rotenburg. Ich beſtieg beide im Sommer 1811, und will daher auch beide, als nachbarliche Schweſtern, die während ihrer Lebenszeit in nahen verwandtſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden, hier neben einander auftreten laſſen.

Zuerſt führe ich meine Leſer auf Kyffhauſen, dem wohl, als einer kaiſerlichen Burg, der Rang vor der kleinen Rotenburg gebührt.

Ich beſtieg den Berg, auf dem die Ruinen ſtehen, und der ſchon von einer bedeutenden Höhe iſt *), von dem Dörfchen Tilleda aus. Auf der Hälfte des Wegs ſind vortreffliche Mühlenſteinbrüche. Große Weitungen hat man in den Berg hineingearbeitet, und fördert jährlich eine bedeutende Anzahl Mühlenſteine, die ſchon bis Berlin verfahren wurden, für den Preis von fünf bis zu dreißig Thaler für das Stück. Vor etwa fünf und zwanzig Jahren beſuchte der jetzige König von Sachſen, auf einer Reiſe durch ſein Land, auch die Ruinen von Kyffhauſen, oder, wie ſie in der Gegend gewöhnlich genannt werden, den Kyffhäuſer. Da wurden denn, wie immer, wenn große Herren ihr Land ſelten bereiſen, alle Wege vor ihm her in guten Stand geſetzt, damit er nicht ſehen ſoll-

*) Charpentier giebt ſeine Höhe über Wittenberg zu 1507 Pariſer Fuß an.

ſollte, daß ſie in ſchlechtem Stande waren. Dieſe Beſſerung erſtreckte ſich bis auf den Gipfel des Kyffhäuſer Berges, wovon man noch jetzt merkliche Spuren findet; denn ein ſanft anſteigender Fahrweg führt hinan bis dicht an die Mauern der Veſte.

Hier hat man noch wenige Schritte bis zum höchſten Punkte des Berges, auf welchem der Reſt eines viereckigen Thurms ſteht. Man fürchtet ſich, ihm nahe zu kommen; man meint, er müſſe ſo eben einſtürzen, denn die vier Seitenwände haben ſich getrennt, und ſtehen da, ohne daß man begreift, was ſie noch aufrecht erhält. Aber ſeit hundert Jahren ſchon ſoll er ſo fallen zu wollen ſcheinen, und doch nicht fallen. Seine Höhe beträgt ungefähr noch achtzig Fuß, und unten ſind ſeine Mauern dreizehn Fuß dick. Schatzgräber haben ſich durch dieſe gewaltige Maſſe hindurchgearbeitet und eine Oeffnung in den Thurm gebrochen, daher man die Stärke ſeiner Wände ſchätzen, aber doch nicht durch ſie in den innern Raum ſehen kann. Er lag ſchon innerhalb der Ringmauern, dieſer Thurm, war aber dennoch zu noch größerer Sicherheit nochmals mit einem zum Theil in Felſen gehauenen Graben und mit einer ſtarken Mauer umgeben, wovon man noch Reſte ſieht. Sein Standpunkt war hier ſehr klüglich ausgedacht. Er beſchützte und vertheidigte nicht nur den Aufgang, und alſo die ſchwächſte Seite der Burg, er beſtrich auch alle übrige weitläufige Gebäude, und auf ſeiner Höhe beherrſchte man die ganze umliegende Gegend mit Einem Blicke. Er war der feſteſte Punkt, und daher lag hier

auch immer die Beſatzung. Man nannte ihn und ſeine Umgebung die Oberburg.

Bei dieſem Thurme hat man eine Ausſicht, die nicht ſchöner, nicht lachender, nicht entzückender gedacht werden kann. Sie reißt unwiderſtehlich hin durch ihren Zauber, und erregt durch ihre Fülle von Schönheiten einen Andrang von Empfindungen, die unwillkührlich ausrufen laſſen: „Ach! wie ſchön, wie ſchön!“ —

Trunknen Blicks ſchweifte mein Auge umher, weilte bald auf der Maſſe von Feldern, die in bunten Streifen um friedliche Dörfer ſich herumwanden, bald in den tiefen, mit dichten Waldungen bedeckten Thale am Fuße des Berges, bald auf den Wellenlinien des Harzgebirges, über welchen der Brocken heiter und klar ſich erhob; oder er ſchweifte hin zum fernſten Saume des Horizonts, wo er mit dem Blau der Luft ſich verſchmolz.

Doch, weſſen Feder vermag es, mit Worten das Bild einer reizenden Landſchaft dem Leſer, der es nie ſah, ſo vorzumalen, als ſtände es vor ihm! Ich nenne daher nur die einzelnen Punkte, die man in dieſem köſtlichen Panorama erblickt, um ihn einigermaßen zu orientiren. In Oſten liegt Sangerhauſen und Artern, und die goldene Aue breitet ſich hier und nach Süden hin am weiteſten aus. In Süden blickt der hohe Thurm der Sachſenburg herüber, und hinter ihm, in weiter nebeliger Ferne, ſchimmert der Ettersberg bei Weimar hervor, und das Thüringer Waldgebirge mit dem Inſelsberge. In Weſten ragt der Poſſenthurm bei Sondershauſen über den

Wald herüber; der Ohmberg auf dem Eichsfelde zeigt ſich ganz deutlich, ſo wie etwas näher die Stadt Nordhauſen, an ihrem hohen Thurme kennbar, und ganz nahe die Ruine der Rotenburg. Jn Norden hemmt der Harz den Blick; der Brocken, der Auerberg im Stollbergſchen, und der Ramberg im Bernburgſchen, heben ſich vorzüglich aus der langen Kette dieſes Gebirges empor. An ſeinem Fuße liegt eine Menge von Dörfern und Oertern, die man auf einer großen Landkarte zu ſehen meint. Kurz, eine Fülle von Gegenſtänden ſchmückt dieſes hier ausgebreitete Land, deſſen genaue Betrachtung wenigſtens einen halben Tag verlangt.

Bei dieſem Thurme überſieht man auch die Menge von Ruinen, die auf dem ganzen Berge umher zerſtreut liegen. Man ſieht, welch einen Umfang, welche Ausdehnung Kyffhauſen hatte, und der Begriff von einer Herrſchaft und Größe, die eines kaiſerlichen Beſitzers würdig iſt, wird lebhaft erregt.

Der einzige Eingang in die Burg war das noch ſtehende ſogenannte Erfurter Thor. Dieſer gewölbte Gang, der jetzt der einzige Zufluchtsort auf dieſer Höhe wäre, wenn man vom Regen überraſcht würde, hat daher ſeinen Namen, weil man, wenn man auf ſeiner Wölbung ſteht, die Domthürme in Erfurt erkennen kann. Dieſem Thore gegenüber iſt der Brunnen geweſen, der jetzt aber kaum noch dreiſſig bis vierzig Fuß Tiefe hat.

Weiterhin ſteht der Reſt eines zweiten Thurms, bei welchem ſonſt ein Steinbruch war, den man aber verlaſſen

hat. Die Trümmer, welche hier liegen, ſind die eigentlichen Wohngebäude. Sie heißen die Unterburg. Die Ruine der Kirche iſt etwas entfernt von der Burg, zwar immer noch auf demſelben Bergrücken, aber einige hundert Fuß tiefer auf einem Abſatz des Berges. Groß war dieſes Gotteshaus eben nicht, aber deſto feſter verwahrt. Eine ſehr ſtarke Mauer umgab es ſammt dem Kirchhofe, und den Eingang dazu deckte ein dicker runder Thurm. Die Menge von Spenden, welche dieſer Kirche geſchahen, machten es freilich den Pfaffen nöthig, ſie hinter ſolchen Bollwerken zu ſichern, damit der Unglaube nicht wieder ſtehlen konnte, was der Aberglaube gebracht hatte. Ihre vier Wände ſtehen faſt noch ganz. Der Fuß jenes runden Thurms iſt auch noch ſichtbar, ſo wie die alles umgebende Mauer und ein Thorgewölbe, das auf den mit vielen eingeſunkenen Gräbern bezeichneten Kirchhof führt. Das Ganze iſt eine wahrhaft ſchöne Ruine und ein romantiſches ideenreiches Bild. Wen nun noch eine etwas rege, ſchwärmende Phantaſie zu begeiſtern, und vier Jahrhunderte zurückzuſetzen vermag; wer im Geiſte vor ſich herumwandeln ſieht die Tauſende von Ablaß Holenden; wie ſie gebeugt und gedrückt dem Tempel zuſchleichen, ihre Sündenlaſt hier niederzulegen am Altar der Mutter Gottes; wie ſie heraustreten, heitern Sinnes, neu geſtärkt und rein von aller Schuld; wie dort auf dem Kirchhofe Leichenzüge, von dumpfem Glockengetön begleitet, hinwandeln, Traurige hinterherſchwanken, Särge in die Grüfte geſenkt werden, und — plötzlich aus dieſem Traume er-

wacht: den wird ein kalter Schauder überlaufen, wenn alles ſo ſtill, öde und todt um ihn her iſt, wenn er aus den Mauern des hohen Chors Ulmen hervortreiben, aus den eingeſunkenen Gräbern wildes Geſträuch aufſprießen, und nichts ſieht, dem nicht der Stempel der Vergänglichkeit und des Hinſterbens aufgedrückt wäre. Doch nur einen Blick bedarf es hinab in das fruchtbare Land, in die belebte lebendige Aue, und aufgerichtet wird ſein Geiſt ſich emporſchwingen in jene Zukunft, wo der Gedanke an Hinſterben und Untergehen uns nicht mehr ergreifen wird.

In der frühern Geſchichte Thüringens ſpielte die Burg Kyffhauſen keine unbedeutende Rolle. Urſprünglich beſtimmt zur Beſchirmung des kaiſerlichen Pallaſts in Tilleda, und zur Abwehrung der in der dortigen Gegend hauſenden Sorber-Wenden, wurde ſie in der Folge bald ein ſicherer Aufenthalt lockerer Raubgeſellen, bald ein Wohnplatz der Herrſchaft und der Tyrannei über Thüringens Freiheitsvertheidiger, bald wieder für Thüringens Helden ſelbſt eine ſtarke Bruſtwehr gegen das Beginnen der Kaiſer, ihr freies Vaterland ganz zu unterjochen, und endlich eine reiche Fundgrube mönchiſcher Ablaßkrämerei.

Die alten deutſchen Könige und Kaiſer hatten bis in das vierzehnte Jahrhundert keine eigentlichen Reſidenzen. Sie zogen in ihrem ganzen Reiche herum, und wohnten bald hier bald da, wo es ihnen entweder gefiel, oder wo es ihre Geſchäfte erheiſchten. Sie ſaßen auch ſelbſt zu Gericht, und ſchlichteten da, ohne große Weitläufigkei-

ten die verwickeltſten Händel. Viel Gutes hatte dieſe Gewohnheit, und manchem Lande würde es recht wohl thun, wenn ſie noch jetzt üblich wäre.

Ein ſolcher Ort des Aufenthalts deutſcher Kaiſer war auch, beſonders unter denen aus dem ſächſiſchen Hauſe, das jetzt unbedeutende Dörfchen Tilleda am Fuße des Kyffhäuſer Berges. Hier ſtand ein kaiſerlicher Pallaſt, in welchem Heinrich I. beſonders oft und gern Hof hielt, den ſeine Nachfolger in der Kaiſerwürde, bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, noch häufig beſuchten, daher man auch eine überaus große Menge von Urkunden von Tilleda ausgeſtellt findet, und wo auch die Unterwerfung Heinrichs des Löwen, und ſeine Verſöhnung mit Kaiſer Heinrich VI. im Jahre 1191 vorfiel. Dieſer Pallaſt, von dem man jetzt nicht einmal den Standort anzugeben, vielweniger Spuren von ihm zu finden vermag, gab wahrſcheinlich die Veranlaſſung zur Erbauung von Kyffhauſen. Heinrich I., dieſer Beſieger der Slaven und Ungarn, dieſer für ſein Zeitalter vortreffliche Regent, pflegte ſich in Tagen des Friedens, in ſeinen wohlbefeſtigten thüringiſchen Pfalzen oder Schlöſſern zu Merſeburg, Wallhauſen und Alſtedt, jedoch öfter noch in Tilleda, aufzuhalten. Tilleda war aber ſo wenig als die kaiſerliche Wohnung befeſtigt, folglich allen Anfällen bloßgeſtellt. Natürlich, daß eine feſte Burg auf dem Gipfel des gleich darüber befindlichen hohen Berges das dienſamſte Mittel zur Beſchützung des Pallaſtes ſeyn konnte: und ſo ent-

ſtand Kyffhauſen *). Wie ſtark und feſt dieſe Burg geweſen ſeyn mag, kann man aus den Ruinen noch ſehen, beſonders an der Abendſeite, wo ihre Erſteigung am leichteſten möglich und ihre Befeſtigung daher am nöthigſten war.

So lange Deutſchland von Fürſten aus dem ſächſiſchen Hauſe beherrſcht wurde, war Kyffhauſen, ſeiner Beſtimmung gemäß, für die Thüringer eine ſtarke Schutzwehr gegen ihre Feinde. Auch nachher behielt dieſe Burg noch lange in ihren Augen großen Werth, wenn ſie gleich die nachfolgenden Kaiſer nicht mehr ſo achteten, und ſie, ſo wie den Pallaſt in Tilleda, ſelten beſuchten. Unter Heinrich IV. aber begann Kyffhauſens unglückliche Periode.

Wir haben Heinrichen ſchon bei der Geſchichte der Burg Spatenberg **) näher kennen gelernt, und wiſſen von daher, warum er die Thüringer drückte und drängte, und wozu er ſie durch Krieg und Gewalt zwingen wollte. Mit Hinweiſung auf das, was ich dort bereits erzählte, fahre ich hier fort.

Im Laufe dieſer kriegeriſchen unglücklichen Epoche für Thüringen, kam Heinrich — es war im Jahre 1069 —

*) Kyffhaus bedeutet ohne Zweifel Streitburg, von dem veralteten Kyff maken, ſtreiten, zanken, das ſich noch in keifen erhalten hat. Kyffhauſen, ein Haus, eine Burg, die zum Vertheidigen oder zum Streit gegen die Feinde errichtet iſt.

**) Im erſten Bande, S. 249.

mit einer ſtarken Heeresmacht nach Thüringen. Die Burgen Beichlingen und Burgſcheidungen, welche die Thüringer inne hatten, nahm er ein, und nach ihnen traf die Reihe Kyffhauſen, das wahrſcheinlich durch Verrätherei auch in ſeine Hände gerieth. Doch nur einige Jahre blieb er im Beſitze. Die verbündeten Sachſen und Thüringer nahmen es ihm 1073 wieder ab. Sie zerſtörten es jedoch nicht, welches Schickſal andere Schlöſſer Heinrichs hatten, ſondern befeſtigten es vielmehr ſo anſehnlich als möglich.

Drei Jahre lang mochten auch ſie es beſeſſen haben: da wendete ſich das Kriegsglück, und es gelang endlich Heinrichen, die zu beſiegen, welche acht Jahre lang gegen ihn zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit gekämpft hatten. Kyffhauſen kam hierbei wieder in ſeine Hände. Schon das erſtemal, als er es eingenommen hatte, beſetzte er es mit vielen Burgknechten. Dieſe mißbrauchten die ihnen gegebene Gewalt, und brandſchatzten die Gegend umher. Das war jetzt abermals der Fall. Die Beſatzung machte Kyffhauſen zu einem furchtbaren Raubneſte, und verheerte mit Feuer und Schwert das ohnehin ſchon ſo ausgezehrte, gedrückte Thüringen, ſo lange Heinrich IV. noch lebte.

Im Jahre 1112 erloſch das Geſchlecht der Grafen von Orlamünde und Weimar. Dieſer Todesfall bewirkte eine neue Vereinigung der ſächſiſchen und thüringiſchen Edeln gegen den Kaiſer. Kaiſer Heinrich V. wollte nemlich die Orlamünda-Weimarſchen Beſitzungen, als dem Reiche anheim gefallene Lehen, einziehen, und ließ ſie ſich

auch, durch die ihm ergebenen Fürſten, in aller Form Rechtens zuſprechen. Siegfried, ein rheiniſcher Pfalzgraf, erklärte aber dieſen Ausſpruch für ungültig, da er der nächſte Blutsverwandte jener Grafen, und alſo der nächſte Erbe ihrer Güter ſey. Heinrich ſuchte daher ſein Recht mit dem Schwerte in der Fauſt geltend zu machen, und überzog den Pfalzgrafen mit Krieg. Siegfried würde gar bald haben unterliegen müſſen, wenn er nicht die ſächſiſchen und thüringiſchen Edeln für ſich gewonnen gehabt hätte. Dieſe aber, welche gern die Gelegenheit ergriffen, gegen Heinrichen zu fechten, ſchloſſen mit Siegfried ein enges Schutz- und Trutzbündniß, und nun begann ein Kampf, blutiger und ſchrecklicher als der vorhergehende. Ihre Hauptabſicht war auf eine dem Kaiſer zu liefernde Hauptſchlacht gerichtet, die ſie auch erreichten. Bei dem Welfsholze, in der jetzigen Grafſchaft Mansfeld, zogen ſie ein anſehnliches Heer zuſammen, und hier kam es zu einer der ſchrecklichſten Schlachten jener Jahrhunderte. Die Kaiſerlichen wurden gänzlich in die Flucht geſchlagen und zerſtreut. Heinrich ſelbſt hielt ſich nicht eher für ſicher, bis er den Rhein erreicht hatte. Was ſich von den Geflohenen in Städte und Schlöſſer geflüchtet hatte, wurde verfolgt. Die Sieger eroberten eine Stadt, eine Burg nach der andern, und vernichteten ſo die Macht des Kaiſers in ganz Sachſen und Thüringen. Dies Schickſal hatte auch Kyffhauſen, doch nicht ſo ſchnell als man wünſchte. Ein ſeltener Zufall dabei war, daß Graf Ludwig von Thüringen, ein Sohn Ludwigs des Springers, die Belagerer,

und ſein Halbbruder, Pfalzgraf Friedrich, die Belagerten kommandirte. Beide wehrten ſich tapfer, und erſt nach drei Jahren gelang es Ludwigen, die Veſte zu erſtürmen. Ob er ſeines Bruders dabei ſchonte, weiß man nicht, aber daß er die Beſatzung niederhauen, die Burg anzünden, alles verheeren und zerſtören ließ, das ſagen uns alle Chroniken Thüringens. Auf den dampfenden Ruinen der großen Kaiſerburg feierten die Sieger die Wiedergeburt ihrer Freiheit im Jahre 1118.

Dennoch konnten ſie es nicht hindern, daß ſich dieſe alte Reichsburg wieder aus ihren Ruinen erhob. Beſtimmt läßt es ſich nicht ſagen, wann und von wem dies geſchah; unter der Regierung Kaiſer Rudolphs von Habsburg aber muß es geſchehen ſeyn. Rudolph brachte ſie wenigſtens, während ſeiner Anweſenheit in Thüringen, wieder an das Reich, und beſtellte Friedrich IV., Grafen von Beichlingen-Rotenburg, zum Burggrafen darauf. Es ſcheint zwar, als ob dieſe Grafen in der Folge ein Eigenthumsrecht auf Kyffhauſen erlangt hätten, ehe es nach ihrem Erlöſchen an das Haus Schwarzburg kam; aber es muß doch lange noch eine Reichsbeſitzung geweſen ſeyn, denn 1320 und 1348 wurde Fürſt Bernhard von Anhalt damit beliehen, ob er gleich nie zum Beſitz deſſelben gelangte, und da wird Kyffhauſen in dem Beleihungsbriefe ausdrücklich ein castrum imperiale genannt. Endlich brachten es die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg im Jahre 1378 käuflich an ſich, und ſeit der Zeit iſt es bei dieſem Hauſe geblieben. Gegenwärtig

beſitzt es die Schwarzburg-Rudolſtädtſche Linie. Als es an Schwarzburg kam, ſtanden noch viele Gebäude, auch war es noch ziemlich feſt. Auch 1407 muß es noch im Stande geweſen ſeyn, wie man aus einem Lehnbriefe dieſes Jahrs erſieht. Nachher ſcheint es verlaſſen zu ſeyn, und da verfiel es.

Kyffhauſen hatte nun während eines Zeitraums von vierhundert Jahren höchſt verſchiedenartige Veränderungen erlitten. Es war als die Schutzwehr des Kaiſerpallaſts in Tilleda berühmt, als ein furchtbares Raubneſt berüchtigt worden. Aber die ſeltſamſte Veränderung erlitt die alte Veſte im funfzehnten Jahrhundert, wo ſich ein Heiligenſchein um ſie verbreitete. Heinrich der 23ſte, Graf von Schwarzburg, baute, um von ſeiner religiöſen Denkart ein öffentliches Bekenntniß abzulegen, und ſich eine Stufe im Himmel zu erringen, die oben ſchon erwähnte Kapelle unterhalb des Schloſſes. Nach damaliger Art war ſie köſtlich ausgeſchmückt, und als ſie im Jahr 1433 fertig, und nebſt dem dabei befindlichen Kirchhofe mit einer Mauer umgeben war, erſuchte er den Erzbiſchof von Mainz, ſie einzuweihen. Dieſer beauftragte ſeinen Vikar, den Biſchof Niklas von Wiltberg in Erfurt, mit dieſem Geſchäfte, und erhob den Einweihungstag zu einem allgemeinen Feſttage für ganz Thüringen. Die Einweihung geſchah in Gegenwart einer Menge Volks. Die Kirche wurde zum heiligen Kreuze getauft, und die zwei darin befindlichen Altäre der Mutter Maria und den Apoſteln Peter und Paul gewidmet. Zugleich ertheilte der Erzbi-

ſchof allen denen, welche dieſe Kapelle beſuchen, dahin wallfahrten, und dabei die geiſtlichen Herren nicht vergeſſen würden, einen vierzigtägigen Ablaß. Dieſe geiſtliche Spende lockte eine Menge Menſchen hinauf in das Gotteshaus, und bald blühte hier der lebhafteſte Ablaßhandel auf. Die Begüterten kauften ſich für ſchweres Geld eine Grabſtätte bei der Kirche; denn wer hier ruhte, erhielt auch beſondern Ablaß: und ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich die geiſtlichen Herren dabei vortrefflich ſtanden.

Aber auch dieſer einſt ſo fruchtbare Zweig eines blinden Glaubens, verdorrte ſchon in den Morgenſtunden des ſechzehnten Jahrhunderts, als die wohlthätige Sonne der Aufklärung ſich in Wittenberg erhob. Von da an wallfahrtete man nicht mehr nach der Kapelle auf Kyffhauſen, und ſo verödete nach und nach auch ſie.

Still und ſchauerlich einſam iſt es nun auf dieſer Höhe, wo einſt die Oberhäupter unſers Vaterlandes kaiſerlich prunkten. Schatzgräber durchwühlen beim Scheine der Abenddämmerung nun die Reſte ihrer Burg, die Gräber frommer Pilger, und in der Einbildung der Bewohner umliegender Dörfer wanken und wirken hier oben noch Geſtalten und Geiſter aus entflohenen Jahrhunderten.

Nicht leicht möchte es wohl eine zweite verwüſtete Burg geben, von der ſo mancherlei gefabelt worden iſt, als von Kyffhauſen. Tief im Hintergrunde der Vorzeit liegt die Entſtehung dieſer Sagen, aber fortgepflanzt haben ſie ſich bis auf unſere Tage. Mit heimlichem

Grauen und mit Ernſte erzählt noch jetzt ſie das alte Mütterchen dem aufmerkenden Kinde, und läßt es ſich nicht nehmen, daß Schätze ohne Zahl auf dem Kyffhäuſer verborgen liegen, daß verzauberte Kaiſer und Prinzeſſinnen hier ſpuken, daß dieſe reichlich beſchenken, wer ſich ihnen freundlich naht, und züchtigen, wer ihrer ſpottet.

Die Hauptrolle bei dieſen Zauberſpielen hat Kaiſer Friedrich der Rothbart übernehmen müſſen. Ihm hat man ſeine Reſidenz im Innern des Berges angewieſen. Dahin iſt er verflucht und verbannt mit ſeinem ganzen verwünſchten Hofſtaate. Da ſitzt er an einem goldenen Tiſche, umgeben von unſäglichen Schätzen; der Bart iſt ihm durch den Tiſch hindurch bis auf die Füße gewachſen; er ſchläft etwas, aber nicht ganz; nickt zuweilen mit dem Kopf und blinzelt mit den Augen, wie einer, der eben erwachen will. Vor Eintritt des jüngſten Tages, wird er aber erlöſt werden und hervorkommen, um ſein voriges Kaiſerthum wieder zu regieren.

Wie der gute Friedrich dazu gekommen iſt, hier noch ſpuken zu müſſen, vermag ich nicht ganz zu enträthſeln. Möglich iſt es aber, daß ſein in Italien erfolgter Tod, den man damals in Deutſchland nicht ſogleich und nicht genau erfuhr, Veranlaſſung zu der Sage gab, er ſey nicht eigentlich todt, und wandele unſichtbar noch umher. Es fanden ſich auch nach ſeinem Tode wirklich mehrere Gauner ein, welche ſich für ihn ausgaben, aber wenig Glück machten. Der letzte von ihnen trat im Jahre 1546 auf. Er war ſeines Standes ein Schneider aus Langen-

ſalza. Dieſer gerieth auf den Kyffhäuſer, und da er überall zu Hauſe war, ſo ſchlug er ſeine Wohnung in der Kapelle auf, machte ſich ein Feuer an, und lebte hier drei Tage. Durch den aufſteigenden Rauch wurde ſein Aufenthalt kund, denn man ſtieg hinauf, zu ſehen, woher er entſtehe. Da ſaß der Schneider am Feuer und ſchwatzte dem erſtaunten Volke von ſeinen Königreichen und Kaiſerthümern vor. Das Volk glaubte die Mähr, und ſchrie nun: „Kaiſer Friedrich iſt wieder da!" Ein Graf Günther von Schwarzburg ließ aber den kaiſerlichen Schneider beim Kopf nehmen, ins Gefängniß ſetzen und bedeuten, daß es zwar jedermann, ſelbſt einem Schneider, frei ſtehe, ſich bis zum Kaiſer aufzuſchwingen, daß aber auch der gehörige Nachdruck mit Armeen und Kanonen, nicht fehlen dürfe, um ſich auf dieſem Poſten erhalten zu können. Ob nun ſeitdem, oder ſchon früher, die, mitunter höchſt romantiſchen, Volksſagen von dieſer Burg da ſind, wollen wir ununterſucht laſſen: kurz, Kaiſer Friedrich ſammt ſeiner Prinzeſſin Tochter ſpuken hier, und einige ihrer Spukereien will ich jetzt erzählen.

Ein Bergmann, der ſtill und fromm für ſich lebte, ging einſt am dritten Oſtertag auf den Kyffhäuſer. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch ſitzen, mit einem langen weißen Bart, der ihm bis auf die Kniee reichte. Als dieſer den Bergmann ſahe, machte er ein großes Buch zu, worin er las, und ſagte freundlich zu ihm: Komm mit mir zum Kaiſer Friedrich, der wartet

ſchon ſeit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir ſchon die Springwurzel gebracht.

Dem Bergmann eiſte es über den ganzen Körper; doch der Mönch ſprach ihm tröſtlich zu, daß er ganz freudig mitging, und ihm verſprach, keinen Laut hören zu laſſen, es möchte auch kommen, was käme. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umſchloſſen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit ſeinem Krummſtabe, und ſchrieb wunbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche, die der Bergmann aber nicht verſtand. Endlich ſchlug er mit ſeinem Stabe dreimal auf die Erde, und rief: Thue dich auf!

Da entſteht unter ihren Füßen ein dumpfes Getöſe, wie bei einem fernen Gewitter; es zittert unter ihnen die Erde. Und nun ſinkt der Bergmann mit dem Mönch, der ſeine Hand gefaßt hat, mit dem Boden, ſo weit der Kreis umzeichnet war, ganz ſanft in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter, und der Boden ſteigt wieder langſam hinauf. Nun waren ſie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit feſtem Schritt voran, der Bergmann mit zitternden Knieen hinterher. So gehen ſie einige Gänge hindurch, bis es anfängt ganz dunkel zu werden. Bald aber finden ſie eine ewige Lampe, und ſehen, daß ſie ſich in einem geräumigen Kreuzgange befinden. Der Mönch ſteckt hier zwei Fackeln an, für ſich und ſeinen Begleiter. Sie gehen fort, und mit Einemmale ſtehen ſie vor einem großen eiſernen Kirchenthor.

Der Mönch betet, hält die Springwurzel, vor der alle bezauberte Riegel auſſpringen, an das Schloß, und ruft: Oeffne dich Thür! und mit Donnerkrachen ſpringen alle die eiſernen Riegel und Schlöſſer von ſelbſt auf, und ſie ſehen vor ſich eine runde Kapelle. Der Boden war ſpiegelglatt wie Eis, und wer nicht keuſch und züchtig gelebt hatte (ſo ſagte nachmals der Mönch zum Bergmann), brach hier beide Beine, und kam nie zurück. Die Decke und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten und flammten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Kryſtall und von Diamanten hingen da herab, und zwiſchen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke ſtand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf ſilbernem Fuße.

Der Mönch winkte nun ſeinem Begleiter, gerade in der Mitte ſtehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er ſelbſt ging zu einer ganz ſilbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummſtabe an, und die Thür ſprang auf. Der Thür gerade gegenüber ſaß auf einem goldenen Throne der Kaiſer Friedrich, nicht etwa aus Stein gehauen, nein! wie er leibte und lebte, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beſtändig nickte, indem er die großen Augenbraunen zuſammenzog. Sein langer, rother Bart war durch den ſteinernen Tiſch, der vor ihm ſtand, durchgewachſen, und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über den Anblick.

End-

Endlich kam der Mönch zurück und zog ſeinen Begleiter ſchweigend fort. Die ſilberne Pforte ſchloß ſich ſelbſt wieder zu, das eiſerne Thor ſchlug mit ſchrecklichem Gepraſſel hinter ihnen zuſammen. Als ſie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kamen, ſenkte ſich langſam der kreisrunde Boden herab. Beide traten darauf, und wurden ſanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte, welche ſeine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

Einſt ſtieg auch einmal ein großer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuſer, um Nüſſe zu pflücken. Sie gingen in die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, ſtiegen hinauf, und fanden ein kleines Gemach mit ſchönen achteckigen rothen und blauen Fenſtern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von den letztern nahm jeder der Knaben aus Schäkerei einen Hutkopf voll, ſich damit zu werfen, und ſo liefen ſie luſtig hinunter, warfen ſich, und ſtreueten dabei die Flachsknoten auf dem Wege aus. Als die Knaben nach Kelbra zurückkamen, war es ſchon Abendbrodszeit. Der ärmſte unter ihnen fand gerade ſeine Eltern beim Tiſchgebet. Er nahm ſeinen Hut ab und da fiel klingend etwas Glänzendes auf die Erde, und bald noch ein Stück und noch ſieben andere. Die Mutter lief hinzu, und — ſiehe! es waren goldene Flachsknoten, womit die Prinzeſſin Tochter dem armen Manne ein Ge-

ſchenk machte, der ſeinem Sohne nun dafür ein Handwerk lernen ließ. Das wunderbare Ereigniß wurde noch ſelbigen Abend in ganz Kelbra kund. Die Nachbarinnen liefen herzu, die ſeltſamen Flachsknoten zu ſehen, und den folgenden Tag zog Jung und Alt auf den Kyffhäuſer. Alle ſuchten, aber keiner fand die rothen und blauen Fenſterſcheiben, keiner die Spinnſtube der Prinzeſſin, noch die angehäuften Flachsknoten, und alle ſchlichen verdrießlich wieder heim.

Nur arme und zwar gute Menſchen beſchenken die kaiſerlichen Herrſchaften in dem Kyffhäuſerberge. Wer ſchon reich war, hat nie was geſehen noch erhalten.

So weidete auch einmal ein Schäfer aus dem nahen Dörfchen Sittendorf ſeine Heerde am Fuße des Berges. Er war ein hübſcher Menſch, und mit einem guten aber armen Mädchen verlobt. Doch weder er noch ſie hatten ein Hüttchen oder Geld, ihre Wirthſchaft einzurichten. So nachdenkend über ſeine Lage, ſtieg er den Berg hinan, aber je höher er kam, deſto mehr verlor ſich ſeine Traurigkeit. Als er die Höhe des Berges erreicht hatte, fand er eine wunderſchöne Blume, dergleichen er noch nie geſehen hätte. Die pflückte er und ſteckte ſie an ſeinen Hut, um ſie ſeiner Braut zu geben. Oben auf der Burg fand er ein Gewölbe, deſſen Eingang nur wenig verſchüttet und offen war. Er ging hinein, und fand hier viele kleine glänzende Steine auf der Erde liegen, wovon er ſo viele beiſteckte, als ſeine Taſchen faſſen konnten. Nun wollte er wieder ins Freie; da rief ihm eine dumpfe

Stimme zu: „Vergiß das Beſte nicht!“ Er wußte nicht, wie ihm geſchah, und wie er herauskam aus dem Gewölbe. Kaum ſah er wieder die Sonne und ſeine Heerde, ſo ſchlug eine Thür, die er zuvor nicht geſehen hatte, hinter ihm zu. Er faßte nach ſeinem Hute — und die wunderſchöne Blume war fort; ſie war ihm beim Stolpern herabgefallen. Urplötzlich ſtand vor ihm ein Zwerg.

„Wo haſt du die Wunderblume, die du fandeſt?“

„Verloren!“ ſagte traurig der Schäfer.

„Dir war ſie beſtimmt, und ſie iſt mehr werth als die ganze Rotenburg!“ ſprachs und verſchwand.

Traurig ging der Schäfer am Abend zu ſeiner Braut, und erzählte ihr die Geſchichte von der verlorenen Wunderblume. Beide weinten, denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verſchwunden. Endlich dachte der Schäfer wieder an ſeine Steine, und warf ſie ſcherzend ſeiner Braut auf den Schooß. Und — ſiehe, es waren lauter Goldſtücke. Nun kauften ſie ſich ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu, und in einem Monate waren ſie Mann und Frau.

„Und die Wunderblume?“ — die iſt verſchwunden. Bergleute ſuchen ſie noch bis auf den heutigen Tag überall. Bis jetzt ſoll aber der Glückliche, dem ſie beſtimmt iſt, noch kommen.

Die Schäfer und Hirten der Gegend ſind beſonders oft die Beglückten geweſen, und die Pagen des Kaiſers, die Zwerge, gaben ſich immer gern mit ihnen ab. Einem ſolchen, der, an altes Gemäuer gelehnt, ein luſtiges Lied,

chen ſich pfiff, erſchien auf einmal ein Zwerg. Er fragte ihn:

„Willſt du Kaiſer Friedrichen ſehen?"

„O ja!" erwiederte der dreiſte Hirt.

Der Zwerg führte ihn nun in den Berg, der ſich immer vor ihnen her öffnete, bis ſie endlich an eine große weite Grotte kamen. Hier ſaß die Majeſtät leibhaftig, angethan in glänzendem, hell funkelndem Schmuck. Die Wände der Grotte waren mit flimmernden Sternchen überſäet, und vor dem Kaiſer auf einem ſteinernen Tiſche brannte ein großes dickes Licht. Der Schäfer machte eine Verbeugung ſo gut er konnte, war aber gar nicht furchtſam, ſchaute vielmehr umher, und beſah alle die Koſtbarkeiten, die hier ſtanden.

Nach einer Weile fragte ihn der Kaiſer, ob die Raben noch um den Berg herumflögen?

„O ja!" erwiederte der Hirt.

Da blickte der Kaiſer gen Himmel, hob langſam ſeine dürren braunen Mumienhände auf, und ſprach mit weinerlicher Stimme:

„Ach! ſo muß ich noch hundert Jahre an dieſem Orte ſchlafen!"

Der Zwerg winkte hierauf dem Schäfer. Sie gingen zurück, er erhielt aber nichts. Unwillig wollte er eben den Zwerg darüber zur Rede ſetzen, aber fort war er.

In ſeinem verzauberten Zuſtande liebt die Kyffhäuſer Majeſtät Muſik ſehr. Mancher Hirt, der hier auf ſeiner Schalmei blies, wurde ſchon zu ihm eingeladen, um ihm

etwas vorzublaſen, und dann beſchenkt. Das war bekannt in der Gegend. Eine Geſellſchaft Muſikanten beſchloß daher, ihm eine vollſtändige Nachtmuſik zu bringen. In einer finſtern Mitternachtsſtunde machen ſie ſich auf, und als unten in Tilleda die Glocke zwölf ſchlug, blaſen ſie los.

Beim zweiten Murki kommt die Prinzeſſin mit Lichtern in der Hand auf ſie zu getanzt, und ladet mit Mienen ſie ein, ihr zu folgen. Der Berg öffnet ſich, die ganze Geſellſchaft zieht ſpielend ein. Eſſen und Trinken wird reichlich aufgetiſcht, und die Kapelliſten laſſen ſich's gut ſchmecken. Das war nun zwar recht gut, aber ſie wollen gern auch etwas von den Brillanten haben, die nur ſo herumlagen. Allein niemand bietet ihnen etwas an. Nicht ganz zufrieden, brechen ſie endlich auf, als ſchon der Morgen graut, meynend, beim Abſchiede werde es doch ein Trinkgeld geben. Allein, der Kaiſer nickt ihnen, ganz nach großer Herren Art, freundlich zu, und ſeine erlauchte Tochter giebt jedem Muſikanten einen grünen Buſch.

Ehren halber nimmt ihn ein jeder an, als ſie aber wieder im Freien ſind, werfen ſie die Büſche weg, und räſonniren und lachen über ein ſolch kaiſerliches Geſchenk. Nur Einer behält den Buſch, um ihn zum Andenken aufzuheben. Als er nach Hauſe kommt, und ſeinem Weibe den Buſch aus Scherz überreicht, ſiehe! da hatten ſich alle Blätter in goldene Zehnthalerſtücken verwandelt. Flugs liefen die andern alle auf den Berg zurück, wollten ihre Büſche wiederholen, aber — fort waren ſie.

Mißtrauen oder Unzufriedenheit beſtraften die hohen Herrſchaften immer ſo, Zutrauen und Genügſamkeit aber lohnten ſie reichlich. Dies beweiſet noch folgendes Geſchichtchen.

In Tilleda wohnte ein armer, aber frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut von einem eben ſo dürftigen und redlichen Handwerker. Morgen ſollte die Hochzeit ſeyn. Die Gäſte waren eingeladen, aber kein Menſch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hauſe nur ein Topf, eine Schüſſel und zwei Teller waren. „Was machen wir?“ ſprachen alle, und keiner wußte Rath. Endlich ſagte der Vater, halb im Scherz, halb im Ernſt:

„Ei, geht auf den Kyffhäuſer, vielleicht leihet euch die Prinzeſſin alles.“

Das Brautpaar geht wirklich hin. Vor der Oeffnung des Berges ſteht die Prinzeſſin. Sie nahen ſich ihr mit Knickſen und Bücklingen, und bringen ihr Anliegen ſchüchtern vor. Die kaiſerliche Hoheit lächelt, und befiehlt zu folgen, worüber Hans und Grete außer ſich vor Freude ſind. Die Prinzeſſin giebt ihnen nun erſt zu eſſen, und dann packt ſie ihnen mit ihren höchſteigenen unverwelklichen Händen einen großen Tiſchkorb voll Teller, Schüſſeln, Löffel u. ſ. w. auf. Hans und Grete bedanken ſich ſchönſtens, verſprechen, morgen alles unverſehrt zurückzuliefern, und auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mitzubringen.

Wie eilten ſie, nach Tilleda zu kommen, ſo ſchwer auch der zugedeckte Tiſchkorb war. Aber wie wurde ihnen

als ſie ein ganz neues Tilleda vor ſich ſahen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte ſtehen mußte, fanden ſie einen großen Ackerhof. Kein Nachbarshaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war mehr da, wo ſie ſonſt dergleichen geſehen hatten. Lauter fremde Menſchen, die ſich um das Brautpaar verſammelten, und es mit eben der Verwunderung und Neugierde anſahen, als dieſes die Gaffenden betrachtete.

Sie ſetzten ihren Korb an die Erde, und überlegten ihr Schickſal. Da kam der Prediger. Grete ging auf ihn zu, klagte, daß ſie beide wie verrathen und verkauft unter den Leuten wären, erzählt ihm, daß ſie geſtern auf den Kyffhäuſer gegangen ſey, und macht ihm mit dem ganzen Abenteuer bekannt. Der Herr Paſtor nahm darauf das Brautpaar mit in ſein Haus, ſchlug das Kirchenbuch nach, und fand, daß Hans und Grete nicht länger als zweihundert Jahre in dem Kyffhäuſerberge geweſen waren.

Doch genug des Spuks und der Zauberei. Wollte ich alle Mährchen des Kyffhäuſers hier noch mittheilen, die man in jedem Dorfe um ihn her erzählen hört, ſo müßte ich endlich zu ermüden fürchten. Wem ich ſchon mit dieſem zu viel gab, der betrachte ſie von der ernſthaften Seite. Sie werden ihm dann Bruchſtücke aus der Sittengeſchichte des Mittelalters ſeyn, und er wird aus ihnen die dunkle Zeitgeſchichte und die frühern Kulturperioden des Volks, in einzelnen Charakterzügen, ſo wie die herrſchenden Zeitideen, kennen lernen.

* * *

In den maleriſchen Skizzen von Deutſchland, von Günther und Schlenkert, 1r Heft, 1794, Fol., iſt eine Anſicht von den Ruinen von Kyffhauſen, von Günther geſtochen. Zwei kleinere von Darnſtedt ſind in den Horſtigſchen Tageblättern unſerer Reiſe in und um den Harz, Dresden, 1803, 8.; und im Thüringiſchen Magazin zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe, Frankenhauſen, 4., befinden ſich auch zwei, jedoch ſehr mittelmäßige Anſichten. Alle ſtellen ſie aber nur einzelne Theile der Ruinen dar, und geben vom Ganzen kein deutliches Bild. Freilich möchte es auch eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſeyn, auf einem Blatte dies leiſten zu können, da der Umfang der Ruinen zu groß iſt.

Bei der Bearbeitung habe ich genutzt: Schlenkert's vorhin genannte Skizzen, Müldener's Nachrichten von zerſtörten Bergſchlöſſern in Thüringen, 1752, 4.; von Rohr's Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes, 1748, 8.; Melißantes erneuertes Alterthum, 1721, 8.; Volksſagen von Ottmar, Bremen, 1800, 8.; und die Winterabende, Halberſtadt, 12.

37.

Rotenburg

zwiſchen Nordhauſen und Sangerhauſen.

Sieh! die hoch erhabnen, ſchönen Zinnen
Hat die fluthengleiche Zeit zernagt;
An den Wänden weben Unglücksſpinnen,
Und der Geiſt aus edler Vorzeit klagt.

37.

Rotenburg.

Von den Ruinen des Kyffhäuſers ſenkt ſich ein ſchöner breiter Weg auf dem Rücken des Gebirges hinab auf die Rotenburg. Unvermerkt ſchwindet er unter des Wanderers Tritten, den ein dichtes Laubdach gegen Sonnenhitze ſchirmt, und höchſt überraſcht wird er plötzlich auf einer Stelle, wo der Weg ſich krümmt, und man die Ruine der Rotenburg mit Einemmale vor ſich erblickt. Nach meinem Gefühle kann die lebendigſte Phantaſie keine reizendere Landſchaft erfinden, als ſie hier die Natur dem entzückten Auge hingebildet hat. Im Vordergrunde den ſteilen Bergkegel, mit den hohen, mit Fenſteröffnungen durchbrochenen Mauern, und dem geborſtenen Thurm, alles von Bäumen maleriſch durchwachſen, daneben auf beiden Seiten das tiefe Thal der Aue, worin Ort an Ort ſich reiht, und im Hintergrunde den Harz, worüber ſich der Brocken hoch erhebt: — das ſind mit wenigen Worten die Grundzüge dieſes Gemäldes, welchem einige weidende Kühe und ein Knabe, der dabei ſein Spiel mit einer Ziege

trieb, zur paſſendſten Staffage dienten. Ich konnte mich nicht losreißen von dieſem Bilde, das des Grabſtichels eines großen Künſtlers wohl würdiger wäre, als manche zehnmal wiederholte Parthie Italiens.

Wenn man unmittelbar vom Kyffhäuſer auf die Rotenburg kommt, nach jener großen weitläufigen Ruine, dieſe ſieht, welche nur die Oberfläche eines kleinen Berges deckt, ſo dringt ſich, auch ohne beider Geſchichte zu kennen, von ſelbſt die Bemerkung auf, daß jene Burg der Sitz eines Mächtigen geweſen ſeyn müſſe, dieſe hingegen nur einem Vaſallen gehört haben könne. Höchſtens vierhundert Schritte beträgt der ganze Umfang der Rotenburg. Dafür geben aber ihre Ruinen ein ſchöneres Bild. Das lange Hauptgebäude ſteht in ſeinen Mauern noch ganz und mit noch erhaltenen verzierten Fenſterbogen da, und in einem von Säulen getragenen Gewölbe, das vielleicht die Kapelle geweſen iſt, könnte man allenfalls übernachten. Ein runder Thurm von ungefähr achtzig Fuß Höhe iſt faſt bis herunter geborſten, und man fürchtet jeden Augenblick ſeinen Einſturz; aber ſeine Maſſe iſt zu feſt, er wird gewiß noch lange ſo ſtehen. Recht genau kann man an ihm die Art zu mauern beobachten, deren ſich die Alten bedienten. Inwendig und auswendig iſt er mit Quadern bekleidet, und der Raum zwiſchen ihnen mit kleinen Bruchſteinen und einem Kalkguſſe ausgefüllt. Dieſe Maſſe iſt durch die Länge der Zeit, oder durch die bindende Kraft des Kalks, ſo feſt geworden, daß ſie da, wo die äußern Quader auch nicht mehr da ſind, nicht

nachgefallen iſt, ſondern noch feſt ſteht, wie ein ganzes Stück. Es hat dieſer Thurm auch eine ſeltene Stärke. Ich umging ihn nur mit einundſechzig Schritten.

Da die Rotenburg viel tiefer als der Kyffhäuſer liegt, ſo iſt natürlich die Ausſicht von hier nicht ſo ausgebreitet, als von dort. Sie iſt aber immer ſehr anziehend und ſchön. Man blickt ebenfalls in die lachende Aue, überſieht ſie nach Nordhauſen zu ganz, und weiter hinauf bis an das Gebirge des Eichsfeldes. Unterwärts tritt der Kyffhäuſerberg in den Weg, und im Rücken ſtehen hohe waldige Berge.

Auch dieſe alte Veſte theilt mit ſo mancher andern das Schickſal, daß ihr Geburtsjahr durch die Länge der Zeit verdunkelt wurde. So kennt man auch das Geſchlecht nicht, das ſie hervorſteigen ließ. Unwahrſcheinlich iſt es nicht, das Grafen von Rotenburg ſie im elften Jahrhunderte wider die Wenden und Slaven, welche in dieſen Gegenden noch hauſeten, erbauten; aber die Gewißheit fehlt. Erſt vom Jahre 1103 an kann man mit Sicherheit von ihrem Daſeyn reden, denn damals beſaßen ſie die eben genannten Grafen. Ihnen fiel durch Erbſchaft nach dem Tode ihres Vetters, des Grafen Heinrich von Nordheim des Fetten, ein großer Theil von Thüringen, und namentlich auch dieſe Gegend zu. Ob dieſe Grafen aber damals ſchon von Rotenburg hießen, iſt ſehr zu bezweifeln. Vielmehr ſcheinen es Grafen von Beichlingen geweſen zu ſeyn, die ihren Namen aber veränderten, als ſie das

Schloß gebauet hatten, das ſie vielleicht, wegen des rothen Sandſteins, woraus es gebauet iſt, rothe Burg nannten. Solche Namensveränderungen waren in den Familien jener Zeiten etwas Gewöhnliches, und oft findet man, daß z. B. vier Söhne eines Vaters vier verſchiedene Namen führten, ohne den ihres Vaters zur Bezeichnung ihres Urſprungs mit beizufügen, wie wir es jetzt gewohnt ſind. Der Genealogiſt wird dadurch freilich ſehr oft in Labyrinthe geführt, aus denen keine Erlöſung iſt, und dem Ahnenfreunde iſt eine ſolche Lauheit gegen einen klaren Rückblick auf die Ahnenreihe und gegen die Erhaltung des Urnamens unbegreiflich. Daß die Rotenburger von den Beichlingern abſtammten, ſcheint auch der Umſtand noch zu beweiſen, daß nach ihrem Ausſterben ihre Beſitzungen an die Beichlinger fielen.

Der erſte bekannte Graf von Rotenburg hieß Chriſtian. Er lebte in den Jahren 1103 bis 1144. Nach hundert Jahren ſchon erloſch aber ſein Geſchlecht. Graf Friedrich, der letzte Rotenburger, ſtarb 1210 ohne Leibeserben, und da fiel das Schloß Rotenburg nebſt Zubehör an den Grafen Friedrich III. von Beichlingen. Die neue Beſitzung muß dieſem ſehr gefallen haben, denn er hielt ſich mehr hier als in Beichlingen auf. Um ſo mehr ſchmerzte es ihn aber, zwei Jahre ſpäter ſchon erleben zu müſſen, daß die Rotenburg ganz zerſtört und ausgeplündert wurde, welches Schickſal er ihr freilich ſelbſt durch ſeine Anhänglichkeit an den Landgrafen Herrmann von Thüringen zuzog. Herrmann war nemlich, als Kaiſer

Otto IV. während ſeines Aufenthalts in Italien von dem Papſte Innocenz in den Bann gethan war, und dies in Deutſchland, wie gewöhnlich bei ſolchen Fällen, Partheien verurſachte, auf die Seite des Papſtes getreten, und hatte zu allem, was Otto's Sturz befördern konnte, auf das thätigſte mitgewirkt. Ihn dafür zu züchtigen, überzog ihn Otto nach ſeiner Rückkehr aus Italien mit Krieg, verheerte ihm und ſeinen Anhängern das Land, und ſo auch die Beichlingiſchen Beſitzungen.

Rotenburg wurde jedoch bald wieder von Friedrich aufgebauet, und einer ſeiner beiden Söhne, Friedrich IV., dem es nach ſeinem Tode zufiel, wohnte immer daſelbſt. Er ſtiftete die Linie der Grafen von Beichlingen-Rotenburg, und war zugleich kaiſerlicher Burggraf auf Kyffhauſen. Die zu Rotenburg gehörigen Beſitzungen, welche eine Grafſchaft hießen, waren nicht unbeträchtlich. Die Herrſchaft Brücken, Bendeleben, die halbe Stadt Frankenhauſen, Ichſtedt, Barxleben, Obersleben und andere Oerter mehr, gehörten dazu. Die Familie gerieth aber nach und nach in Schulden, und veräußerte und verpfändete ein Stück nach dem andern. Friedrich VIII. trat ſogar auf ſeine Lebenszeit das Schloß Rotenburg ſelbſt, an den Grafen Heinrich von Hohnſtein ab, und lebte bis an ſeinen Tod in Bendeleben. Mit ſeinem Sohne Gerhard ſtarb endlich der ganze Stamm aus. Da dieſer keine Hoffnung zu Erben hatte, oder keine haben wollte, und die Schulden ihn ſehr drückten, ſo verkaufte er einen Theil ſeiner Beſitzungen nach dem andern, worunter auch

Rotenburg war, an die Grafen von Schwarzburg. Er ſtarb im Jahre 1378.

Seit dieſer Zeit beſitzt das Haus Schwarzburg die Rotenburg, und zwar gegenwärtig die Rudolſtädtſche Linie deſſelben. Als ſie in ihre Hände überging, war ſie noch in mittelmäßigem Zuſtande, und ſie erhielten ſie auch darin; da ſie aber nicht ſelbſt darauf wohnen konnten oder mochten, ſo bezog ſie mit ihrer Einwilligung Fritz von Bendeleben. Nach ihm erhielt ſie, 1405, Bethmann von Tütcherode pfandweiſe, und deſſen Nachkommen wurden 1434 völlig, jedoch mit Vorbehalt der hohen Jagd und des Oeffnungsrechts, ſo wie auch mit der Bedingung, die Burg immer in gutem Stande zu erhalten, damit beliehen. Nach dem Erlöſchen dieſer Familie, 1576, fiel Rotenburg als eröffnetes Lehn an das Haus Schwarzburg zurück, wurde aber nicht mehr bewohnt, und verfiel daher.

Die Geſchichte der Rotenburg iſt, wie man ſieht, ſehr einfach. Keine wichtige hiſtoriſche Begebenheit zeichnet ſie aus, ja ſie ſtarb nicht einmal eines gewaltſamen Todes. Für viele Leſer möchte ſie daher wenig Intereſſe haben, und gar keinen Eindruck zurücklaſſen, wenn ich nicht noch ein Kapitel aus der alten deutſchen Götterlehre hinzufügen könnte, daß mit ihr in enger Verbindung ſteht: ich meyne die Geſchichte des ſogenannten Götzen Püſtrich.

Es mögen nun wohl 256 Jahre her ſeyn, als von einem von Tütcherode, dem damaligen Bewohner der Rotenburg, ein kleiner metallener bausbackiger Junge un-

unter Schutt und Steinen in einer unterirdiſchen Kapelle der Burg gefunden wurde. Da man nicht wußte, was man daraus machen ſollte, und doch etwas von ihm erzählen wollte, ſo entſtand nach und nach folgende Geſchichte. Es ſey nemlich ein von den ältern Bewohnern Thüringens verehrter Götze geweſen, der Püſtrich geheißen. In der Kapelle auf dem Schloſſe Rotenburg habe er geſtanden, und ſey da verehrt worden. Im Zorne habe er Feuerflammen ausgeſpieen, die nicht eher nachgelaſſen, als bis ihm Geſchenke geopfert worden wären.

Dieſe Erzählung pflanzte ſich fort, erlangte durch die Länge der Zeit den Anſtrich hiſtoriſcher Wahrheit, und ſetzte vor ungefähr hundert Jahren, wo Zufall die Aufmerkſamkeit Vieler darauf lenkte, eine Menge Federn in Bewegung. Alle Chronikenſchreiber dieſer Gegend, und deren ſind nicht wenige, haben mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit ſich über den Urſprung des kleinen dicken Püſtrichs breit und weit ausgelaſſen. Beſonders thut dies *Sagittarius* in ſeinen antiquitt. Gentiliſmi et Chriſtianiſmi Thuringici, worin er auch eines alten Kupferſtichs vom Püſtrich erwähnt, der die Beiſchrift führt:

„Siehſtu diß Bild, und biſt ein Chriſt,
Dank Gott, daß du errettet biſt;
Durch ſein Wort von der Heydenſchaft
Zum chriſtlichen Glauben gebracht."

Wenn die mehreſten Stimmen immer entſchieden, ſo wären wir freilich mit der göttlichen Eigenſchaft des kleinen Jungen auf dem Reinen; allein, dies Stimmenüberge-

wicht möchte in dieſem Falle wohl nicht gewichtig genug ſeyn. Die Beſtimmung des Püſtrichs wird immerfort ein Räthſel bleiben, da wir ihn erſt mit ſeinem Ausgraben kennen gelernt haben, und vor dieſem Zeitpunkte nirgends ſeiner erwähnt finden. Es kann indeſſen wohl ſeyn, daß er die eines Götzen hatte; es liegt wenigſtens nichts Unwahrſcheinliches darin, und, bis wir nicht eine beſſere Hypotheſe aufſtellen können, finde ich, daß wir gar nicht berechtigt ſind, jene alte, ganz über den Haufen zu ſtoßen. Zu leugnen iſt es freilich nicht, daß er mehr das Anſehn eines muthwilligen Knaben, als das eines imponirenden, ſchreckenden, mit bedeutungsvollen Attributen verſehenen, Götzen altdeutſcher Völkerſchaften hat.

Daß übrigens ein ſolcher dicker metallener Knabe auf der Rotenburg wirklich gefunden wurde, von der Tütcherodiſchen Familie an die Reiffenſteinſche, und von dieſer im Jahre 1546 an den Grafen Günther von Schwarzburg kam, iſt ſo wenig als ſein Daſeyn zu leugnen, denn er wird noch bis auf den heutigen Tag auf dem Schloſſe in Sondershauſen verwahrt und gezeigt. Ich ſah ihn da öfters, und gebe daher das folgende Bild von ihm aus eigener Anſicht.

Man denke ſich einen ſechsundſiebzig Pfund ſchweren Jungen, 2 Fuß ½ Zoll hoch, von ungewöhnlich ſtarkem Gliederbau, mit aufgeblaſenen Backen, platter Naſe, dummen Geſichtszügen, und aufgetriebenem Bauche von 2 Fuß 6 Zoll im Umfange, der mit dem rechten Beine kniet, die rechte Hand — die aber nicht vollkommen iſt,

da, wie es ſcheint, die Maſſe im Guſſe ausgelaufen — auf dem Kopfe, die linke auf dem linken Knie liegen hat, und — man hat des Püſtrichs Bild vor ſich. Der linke Arm iſt aber nicht vollſtändig da, er fehlt vom Ellenbogen an. Dieſe Verſtümmelung nahm Landgraf Moritz von Heſſen mit ihm vor, der den Püſtrich einſtens nach Caſſel kommen ließ, um ihn und das Metall, aus dem er gegoſſen iſt, näher kennen zu lernen. Sein Forſchungsgeiſt trieb ihn ſo weit, daß er es ſich, ohne Bewilligung, erlaubte, die Hälfte des linken Arms abzuſchlagen, und ſie ſogar an ſich zu behalten; allein, auch dies führte ihn zu keinem gewiſſen Reſultat, und der Püſtrich war verſtümmelt. Ob der Arm noch jetzt in Caſſel aufbewahrt wird, weiß ich nicht; in Sondershauſen iſt er nicht. Auf dem Kopfe, deſſen Haar glatt gekämmt und im Nacken rund abgeſchnitten iſt, und im Munde, finden ſich zwei Oeffnungen, nicht ſo groß, um einen Finger hineinſtecken zu können, und zwiſchen den Sitzbacken iſt ein Stück Eiſen mit einem viereckigen Loche eingegoſſen, um ihn mittelſt eines durchgeſteckten Riegels feſthalten zu können. Inwendig iſt er durchaus hohl, und faßt ungefähr 9 Maaß. Die Füße fehlen beide, ſcheinen aber auch gar nicht daran gegoſſen zu ſeyn.

Der erwähnten Sage zu Folge hat er, wenn er böſe war, aus jenen beiden Löchern Feuerflammen geſpieen. Man ſolle, hieß es, dies Flammenſpiel noch immer bei ihm bewirken können, wenn man ihn mit Waſſer anfülle, die Oeffnungen feſt zupfropfe, und auf glühende Kohlen

ſetze. Er fange dann an zu ſchwitzen, mit einem donner, ähnlichen Krachen führen die Pfröpfe heraus, das Waſſer ſprudele in Feuerflammen praſſelnd hervor, wo es hinfalle, zünde es brennbare Dinge an, unbrennbare beflecke es, und ein widriger Geruch verbreite ſich umher. An dieſer Wirkung ſey allein das unbekannte Metall Schuld, aus dem die Figur gegoſſen. Um nun zu unterſuchen, ob dem wirklich ſo ſey, und er dieſe ungewöhnlichen Kräfte noch jetzt beſitze, nachdem er ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten von ſeinem Throne herabſteigen müſſen, hat man häufige Verſuche angeſtellt. Heydenreich erzählt in ſeiner Schwarzburgiſchen Geſchichte (1743), daß man einmal in der Sondershäuſer Schloßküche einen ſolchen Verſuch gemacht habe, der aber übel abgelaufen, indem alles umher in Brand, und das Schloß ſelbſt in Gefahr gerathen ſey, in Feuer aufzugehen. Er vergißt aber dabei zu ſagen, ob man ihn mit reinem Waſſer, oder womit ſonſt angefüllt habe. Vor wenigen Jahren iſt bei Sondershauſen ein gleicher Verſuch im Freien gemacht worden. Man iſt ganz damit, wie oben erwähnt, verfahren, hat ihn aber nur mit Waſſer angefüllt. Die Wirkung war, wie mich ein Augenzeuge verſicherte, nur die gewöhnliche, wenn kochendes Waſſer eingeſperrt iſt. Die Dämpfe ſprengten mit einem Knalle die Pfröpfe heraus, und qualmten alsdann aus den Oeffnungen. Feuerflammen bemerkte niemand, ſo wenig als üble Gerüche. Bloßes Waſſer iſt alſo nicht hinreichend, jene Wirkung hervorzubringen, ſo wenig als der Einfluß des Metalls. Der Püſtrich iſt

daher in dieſer Hinſicht nichts anders, als ein figurirter papinianiſcher Topf. Indeſſen möchte es wohl möglich ſeyn, Feuerflammen aus ihm herausſteigen zu laſſen, wenn man ihn mit brennbaren und geiſtigen Materien anfüllte, z. B. mit Oel, das dann wohl, durch die durch ſeine Zerſetzung erzeugte Menge brennbarer elaſtiſcher Flüſſigkeiten, bei ihrem ungeſtümen Austritt, einen heftig flammenden Feuerſtrom darſtellen würde. Und, wenn jemals ſeine Diener dies Spiel zum Schrecken ſeiner Verehrer und zum Eintreiben neuer Kontributionen mit ihm trieben, ſo werden ſie auch gewiß dergleichen dazu genommen haben.

Zur Unterſuchung ſeiner Maſſe ſtellte der Hr. Prof. M. H. Klaproth vor einigen Jahren Verſuche an, wozu ihm ein vom Götzenbilde abgeſchnittenes Stückchen mitgetheilt wurde. Das Reſultat davon war: daß tauſend Theile der Maſſe aus 916 Kupfer, 75 Zinn und 9 Blei beſtehen *).

Der Name Püſtrich iſt übrigens deutſch, und kommt wahrſcheinlich von puſten, blaſen, her, weil ſeine Backen aufgeblaſen ſind. Die Niederſachſen nennen jetzt noch einen Blaſebalg einen Püſter.

*) ſ. Journ. für Chemie und Phyſik, von Schweigger, 1ſter B. 1811. S. 509.

* * *

Vom Püſtrich findet man Abbildungen: 1) in dem Buche, die ſogenannten Werke des Teufels auf dem Erdboden; Freiburg 1751, 8. 2) in einer lateiniſchen Abhandlung, Immanuel Webers Pusterus, vetus germanorum idolum; Gießen 1717, 4. Von der Rotenburg kenne ich keine Abbildung; denn die im thüringiſchen Magazin zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe im Jahrgange 1808 befindliche, verdient kaum einer Erwähnung. Bei der Erzählung ihrer Geſchichte benutzte ich Müldeners diplomat. Nachrichten von zerſtörten Bergſchlöſſern in Thüringen; Leipzig 1752, 4. Paul Jovii chronicon Schwarzburgicum, und die eben genannten Schriften über den Püſtrich.

38. 39. 40.

Rauhenſtein, Raueneck, und Scharfeneck bei Baaden in Oeſterreich.

Iſt dieſem allem nicht, ſo weit
Dein ſcheues Auge blickt,
Der Stempel der Vergänglichkeit
Bedeutend aufgedrückt?

Abdallha u. Balſora.

Digitized by Google

38. 39. 40.

Rauhenſtein, Rauheneck, und Scharfeneck.

Unter Oeſterreichs ſchönern Gegenden gebührt der bei Wien gelegenen Stadt Baaden und ihren Umgebungen eine vorzügliche Stelle. Reich ausgeſtattet, durch eine Fülle natürlicher Reize, wo jede Nachhülfe von Seiten der Kunſt unnöthig war, bleibt man lange zweifelhaft, welchem Theile derſelben man den Vorzug zugeſtehen ſoll. Doch bald wird man ſich beſtimmen können, wenn man das Sankt Helenenthal kennen lernte. Mit ganz vorzüglichen Reizen iſt dieſes ſchöne Thal geſchmückt, deſſen Eingang ſich eine Viertelſtunde ſüdweſtwärts von Baaden öffnet. Bei Heiligenkreuz beginnt es, und von der Schwechat wird es bewäſſert.

Nur wenige Gegenden ſind ſo ganz zur Heimath romantiſcher Schwärmerei geſchaffen, als dieſe bezaubernde Bergſchlucht. Drei alte Schlöſſer — Rauhenſtein, Rauheneck und Scharfeneck — jedes in einem verſchiedenen Grade der Zerſtörung der Zeit preisgegeben, thronen im

engen Umkreiſe einer halben Stunde, auf den Zinnen bewaldeter Felſenberge umher. Selbſt in ihren Trümmern noch drohend und ſchauerlich, ſcheinen ſie zur Stunde die furchtbaren Wächter und Tyrannen der Gegend zu ſeyn. Doch, die Täuſchung ſchwindet bald. Friedliche Hütten ruhen im Buſen des Thals umher geſtreut, ſonder Furcht vor Bedrückung von Seiten ihrer trotzigen Nachbarn, denn die Sitze der Gewaltigen liegen in Trümmern, und ihre Namen und Thaten ſind untergegangen im Strome der Jahrhunderte. Statt des Waffengetümmels ihrer zur Befehdung des Nachbarn ausgeſandten Söldner, vernimmt der Wanderer nur das Knarren des Pflugs und den Hammerſchlag friedlicher Gewerbe; ſtatt des Wieherns kampfluſtiger Roſſe wiederhallt aus den Wäldern das Muhen weidender Kühe; ſtatt der Trompete des Herolden, das Jauchzen fröhlicher Hirtenknaben.

Die brüderliche Vereinigung jener drei Burgen, in einem ſo kleinen Triangel, und ihre eng verbundenen Schickſale mit einander, veranlaſſen mich, ſie hier auch vereint vorzuführen. Zuerſt

Rauhenſtein,

das an der Nordſeite des Thals auf den grotesken Vorſprüngen einer Klippe von verhärtetem Kalktuff liegt. Seine Ueberreſte ſind unter den übrigen am beſten erhalten; denn noch ſteht der Wartthurm, das ganze Haupt- und mehrere Nebengebäude; nur der Dachſtuhl iſt abge-

ſtürzt, und hat die Decke der Gemächer zerſchmettert. Es ſcheint aber auch, als ob dieſe Ruinen nicht gar zu alt, als ob die Burg in neuern Zeiten umgebauet wäre; denn es hat zwei Stockwerk, und überhaupt gleicht ſeine Bauart nicht der gewöhnlichen alten. Schwarz und gräßlich aber, als hätte ein Brand vor wenig Tagen erſt die Verheerung vollendet, verſchmelzt das rußige Gemäuer mit den, vom Thale aus, unerſteiglichen Felszacken ſeiner unvergänglichen Fundamente. Vom Rücken allein angreifbar, wo ein höherer Waldberg das Schloß überragt, bedurfte es nur dort zu Vertheidigung des Zuganges bedeutender Außenwerke, die auch größtentheils noch beſtehen, obgleich ſeit länger vielleicht als einem Jahrhunderte, dicke Föhren und Geſträuch aus ihrem geborſtenen Gemäuer emporwuchern.

Wer Rauhenſtein erbauet hat, und bei welcher Gelegenheit es erbauet wurde, davon findet ſich keine Spur in der öſterreichiſchen Geſchichte. Ein Heinrich von Rauhenſtein kommt ſchon im Jahre 1178 in Urkunden vor. Auch 1231 ſtößt man noch auf einen Otto von Rauhenſtein. In der Folge ſcheint dieſes Schloß dem Stifte der regulirten Chorherren zu Kloſterneuburg geſchenkt worden zu ſeyn; denn dieſe verkauften es 1347 Dietrichen von Enzersdorf. Ob dieſe Mönche hier Weingärten pflanzten, wiſſen wir nicht: wir wiſſen aber, daß im Jahre 1314 um Rauhenſtein, wo jetzt Wald iſt, Weingärten geweſen ſind.

Ob die von Enzersdorf Rauhenſtein durch die letzte Hälfte des 14ten und das ganze 15te Jahrhundert beſeſſen haben, weiß man auch nicht. Man findet wenigſtens keine Erwähnung des Schloſſes in dieſen Zeiten.

Unter den wechſelnden Beſitzern des Rauhenſteins iſt beſonders Wilhelm von Puchhaim durch die Frevelthat ſeiner Leute bekannt geworden, welche 1499 den Kammerwagen der Gemahlin Kaiſer Maximilians I., als ſie ſich nach geendigtem Wochenbette aus den Bädern von Baaden nach dem Kloſter Heiligenkreuz im Walde, und von da wieder zurück nach Neuſtädt begeben wollte, plünderten. Dieſen Frevel zu beſtrafen, ſchickte der Kaiſer Kriegsvolk von Wien, und bot auch die Leute am Gebirge zur Eroberung dieſer Bergveſte auf. Es wurde ſchweres Belagerungszeug vor ſelbige geführt, und ſie nach ſtarker Gegenwehr endlich auch mit Sturm eingenommen. Puchhaim führte man mit ſeinen räuberiſchen Knechten ſo lange nach Neuſtadt in gefängliche Haft, bis die Sache zwiſchen ihm und dem Kaiſer wieder ausgeglichen war. Daß aber Puchhaim bei dieſer Ausgleichung nicht ungeſtraft wegkam, läßt ſich daraus ſchließen, daß im Jahre 1501, ſichern Urkunden zu Folge, Rauhenſtein an Heinrich Prüſchenckh, Grafen zu Hardeck, pfandweiſe verliehen wurde.

Im 16ten Jahrhundert ging dieſe Burg wieder durch die Hände verſchiedener Beſitzer. Im Jahre 1624 beſaß ſie, zugleich mit Rauheneck, der Ritter Helmhard Bayr, der 1635 in den Freiherrnſtand erhoben wurde. Durch

ſeine Tochter kamen dieſe Beſitzungen an die Grafen von Hochkirchen, und da dieſe wegen Religionsunruhen das Land verlaſſen mußten, in Rauhenſtein aber alle Einwohner Proteſtanten waren, ſo kam es an den kaiſerlichen Geſandten in der Türkei, dem von Quarient und Raal. Durch deſſen Tochter kam es wieder an den Freiherrn von Piazzone, und nach deſſen Tode, 1741, an deren zweiten Mann, dem von Dobblhof, bei welcher Familie auch ſeit dieſer Zeit ſowohl Rauhenſtein als Rauheneck und Scharfeneck geblieben ſind.

Vielleicht iſt es jener Geſandte in der Türkei, der die Corylus arborea pflanzen ließ, die man noch gegenwärtig als hunderjährige Bäume in den Ruinen dieſer Schlöſſer findet. Um das Jahr 1749 war Rauhenſtein noch völlig bewohnbar. Jetzt wohnt ein Mann da, der für ſeine pittoreske Wohnung jährlich zehn Gulden bezahlt, und dabei den ſtillen Vortheil genießt, mehrere hundert Gulden aus dem Peche der Nadelwälder zu ziehen, die er um Tauſende verdirbt und in Kienruß verwandelt.

Für die Badegäſte in Baaden ſind Rauhenſteins Ruinen ein höchſt angenehmer und ein ſehr beſuchter Punkt. Ein bequemer Weg führt hinauf, und den Thurm erſteigt man auf 160 theils ſteinernen, theils hölzernen feſten Stufen. Oben auf ſeiner Zinne, die ringsum mit ſtarkem Geländer verſehen iſt, genießt man der herrlichſten Ausſicht in das rechts ſich verengende, links ſich freundlich eröffnende Helenenthal und hinüber auf die Burgen Rau-

heneck und Scharfeneck. Daher wimmelt es auch hier an freundlichen Tagen von frohen, Naturgenuß liebenden Menſchen. Nach alten Sagen zog ſich von einer Burg zur andern eine goldene Zauberkette im ſegensvollen Dreieck über das Thal hin. Die Kette mag wohl der aufklärenden Wahrheit neuerer Zeit gewichen ſeyn, aber der Zauber, der jeden mit unwiderſtehlicher Sehnſucht an das Thal bindet, iſt für jeden, der dafür empfänglich iſt, bis auf den heutigen Tag geblieben.

Rauheneck

liegt gleich am Eingange und an der ſüdlichen Seite des Thals, auf einem eigenen mit Tannen überwachſenen Berge, höher als Rauhenſtein, und es ſcheint einſt der Schlüſſel zu dem Helenenthale und zu den andern beiden Schlöſſern geweſen zu ſeyn. Wenige Ruinen gewähren vielleicht einen ſo maleriſchen Anblick, als dieſe. Wenn man in den äußern Vorhof getreten iſt und auf dem freien Platze des Zwingers verweilt, wo zur Rechten die verfallene Kapelle, kennbar durch das Kreuz über dem Eingange, zur Linken die vermuthliche Wohnung des Prieſters ſteht, ſo übertrifft nichts den Anblick, den man hier in das Innere der Burg hat. Wie Couliſſen treten auf beiden Seiten die Querwände der alten Gebäude hervor, und bilden eine immer mehr ſich engende Vertiefung von beträchtlicher Länge. Die Mauern längs den Thorwegen

ſind zuſammengeſtürzt, und verſchaffen durch den freien Einfall der Strahlen der Morgenſonne eine magiſche Beleuchtung. Im Hintergrunde erhebt ſich der dreieckige feſte Thurm. Er iſt ein wahrer Koloß, deſſen ſtumpfe Spitze ſich oft in den Wolken birgt. Maſſiv und Ehrfurcht erweckend iſt ſein Bau. Errichtet, um gegen jeden irdiſchen Feind geſchützt zu ſeyn, und, wenn auch die Burg erobert würde, ſich darin noch zu vertheidigen, hat er ſelbſt die Anfälle der Zeit beſiegt. Er hat keine Fenſter, bloß Schießſcharten und einen Eingang, zu dem man nur aus dem zweiten Stockwerk eines Nebengebäudes gelangte.

Man kann ſich nicht loßreißen von dieſem Theater, das durch das Zerſtören der Zeit entſtand. Gleich den Rieſen der Vorwelt ſtehen hochſtämmige Fichten und Tannen auf der verlaſſenen Bühne; ihre Aeſte rauſchen geheimnißvolle Geiſtertöne, ihre Wipfel neigen ſich, betrachtend des Schickſals unerklärten Gang.

Dreht man ſich um, und blickt hinab in die Tiefe, ſo hat man ein zauberiſches Panorama um ſich her. Rechts ſieht man Baaden, und blickt mit ſtolzer Empfindung auf das viel tiefer liegende Rauhenſtein hinab. Links öffnen ſich unbewohnte, romantiſch wilde Thäler. Gerade vorwärts bilden die Helenenkirche, die Häuſer am Urthelſtein, die Klauſe, und die Burgruinen von Scharfeneck ein liebliches Gemälde, deſſen Hintergrund die ungeheure Ebene des alten Pannonien iſt, welche hier ganz geöffnet vor dem Auge liegt.

Aber in Rauhenecks Ruinen ſpukt es gar ſehr. Ein Geiſt, dem das Schickſal herumzuwandeln gebot, ſchleicht hier aus und ein, und ächzt und klagt ob ſeiner Erlöſung. Dieſe aber hängt von dem Bäumchen ab, das jetzt nur noch als Staude aus der Mauer des hohen Thurms emporwächſt. Wenn dieſes zu einem ſolchen Stamme gediehen iſt, daß eine Wiege daraus wird gemacht werden können, ſo wird ein Kind darin geſchaukelt werden, das als Prieſter den Geiſt erlöſen kann. Täglich ſchleicht nun der arme Geiſt um den Thurm herum, ſchaut hinauf nach dem Bäumchen, ob es auch noch da ſey, zittert, wenn ein Sturmwind ſauſt, der es entwurzeln, oder wenn Blitze die Luft zerſchneiden, die es zerſchmettern könnten. Denn, verdorrt das Bäumchen, ſo muß das geplagte Weſen warten, bis wieder ein Bäumchen dort oben aufſprießt und jene Stärke erreicht.

Rauheneck ſcheint nicht nur eben ſo alt zu ſeyn wie Rauhenſtein, ſondern noch älter. Schon im Jahre 1136 kommt ein Hartung von Ruhenegke vor. Um das Jahr 1231 trieben die Rauhenecker vielen Spuk an den Geiſtlichen in der Nachbarſchaft. Das war aber auch die Veranlaſſung, daß es, mit Bewilligung des Herzogs Rudolph, von den Wienern ums Jahr 1358 gänzlich zerſtört wurde. Es gehörte damals einem jungen Pillichdorfer, der die Schuld ſeiner Verheerungen auf ſeinen Burggrafen zu ſchieben wußte, und ſo die Erlaubniß erhielt, ſie wieder aufzubauen. Im Jahre 1409 ging es durch Verrätherei an die Parthei des Herzogs Leopold IV. über, und ſcheint

ſcheint bis 1463 in landesherrlichem Beſitze geweſen zu ſeyn. Um dieſe Zeit nahm es Franz von Haag, ein am Hofe Kaiſer Friedrichs IV. erzogener Böhme, mit Liſt ein. Man war ihm Sold ſchuldig, und um dieſen herauszu-preſſen, ſetzte er ſich in den Beſitz der Burg, und behielt ſie auch ſo lange, bis er bezahlt war. Nach der Hand kam es durch unbekannte Veranlaſſung wieder in den Beſitz des Rauheneckſchen Geſchlechts, denn einer der letzten Bewohner deſſelben, Chriſtoph von Rauheneck, verkaufte ein Stück ſeiner Waldungen an die Stadt Baaden, um ſich dafür eine, einem Ritter angemeſſene Rüſtung anſchaffen zu können, da er unter dem Panier Kaiſer Karls V. gegen die Osmanen mit zu Felde ziehen wollte.

Die Zerſtörungszeit von Rauheneck iſt eben ſo unbekannt, als die ſeiner Entſtehung. Nach einer hundert und acht und dreißig Jahre alten Abbildung hatte es damals ſchon kein Dach mehr. Jetzt gehört es auch dem Freiherrn von Dobblhof.

Scharfeneck.

Dieſer Burg, ſeit ein Paar Jahrhunderten ſchon in Schutt und Trümmern liegendes, unförmliches Mauergeſtein, gewahrt man, von Wald und Gebüſchen überwachſen, in einiger Entfernung gegen Weſten, auf gleicher Seite mit Rauheneck, von welchem es durch ein waldiges Nebenthal getrennt iſt. Es ſcheint ein Nebenwerk von Rauhenſtein geweſen zu ſeyn. Seine Geſchichte iſt

ſehr dürftig. Zuverläſſige Nachrichten davon findet man erſt im Jahre 1456, wo es die Grafen von St. Görgen und Bazin zugleich mit Berchtolsdorf bis 1460 beſaßen. Das iſt aber auch alles, denn wann es zerſtört wurde, und warum? das ſind Fragen, deren Beantwortung auch keine einzige der vielen Chroniken Oeſterreichs beantwortet. Man ſollte hieraus faſt auf ſeine wenige Bedeutſamkeit ſchließen können, da doch die Schickſale des nachbarlichen Rauhenſteins und Rauhenecks nicht unaufgezeichnet blieben.

* * *

Es giebt von dieſen drei Burgen oder ihren Ruinen mehrere Abbildungen; doch kenne ich ſie nicht genau. Bekannt ſind mir nur die von Rauhenſtein und Rauheneck, welche von Haldenwang geſtochen, in Hoſer's Naturſchönheiten und Kunſtanlagen der Stadt Baaden in Oeſterreich, Wien 1811, quer Oktav, ſich befinden. Dieſes elegante Taſchenbuch, die Ausflüge nach dem Schneeberge in Unteröſterreich, von Schultes, 2te Auflage, 2ter Band, Wien 1807, und der 4te Band der Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des öſterreichiſchen Kaiſerthums, von Sartori, Wien 1809, ſind für mich die Quellen geweſen, die ich hier benutzte.

41.

M a n s f e l d.

Tief verſchüttete Baſteien mahnen
An der Vorzeit kriegeriſche Pracht;
Um den Thurm, wo Schwerdter blitzten,
Kreiſ't der Dohlen reger Schwarm;
Längs dem Wall, wo Stärkre Starke ſchützten,
Breitet Epheu ſeinen kalten Arm.

F. Krug von Nidda.

Digitized by Google

41.

Mansfeld.

Kaiſer Heinrich, wahrſcheinlich der vierte oder fünfte, hielt ſich einſt in ſeinem Pallaſte zu Wallhauſen in der goldenen Aue auf. Da trat einer ſeiner Mannen zu ihm, und ſprach:

„Herr! ſchenkt mir ein Stück Feldes zum Eigenthum, das an die goldene Aue grenzt, und ſo groß iſt, daß ich es mit einem Scheffel Gerſte umſäen kann."

Der Kaiſer lächelte ob der ſeltſamen Bitte, bewilligte ſie aber ohne Anſtand. Er würde dem Ritter das Doppelte bewilligt haben, hätte er darum gebeten, denn er liebte ihn perſönlich als einen guten Geſellſchafter, und als braver Soldat war er ihm viel werth und brauchbar.

Der Ritter — ſein Name iſt verloren gegangen — nahm nun einen Scheffel Gerſte, und umſäete damit die Grenzen der nachherigen Grafſchaft Mansfeld. Neidiſch ſahen dies die übrigen Mannen oder Lehnsträger des Kaiſers mit an, und da ſie auch meynten, er habe die Erlaubniß ihres Herrn durch eine unerlaubte Deutung ge-

mißbraucht, ſo eilten ſie, dem Kaiſer es ſogleich zu hinterbringen. Aber der Kaiſer ſprach:

„Geſagt iſt geſagt. Das iſt und bleibt nun des Mannes Feld!“

Mannes-Feld, Mansfeld; da hätten wir ja einmal die Entſtehungsgeſchichte eines Ländernamens aus der frühesten Zeit, ſo klar, als es nur möglich ſeyn kann, abgeleitet! Doch, wenn auch dieſes Hiſtörchen nichts anders iſt, als eine liebliche Dichtung des Volks, ſo bleibt es doch immer ein ſonderbarer Zufall, daß ſich im gräflich Mansfeldſchen Wappen Gerſtenkörner befinden. Die Heraldiker haben zwar Wecken daraus gemacht, allein es ſind Gerſtenkörner. Wie dieſe aber da hineingekommen, wie lange ſie ſchon darin ſind, und ob ſie auf Veranlaſſung jener altdeutſchen Mythe hineinkamen, das ſind freilich Fragen, deren Beantwortung ſchwer ſeyn möchte, uns jedoch hier nicht weiter aufhalten ſoll. Wappenforſcher mögen das unterſuchen und darüber entſcheiden.

So viel bleibt gewiß, daß die Grafen von Mansfeld ein ſehr altes Geſchlecht waren. Peccenſtein, ein alter Chroniſt, erzählt in ſeinem „Sächſiſchen Theater", daß ſchon im Jahre 542 ein Graf von Mansfeld, Hoier der Rothe genannt, am Hofe König Arturs von England, und einer aus der Tafelrunde geweſen ſey. Und Rixner in ſeinem Turnierbuche — worin freilich oft über die Grenzen der Wahrheit hinaus turnirt wird, — berichtet, daß Graf Otto von Mansfeld im Jahre 930, auf einem

Turnier in Magdeburg den beſten Dank im Balgerennen verdient habe.

Es möchte nun beiden Herren zwar etwas ſchwer werden, den Beweis über dieſe Angaben zu führen, denn auch das uralteſte Geſchlecht wird es nicht vermögen, ſeine Abſtammung aus dem Zeitalter Karls des Großen, mit Urkunden beglaubigt, ableiten zu können; aber eins der älteſten deutſchen Geſchlechter, eins der angeſehenſten, reichſten und ausgebreitetſten, bleibt ganz unbezweifelt das der Mansfelder Grafen. Es wurde immer mit unter den edeln Geſchlechtern aufgeführt, aus welchen die Sachſen ihre zwölf Vierherren und aus dieſen in Kriegszeiten ihren Heerführer, ihren König oder vielmehr ihren Kriegsfürſten erwählten.

Ueber die Grafſchaft Mansfeld, deren Namen die politiſche Geographie unſerer Tage nicht mehr kennt, herrſchte dieſe Familie. In viele Zweige zerſplitterte ſie ſich, und auf mehrern Bergen dieſes Ländchens ſehen wir noch jetzt die Trümmer ihrer Wohnſitze. Nach und nach werden wir dieſe alle kennen lernen. Jetzt wollen wir mit ihrer Stammburg den Anfang machen.

Mansfeld, über dem Städtchen gleiches Namens, war einſt eine weitläuftige, prächtige Burg, deren ſtolze Zinnen weit umher den Reichthum ihrer Beſitzer verkündigten, und deren Feſtigkeit manches Heer anerkennen mußte. Jetzt iſt ſie eine ſchöne Ruine, und nur ein kleiner Theil des Ganzen wird, unter völlig veränderter Geſtalt, noch erhalten und bewohnt.

Ich beſtieg im Sommer 1811, vom Städtchen aus, den ſteilen, auf der andern Seite aber ganz flach ablaufenden Berg, der ſie trägt. In der Mitte deſſelben ſchützen Anpflanzungen gegen die Sonnenhitze, und geleiten bis vor das äußere Thor, das ſeine Form, aus den Zeiten der gothiſchen oder altdeutſchen Bauart, mit der unſers heutigen Geſchmackes vertauſchen mußte. Eine jetzt feſtſtehende, ſonſt eine Zugbrücke, führt über den Wallgraben durch ein zweites Thorgewölbe, aus dem man auf den ſehr großen Burghof tritt. Gerade vor ſich ſieht man ein neues bewohntes Gebäude, ſonſt aber umgeben den ganzen Schloßhof Ruinen — ein Kontraſt, der dem Auge nicht wohlthut. Jenes bewohnte Gebäude errichtete im Jahre 1795 der nun verſtorbene Oberbergrath Bückling. Er hatte das ganze Schloß nebſt einiger Länderei für 800 Rthlr. und gegen Erlegung eines jährlichen Kanons von 126 Rthlr. erkauft, und von ihm rühren alle Veränderungen mit der Burg, ſo wie alle Anlagen um dieſelbe, her. Jetzt iſt ſie in andern Händen, und ein Saal nebſt einigen Zimmern, ſind zu einem öffentlichen Vergnügungsorte eingerichtet.

Unter ihnen ſind noch die vortrefflichſten Keller. Wenn man die Menge und die Größe aller noch vorhandenen brauchbaren und nicht mehr brauchbaren Keller ſieht, ſo findet man die Sage, daß auf dieſer Burg ſonſt ganz vorzüglich wacker gezecht worden ſey, gar nicht unwahrſcheinlich. Die Verzierungen über einigen Eingängen dieſer Bachustempel belegen es nicht minder, wie

ſehr man ſie ehrte und ſolcher Dekorationen werth hielt. Ueber dem einen iſt folgendes in Stein gearbeitetes Basrelief: Zwei männliche Figuren, vielleicht Knappen, trinken aus großen Krügen, eine dritte ſchenkt ein, und eine vierte giebt das Genoſſene von ſich, welches ein Hund wieder zu ſich nimmt. Darüber ſtehen die Worte: Quid eſt, bapſi! *) Liebe zum Trunk, Rohheit des Geſchmacks in der Verzierung und der Denkart jenes Zeitalters leſen wir verfeinerte Enkel deutlich in dieſer Darſtellung. Welcher Fürſt, und wenn er es auch mit den Grafen von Mansfeld im Trinken aufnehmen könnte, möchte jetzt wohl ſeinen Weinkeller mit einem ſolchen offenen Bekenntniſſe ſeiner Schwachheit ſchmücken laſſen! — Ueber einem andern Keller thront der Weingott — der gräfliche Lare — auf einem Faſſe, und ſchwingt fröhlich den Becher. Ueber ihm ſchwebt ſein Titel: „Bachus deus vini." Luther, der ſehr oft in Mansfeld war, deſſen Eltern hier ein Haus hatten, über deſſen Thür man auch die Buchſtaben M. L. findet, und der von den Grafen zur Ausgleichung mancher Diſſonanz in der Familie gebraucht wurde, machte ihnen einſt einen Beſuch. Da kam ihm auf der Wendeltreppe der Wein entgegengefloſſen. „Nun, nun", rief er mit prophetiſchem Geiſte und mit Unwillen den taumelnden Zechern zu: „ihr Herren dünget ſchön, da wird einmal brav Gras darnach wachſen!" Und — es wuchs Gras darnach!

---

*) Was iſt's, ich habe getrinkt!

Alles, was den Schloßhof umgiebt, iſt, wie geſagt, außer dem bewohnten Theile, Ruine. Davon iſt jetzt noch das merkwürdigſte Stück die Kirche. Ehe der Oberbergrath Bückling das Ganze umſtaltete, war ſie noch völlig brauchbar zu gottesdienſtlichen Verrichtungen. Er aber ließ das Dach abnehmen, um auf dem Gewölbe der Kirche einen Garten anzulegen. Das eigenthümliche Unternehmen iſt aber nicht ausgeführt worden, wirkte indeſſen ſehr nachtheilig auf das Gebäude, und wird ſeinen Untergang beſchleunigen. Im Innern iſt faſt alles zerſtört. Durch die zerbrochenen Fenſter ſauſt der Wind, durch die Decke dringt ſchon die Näſſe ein, und wenn nicht bald dieſem Vernichten der Elemente entgegengearbeitet wird, wozu es leider! den Anſchein nicht hat, ſo möchte dieſe Kirche bald auch das Schickſal ihrer Umgebungen theilen. Noch iſt dem Zerſtören die Darſtellung einer bibliſchen Geſchichte entgangen, welche ein Gefangener in ſeinem Kerker mit dem Taſchenmeſſer in eine große hölzerne Tafel ſchnitt. Sie ſoll ihm die Freiheit wieder verſchafft haben. Um den Altar herum ſind auch noch einige Grabſteine, von welchen der des Grafen Günther IV. beſonders ſchön ausgearbeitet iſt, und über ihm hängt ein Gemälde, die Kreuzigung, das Begräbniß und die Himmelfahrt Chriſti, das von Lukas Kranach ſeyn ſoll. Iſt es wirklich von ihm, ſo verdient es eine beſſere Stelle, denn hier möchte es bald ein Spiel der Winde werden.

Hinter dem ſogenannten Kavalierſtande iſt ein Behältniß mit einem eiſernen Gitter, in welchem ein hölzernes Marienbild ſteht, das einen vergoldeten Zettel mit der Inſchrift: ave gratia plena hält. Ueber demſelben ſteht von außen, Hoyer G. u. H. Z. M. 1519. Hier befand ſich auch ehedem ein Meßaltar, auf welchem das von fein polirtem Alabaſter gearbeitete Bild Chriſti mit der Dornenkrone ſtand, welches Maria mit thränenden Augen in den Armen hielt. An dieſem Altar waren auch Seitenflügel mit alabaſternen Figuren geziert. Alles wurde aber vom Grafen Franz Maximilian, der ſich einige Zeit auf dieſem Schloſſe aufhielt, ſeiner Schönheit und Seltenheit wegen mit nach Wien genommen.

Wenn die katholiſchen Grafen von der Bornſtedtſchen Linie ſich auf dem Schloſſe Mansfeld aufhielten, ſo verſuchten ſie es wohl, nach dem Gebrauche ihrer Kirche hier Gottesdienſt halten zu laſſen. Graf Karl Adam, als er 1658 etliche Wochen hier geweſen war, ließ Sonntags das Schloßthor verſchließen, ſo daß weder Prediger noch Zuhörer aus der Stadt in die Kirche kommen konnten, ja er nahm ſogar den Kirchenſchlüſſel an ſich. Einſtens ließ er Sonntags, als die Predigt angehen ſollte, die Kirche für ſich öffnen, und von ſeinem Pater öffentlich Meſſe leſen, und der mansfeldſche evangeliſche Prediger mußte ſo lange warten, bis die Meſſe vorüber war. Da er dies öfter that, ſo beſchwerte ſich das Konſiſtorium beim Senior des Hauſes, und da hatte es ein Ende. Als einige Zeit nachher Graf Franz Maximilian aus Wien ſich hier aufhielt,

ließ dieſer ſogar durch einen Jeſuiten, der zuvor die Kanzel und die Stufen des Altars mit Ruthen geſtrichen hatte, hier katholiſchen Gottesdienſt halten. Früher hatten die Grafen ihren eigenen Hofdiakonus, der vor dem Schloßthore wohnte. Nachher wurde aber der Gottesdienſt von den beiden Predigern der Stadt Mansfeld verſehen, bis auch dies vor ungefähr dreißig Jahren aufhörte.

Ewig Schade bleibt es, daß man dieſen Tempel, in welchem Luthers kräftige Stimme oft wiederhallte, verfallen läßt. Noch wäre es möglich, ihn mit nicht allzu großen Koſten wieder herzuſtellen, oder doch gegen den Andrang der Zerſtörung zu ſchützen. Außerdem möchte er wohl in zehn Jahren nicht mehr zu erkennen ſeyn.

Im Schloßhofe findet man über der Thür eines Treppenthürmchens des Grafen Albrechts VII. von Mansfeld Bild, in Stein. Es iſt eigentlich ſein Grabſtein geweſen, der in der Mansfelder Stadtkirche auf ſeinem Grabe lag, von Bückling aber hier aufrecht ſtehend eingemauert wurde. An den vier Ecken deſſelben ſieht man das Beichlingſche, Hohenſteinſche, Altenborkſche und Mansfeldſche Wappen.

Ein tiefer Brunnen liefert noch immer das vortrefflichſte Waſſer.

Wenn man vom Gewölbe der Kirche herab die ganze Ruine betrachtet, ſo kann man mit einem Blicke die alte Größe aus der Größe der Zerſtörung leſen. Welch ein Umfang, welch eine Menge ſich durchkreuzender Mauern, welche Maſſe von Steinen! Verirren könnte man ſich

zwiſchen ihnen, wie in einem Labyrinthe — ſo weitumfaſſend, ſo anſehnlich war dieſe feſte Burg eines Geſchlechts, deſſen ausgebreitete zahlreiche Aeſte, eben ſo wenig ein gänzliches Abſterben ihres Stammes erwarten ließen, als daß die feſten Zinnen Mansfelds ſich je unterm Joche der Auflöſung beugen würden.

Die Ausſicht von dem Schloſſe iſt unbedeutend. Man ſieht unter ſich im Thale das Städtchen Mansfeld, von hohen ſchwarzen Schlackenbergen ſonſtiger Schmelzwerke, wie von Wällen umgeben, und ringsum eine Fläche kahler Hügel, in welche der Bergmann gleich dem Maulwurf alles umwühlte und große Halden tauben Geſteins zurückließ. Etwas freundlicher iſt die Gegend im Thale der Wippra entlang, wovon man einen kleinen Theil ſieht.

Des Schloſſes Mansfeld erwähnt Helmbold, ein alter Hiſtoriker, ſchon im Jahre 981, indem er erzählt, daß das Land umher in des Kaiſers Otto II. Ungnade gefallen ſey, weil es die Hunnen geduldet und verproviantirt habe. Die Entſchuldigung, daß dieſe Lieferung von Lebensmitteln mit Gewalt eingefordert worden ſey, wäre nicht für hinreichend gehalten, ſondern das Land verwüſtet und in die Acht erklärt worden. Bei dieſer Gelegenheit wäre auch das Schloß zerſtört. Spangenberg erwähnt in ſeiner Mansfeldſchen Chronik, des Schloſſes zuerſt im Jahre 1082. Man wird hierüber zu keiner Gewißheit mehr kommen, wahrſcheinlich iſt es aber, daß es ſehr früh da war, aber erſt im zehnten und elften Jahrhundert, wegen der öftern Einfälle der Wenden, ſtärker befeſtigt

wurde. Die Geſtalt einer eigentlichen Feſtung erhielt Mansfeld ſpäterhin, wahrſcheinlich zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Um dieſe Zeit fingen die Grafen an, viele Koſten auf die Befeſtigung ihrer Stammburg zu wenden, und ſich der damals berühmteſten Baumeiſter zu bedienen. Im Jahre 1517 ernannten ſie deshalb eine förmliche Baukommiſſion, und jeder der regierenden Grafen machte ſich verbindlich, jährlich 200 Gulden gutes Geld zum Feſtungsbau herzugeben. Als Kaiſer Karl V. 1547 das Schloß belagern ließ, und es auch endlich, jedoch durch Kapitulation, bekam, wurden zwei Jahre darauf die Feſtungswerke noch mehr verſtärkt. Ein damals berühmter Baumeiſter, Chriſtoph Stieler aus Magdeburg, leitete den Bau, wofür er guten Sold, ein neues Kleid, und freie Koſt bekam."

Man ſieht hieraus, daß die meiſten Befeſtigungen im ſechzehnten Jahrhundert geſchahen. Es war auch in der That für die damaligen Zeiten eine ausgezeichnete Feſtung. Ringsum liefen doppelte ſehr tiefe Graben, hohe Wälle, ſtarke Mauern, und weitläufige Außenwerke, die nach Eisleben zu, auf der platten Seite, am ſtärkſten waren. Es hatte Pulvermagazine, Lärmplätze, ein Zeughaus, doppelt befeſtigte Thore u. ſ. f.

In der Streitigkeit, welche Graf Albrecht VII. von Mansfeld mit ſeinen Vettern hatte, und während des Feldzugs, den er mit dem Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrich, machte, ließ er das Schloß wohl beſetzt halten, und da er die gewöhnliche Beſatzung deſſelben im

Felde brauchte, ſo mußten Bürger von Eisleben ihre Stelle vertreten. Als dieſer Graf 1545 vom Kaiſer Karl V. in die Acht erklärt, und ſein Antheil an der Grafſchaft ſeinen Vettern zugeſprochen wurde, ſo baten dieſe den Kaiſer, der eben in Halle war, um Militair, um ſich in den Beſitz der ihnen zugetheilten Güter zu ſetzen. Dieſer, dem ſelbſt viel daran lag, dieſe Feſtung in ſeine Gewalt zu bekommen, willigte gern ein, und ſendete ein Heer zur Eroberung. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, es zu erſtürmen, kam es zu einer förmlichen Belagerung. Oft wurde die feſte Burg zur Uebergabe aufgefordert, aber die Beſatzung ſchlug es immer aus. Erſt, als ſie ſich zu ſchwach fühlte, längern Widerſtand zu leiſten, und alle Hoffnung zum Entſatz verſchwand, ergab ſie ſich, wie oben erwähnt, auf ehrenvolle und vortheilhafte Bedingungen.

Im Jahre 1575 wurde Mansfeld auch wieder belagert und eingenommen. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Unter den Theologen damaliger Zeit herrſchte ein höchſt polemiſcher Geiſt. Man konnte ſich nicht darüber vereinigen, ob man den Katholiken in einigen Nebendingen nachgeben, oder auf den Lutheriſchen Grundſätzen beharren ſollte. Melanchthon war zum Nachgeben geneigt. Ihn und ſeine Anhänger nannte man Interimiſten und Adiaphoriſten. Dieſen widerſetzte ſich aber Flaeius Illyricus, der noch nebenbei die eigene Meinung von der Erbſünde hatte, daß ſie als das moraliſche Erbübel im Menſchen mit zum Weſen und zum Grundſtoff der menſch-

lichen Natur gehöre, Chriſtus daher, der die menſchliche Natur an ſich genommen, nicht wahrhaftig unſer Fleiſch und Blut an ſich genommen haben könne. Unter ſeine Anhänger zählte er auch den Magiſter Cyriacus Spangenberg, den mansfeldiſchen Hiſtoriographen.

Die Eislebenſche Geiſtlichkeit, die das ſtrenge Lutherthum behauptete; focht ihn deshalb ſehr an, die Grafen von Mansfeld, die ihn als einen brauchbaren Mann ſchätzten, nahmen ihn aber immer in Schutz. Auf einer Synode, die 1554 in Eisleben gehalten wurde, war Spangenberg auch. Hier ließ er es ſich zu deutlich merken, daß er über die Erbſünde Flacianiſche Grundſätze hege. Man warnte ihn deshalb, es half aber nicht. Er vertheidigte ſogar auf der Kanzel dieſe Grundſätze. Als ſich nun gerade um dieſe Zeit unter den Grafen von Mansfeld eine Uneinigkeit entſpann, wobei Spangenberg beiden Theilen nicht zugleich beipflichten konnte, ſo wurde die theologiſche Meinung Spangenbergs zum Vorwande genommen, ihn ſeines Amts zu entſetzen, und ihn des Landes zu verweiſen. Um dies zu bewerkſtelligen, ließ der Adminiſtrator von Magdeburg, Joachim Friedrich, am Neujahrsabende 1575 wirklich einige hundert bewaffnete Bürger aus Halle entbieten, um Mansfeld zu beſetzen, und Spangenberg nebſt ſeinen Anhängern zu arretiren. Es geſchah; das Schloß, wo Spangenberg war, wurde eingenommen, aber dieſer war ſchon in Weibskleidern geflüchtet, und glücklich entkommen.

Im

Im dreißigjährigen Kriege ſah man vorzüglich die Wichtigkeit des Schloſſes Mansfeld ein, und jede von den kriegführenden Partheien ſuchte ſich deſſelben zu bemeiſtern. Dies zog dem Lande die größten Gefahren und die ſchrecklichſten Kriegsübel zu. Während dieſes Kriegs iſt es ſiebenmal eingenommen worden, aber nie mit ſtürmender Hand, ſondern entweder durch Liſt, oder durch Kapitulation. Im Jahre 1630 nahmen es die Soldaten des Biſchofs in Halle, der Adminiſtrator in Magdeburg war, durch folgende Liſt ein. Am 7ten September zogen ſie, unter Anführung des Oberſten Bock, eines Halloren Sohn aus Halle, des Nachts von Querfurt, von ſechs leeren Wagen begleitet, aus. Als ſie nicht fern mehr von Mansfeld waren, legten ſich Soldaten auf die Wagen, und ringsherum bedeckte man ſie mit Spreuſäcken. Unter den Schloßwächtern war kein Laokoon, der dieſe Nachbildung des trojaniſchen Pferdes erſt näher zu unterſuchen vorgeſchlagen hätte, und da ſie auf die Frage, was man bringe, die zuverläſſige Antwort erhielten: Hafer vom Kloſter Mansfeld, ſo paſſirten die Wagen auch ein. Kaum aber, daß die Hälfte auf dem Schloßhofe war, als die verborgenen Soldaten hervorſprangen, ſich der Thore bemächtigten, bis die Reiterei nachkam, und das ganze Schloß mit Fußvolk und Reitern beſetzt wurde.

Im Jahre 1631, nach der Eroberung Magdeburgs, lagerte ſich die kaiſerliche Armee auf ihrem Rückzuge in dem Wieſenthale bei Burgörner, und der Generalſtab

war auf dem Schloſſe Mansfeld. Der kaiſerliche Kommandant des Schloſſes hieß Hartmann. Er war zuvor Trompeter geweſen, hatte ſich durch tollkühne Streiche, was man oft Tapferkeit nennt, emporgehoben, verläugnete aber auch den Charakter ſolcher aus der Tiefe heraufgeklimmter Perſonen nicht. Er war barſch und ſtolz gegen Untergebene, anmaßend und herrſchſüchtig gegen jedermann. Bei ſolchen Eigenſchaften, die noch obenein das Kriegsglück begleitete, ließ ſich freilich kaum ein erträgliches Schickſal für Schloß und Stadt Mansfeld erwarten. Und ſo war es auch. Die Bürger der Stadt mußten ungeheure Lieferungen thun. Bei der Schloßkirche ließ er ein großes Stück Mauer aufführen, wozu die Einwohner der Gegend umher die Materialien liefern und fröhnen mußten. Was nicht gutwillig gegeben wurde, ließ er mit Gewalt nehmen. Getreide, Lebensmittel, Betten, Tiſchzeug, Keſſel, Geräthe aller Art, alles ließ er nehmen, auf das Schloß bringen, und kein Menſch erhielt jemals etwas davon wieder zurück. Kurz, es ging eben ſo zu, wie wir es in unſern Tagen ſattſam erlebt und gefühlt haben. Der Graf Wolfgang von Mansfeld, kaiſerlicher Generalmajor und Kriegsrath, war auch auf dem Schloſſe, und mußte allen dieſen Unbilden Hartmann's ruhig mit zuſehen. Ob ers gern that? — wir wollen's glauben, aber freilich ſtimmt ſein übriges Benehmen nicht damit überein. Er ließ nemlich nach der Eroberung Magdeburgs alle Kanonen um das Schloß dreimal abfeuern, und auch von der Garniſon Freudenſalven geben.

Er ließ ferner einen großen Vorrath Kriegsmunition hinaufſchaffen, und ſogar Kanonen daſelbſt gießen. Seine große Zuneigung zum öſterreichiſchen Hauſe bewirkte dies alles. Er ſchmeichelte ſich, wenn die Schlacht bei Leipzig, der man damals entgegenſah, für des Kaiſers Armee glücklich ablaufe, er mit der Erhebung in den Fürſtenſtand belohnt werden würde. Allein er täuſchte ſich. Nach der Leipziger Schlacht beſetzten die Schweden ſein Schloß. Im folgenden Jahre, 1632, überließen dieſe es den kurſächſiſchen Truppen, mittelſt Kapitulation. Die Wichtigkeit des Poſtens war aber zu einleuchtend, als daß ſie ſich nicht hätten alle Mühe zu ſeiner Wiedererlangung geben ſollen. 1636 ſchon machten ſie den erſten Verſuch dazu, aber umſonſt. Drei Jahre nachher aber belagerten ſie es ernſtlich, und beſchoſſen es elf Wochen lang. Der ſächſiſche Hauptmann von Schallr, der Kommandant davon war, verheidigte ſich aber ſo tapfer, daß ſie nichts ausrichten konnten. Der ſchwediſche General Wrangel, welcher die Belagerung geführt haben ſoll, und der Oberſte, Erich Hansſohn, legten an drei verſchiedenen Orten Minen an, ließen unter andern die große Bäſtei, der Stadt gegenüber, auf funfzehn Ellen untergraben, Pulver darunter bringen, und ſprengen. Ungeachtet nun dadurch eine große Oeffnung entſtand, ſo wurde doch nichts ausgerichtet, denn die Garniſon wurde immer durch Landvolk verſtärkt, und vertheidigte ſich aufs tapferſte. Darauf legten die Schweden eine neue Mine an, wodurch ſie dem Schloßbrunnen ſo nahe kamen, daß man den Verſuch machen

wollte, durch einen mit Gift gefüllten Sack das Waſſer zu vergiften, und auf dieſe Art die Beſatzung zu tödten. Aber dieſes ſchändliche Vorhaben wurde durch eine Gegenmine entdeckt, und der Giftſack gefunden. Man hat ihn eine lange Zeit zum Andenken auf dem Zeughauſe im Schloſſe aufbewahrt. Als endlich Torſtenſohn von Halberſtadt aus über Mansfeld zog, mußte Schaller der Uebermacht weichen. Er übergab das Schloß auf eine ehrenvolle Kapitulation. Der ſchwediſche Oberſt Weiße wurde nun Kommandant darauf, der die ganze Gegend umher entſetzlich drückte, und unerſchwingliche Brandſchatzungen erhob.

Im Jahre 1642 belagerten es die Kaiſerlichen wieder. Ein Italiener, Don Matthäus, Freiherr von Moncado, kommandirte die Belagerung, konnte aber nichts ausrichten. Weiße ſpottete ſeiner auf alle Art. Er ließ ſeine Soldaten am hellen Tage am Schloßberge um die Feſtung ſpatzieren. So oft eine feindliche Kugel auf die Mauern traf, ließ er den getroffenen Ort im Angeſichte des Feindes mit einem Flederwiſch abkehren. Und, dem Italiener zum Hohn, ließ er eine Ziege in Seidenzeug nach italieniſcher Art kleiden, mit Bändern ſchmücken, und den Schloßberg hinabgehen, um ſich den Belagerern zu zeigen. Moncado war darüber äußerſt aufgebracht. Er ließ in der folgenden Nacht, unweit der hinterſten Baſtei, auf dem ſogenannten Coventsberge, einen Schnellgalgen aufrichten, und die Ziege in ihrem

Schmucke daran hängen. Als dies Weiße am andern Morgen gewahr wurde, ließ er den Galgen umhauen, und ſammt der Ziege den Berg hinabſtürzen. Hierauf zog Moncado beſchämt mit ſeinen Truppen ab. Es wiederholte zwar kurz nachher ein Oberſt Koch mit ſeinem neugeworbenen Regimente, in Verbindung mit dem ſächſiſchen Oberſtwachtmeiſter Rinkard, die Verſuche, das Schloß einzunehmen, Weiße war aber auf ſeiner Hut, und da er von dem ſchwediſchen General Königsmark Verſtärkung erhielt, ſo mußten auch dieſe Feinde wieder abziehen.

So war die Burg und Veſte Mansfeld während des langwierigen dreißigjährigen Kriegs ein ſteter Zankapfel aller Partheien, und für das Land eine wahre Geißel.

Als am 14ten Oktober 1648 der weſtphäliſche Friede geſchloſſen war, ließ der damalige Kommandant des Schloſſes, Georg Wendler, ein geborner Schottländer, alle Kanonen um die Feſtung zu drei verſchiedenen Malen abfeuern, und die Garniſon Freudenſalven geben. Sein Nachfolger im Amte, der Oberſt Otto Welſcky, räumte am 12ten August 1650 dem Grafen Chriſtian Friedrich von Mansfeld das Schloß wieder förmlich ein, und übergab ihm die Schlüſſel dazu. Die Spuren der vielfachen Belagerungen waren da überall in den Ruinen mancher Gebäude ſehr ſtark zu ſehen.

Im Jahre 1663 ließen die Grafen von Mansfeld eine Kompagnie Soldaten zu Fuß, als ein Reichskontingent, gegen die Türken werben, welche der Sohn des Oberſten Hötensleben auf dem Schloſſe in den Waffen übte. Wegen beſorglicher Kriegsunruhen wurde dieſes auch damals, auf Anordnung des Adminiſtrators des Erzſtifts Magdeburg, als Lehnsherrn der Grafen, mit Mannſchaft, Proviant und ſonſtigen Kriegsbedürfniſſen verſehen, die Feſtungswerke wurden größtentheils wieder hergeſtellt, und eine magdeburgſche Beſatzung blieb hier bis zur Zerſtörung derſelben im Jahre 1674.

Als nemlich im Jahre 1672 in Leipzig ein oberſächſiſcher Kreistag gehalten wurde, trugen die mansfeldſchen Stände ſelbſt auf die gänzliche Vernichtung der Feſtungswerke von Mansfeld an. Als Bewegungsgründe hierzu führten ſie an, daß das Land die Koſten ihrer Erhaltung und der Beſatzung nicht mehr aufzubringen im Stande, und bei neuen kriegeriſchen Ereigniſſen das Land abermaligen Verheerungen durch dieſe Feſtung ausgeſetzt ſey. Der Erzbiſchof von Magdeburg fand, ſo wie der Kurfürſt von Sachſen, nichts Bedenkliches bei der Gewährung dieſer Bitte; und da auch die Grafen ſelbſt einwilligten, die Stände ſich, die Koſten zu tragen, erboten und gleich 4500 Rthlr. zuſammenbrachten, ſo wurde die Schleifung der Werke beſchloſſen.

Der Anfang wurde am 1ſten Junius 1674, durch 400 Bauern und dreißig Bergleute gemacht. Sie riſſen

zuerſt das vor dem Schloßthore angelegte ſtarke Ravelin, dann die Mauern an den Graben der vorderſten Baſtei, der Stern genannt, nieder, wozu ſie ſich, wegen der Stärke und Feſtigkeit der Mauern, des Pulvers bedienen mußten. An der großen Baſtei gegen Eisleben zu, die Katze genannt, fand man eine zugemauerte Thür, und nach Eröffnung derſelben noch eine ſtarke eiſerne Thür mit fünf größern Schlöſſern. Man öffnete auch dieſe, und fand in einem Gewölbe verſchiedene Todtengerippe. Es iſt ſehr zu bedauern, daß man bei dieſer Schleifung keine Aufmerkſamkeit auf die ſehr wahrſcheinlich an mehrern Orten angebrachten Jahrzahlen und Inſchriften gewendet hat, wodurch man gewiß mehr Aufſchlüſſe über die Erbauung des Schloſſes und der Feſtungswerke erhalten haben würde. Man ſieht noch jetzt Spuren der gewaltſamen Zerſtörung, beſonders an der hintern Seite, wo ganze Wände der geſprengten Mauern in dem um das Schloß laufenden Graben liegen, welche weder Gewalt noch die Zeit zerbröckelt haben. Wenn man bedenkt, daß dieſe Veſte nicht auszuhungern war, da ſich die Beſatzung das nöthige Getreide ſelbſt in den Ringmauern derſelben bauen konnte, da ihr in dem ſehr tiefen und noch gangbaren Brunnen das reinſte Waſſer quoll, und ſie ſich durch die nach Eisleben und nach der Stadt Mansfeld unter der Erde weg laufenden fahrbaren Gänge, von welchen nur die Eingänge noch zu ſehen ſind, alle Lebensmittel verſchaffen konnte; ſo war es freilich in damaligen Zeiten nicht unbillig, wenn man ſo nachdrücklich

auf ihre Zerſtörung drang. Bei unſerer jetzigen Kriegsverfaſſung würden freilich nur wenige Stunden erforderlich ſeyn, um das Schickſal einer ſolchen Feſtung entſchieden zu ſehen.

Vor der Demolition war dieſe Feſtung mit mehrern Kanonen beſetzt, welche alle das mansfeldſche Wappen führten. So ſoll auch auf der Baſtei, die Katze genannt, ein großes Stück Geſchütz geſtanden und den Namen: die wilde Katze, geführt haben. Auf der andern Baſtei, gegen Leimbach hin, ſtand aber das größte Stück Geſchütz, welches durch ſeine Ablöſung das ganze Wipperthal mit Schrecken erfüllte, und gleich der Baſtei, der Fuchs genannt wurde.

Die Grafen von Mansfeld hatten mehrentheils auf dieſem Schloſſe neben den fremden Beſatzungen und Kommandanten auch ihre eigenen Burggrafen und Kommandanten. Dieſe hatten der großen Tafelſtube gegenüber ihre Wohnung auf dem Vorderorte, welche auch daher noch, ſo lange dieſes Gebäude ſtand, die Kommandantenſtube hieß. Jene, die Burggrafen, wohnten meiſtentheils über dem äußerſten Thore.

Mansfeld war das vorzüglichſte Schloß unter ſechzehn Schlöſſern der Grafen. Es hatte in alten Zeiten viele, nach damaliger Art prächtige Gebäude, und die ganze weitläufige Burg war im Dreieck erbauet. Die Faßaden deſſelben hießen Vorder-, Mittel- und Hinter-

ort, und die Linien der Bewohner nannten ſich hiernach die Vorder-, Mittel- und Hinterortſche Linie. Als die Grafſchaft durch den Ankauf mehrerer Herrſchaften und Güter und durch Erbſchaften ſich immer mehr erweiterte, wurden auch die ſonſt ſo geliebten Theilungen immer häufiger. Im Jahre 1475 entſtanden die Vorder- und Hinterortſchen Linien, wovon die letztere ſich wieder in die Mittelortſche oder Schraplauiſche und Hinterortſche theilte, und die erſtere ſogar in ſechs verſchiedene Zweige ſich ausbreitete. Graf Ernſt II. hatte unter zwei und zwanzig Kindern elf Söhne, wovon ſechs die Bornſtedtſche, die Eislebenſche, die Friedeburgſche, die Arnſteinſche, die Arternſche, und die Heldrungenſche ſtifteten. Ungeachtet dieſer vielen Linien und der ſtarken Anzahl Köpfe — im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts beſtand die ganze Familie aus 73 Seelen — waren ſie doch im Jahre 1710 ſchon, bis auf die Bornſtedtſche, ſämmtlich wieder ausgeſtorben.

Mit dem Entſtehen dieſer Linien gingen auch die vielen Schlöſſer in der ganzen Grafſchaft hervor, welche ſonſt die Reſidenzen waren, und jetzt theils in ihren Ruinen liegen, theils in Brauhäuſer und Kornmagazine umgewandelt ſind. In Eisleben, Mansfeld, Querfurt, Heldrungen, Arnſtein, Schraplau, Friedeburg, Seeburg, Artern, Bornſtedt und Leimbach findet man noch die Reſte eines ſonſtigen Schloſſes, mehr oder weniger verfallen.

Jene drei gräflichen Reſidenzen im Mansfelder Schloſſe unterſchieden ſich auch durch die Farbe. Der Vorderort war roth, der Mittelort gelb, und der Hinterort blau angeſtrichen. Es hat ſich von dieſen drei Sitzen der Vorderort am längſten erhalten, von dem Mittel- und Hinterorte war nur das Mauerwerk übrig geblieben. Durch den ehemaligen Verfall der Grafen, durch die Zerrüttung ihrer Finanzen, und durch die Verwüſtungen, welche dieſes Schloß im 30jährigen Kriege erlitt, war es faſt unmöglich geworden, dieſe Gebäude wieder herzuſtellen und im Stande zu erhalten. Der Graf Hans Georg der dritte, welcher der letzte von der Eislebenſchen oder Lutheriſchen Linie und auch der letzte Graf war, der hier wohnte, ſtarb 1710 auf dem Vorderorte. Er ließ vorſätzlich die übrigen Wohnungen vollends eingehen. Auf dem Mittelorte befand ſich ein großer Saal, welcher der goldene Saal genannt wurde, und im Hinterorte waren nach der Ausſage alter Mansfelder Bürger (die im Jahr 1726 noch lebten) die Zimmer mit wohlriechendem, wahrſcheinlich Zedernholze, ausgetäfelt, welches durch das ganze Schloß einen ſehr angenehmen Geruch verbreitete. Der Vorderort enthielt ſehr anſehnliche Gebäude. Dieſer Sitz wurde vom Grafen Hoyer VI., Kaiſer Karls V. geheimen Rath und Ritter des goldenen Vließes, 1518 erneuert und verſchönert. Sein Wappen, in Stein gehauen und mit durchbrochener Arbeit geziert, ehemals ſtark vergoldet, ſteht noch über dem Eingange deſſelben zu beiden Seiten mit der Um-

ſchrift: Hoyer G. u. H. z. M. 1518. Er ließ damals auch den Thurm über dem Eingange bauen, das Dach deſſelben mit Kupfer belegen, und den Knopf auf demſelben mit einem vergoldeten Greifen zieren. Das Seitengebäude über dem innerſten Thore, welches aber nicht mehr vorhanden iſt, hat Johann Gebhard, Kurfürſt von Cölln und Graf zu Mansfeld, inne gehabt. Ueber deſſen Eingange ſtand ſonſt der Name und Titel dieſes Grafen. Jetzt iſt an die Stelle der, oben ſchon erwähnte, Grabſtein Albrechts VII. eingemauert worden.

Für das Wahrzeichen des Schloſſes hält man einen Mönchs- und einen Nonnenkopf, wovon der erſte unweit des Thors, wenn man nach der ſogenannten Mine zu geht, unter dem Erker der ehemaligen Kommandantenſtube in der Mauer, der andere aber bei der Kirchthüre in der Höhe an einer Ecke befindlich war. Man erzählt davon, daß eine Nonne mit einem Mönche vornehmen Geſchlechts in unerlaubtem Umgange betroffen und auf dieſes Schloß in Verwahrung gebracht wären; der Mönch habe ſich vom Schloſſe hinabgeſtürzt, die Nonne aber in der ſogenannten dunkeln Kammer erhenkt, wo man den Ort und den Strick noch lange gezeigt. Ihre Bildniſſe wären darauf zum Gedächtniß in Stein gehauen und an benannten Orten aufgeſtellt worden. Außer dieſer Sage haftet auch die noch auf der Mansfelder Burg: daß der Ritter St. Georg ein Graf von Mansfeld geweſen ſey, und am Burgberge den Lind-

wurm erlegt habe, daher dieſer noch der Lindberg heiße. Wahrſcheinlicher möchte es aber wohl ſeyn, daß Linden, welche hier ſtehen und vielleicht immer da ſtanden, zu dieſem Namen die Veranlaſſung gaben. Der St. Georgs-Ritter galt aber früherhin für den Schutzpatron der Grafſchaft Mansfeld, daher ihm auch die Stadtkirche in Mansfeld geweihet war.

Die Grafſchaft Mansfeld, zur Zeit des Flors der beſitzenden Familie, war leicht noch einmal ſo groß, als ſie beim Erlöſchen derſelben war und noch jetzt iſt, wo ſie 14½ Quadratmeilen Flächeninhalt enthält. Sie gehörte zum oberſächſiſchen Kreiſe, war urſprünglich reichsunmittelbar, dann preußiſches und ſächſiſches Lehen, welche beide Häuſer, nach dem Erlöſchen der Grafen, davon Beſitz nahmen. Sachſen erhielt den größern, Preußen den kleinern Theil. Letzteres kam aber im Jahre 1815, mit dem von Sachſen abgeriſſenen Theile, ganz in den Beſitz derſelben. Der Flor des kleinen Landes war in frühern Zeiten, beſonders durch die Kupferbergwerke höchſt blühend. Es gab eine Zeit, wo ſiebenzehn Schmelzhütten im Gange waren, und in einem Jahre wurden einmal 18000 Centner Kupfer geſeigert. Dennoch reichten die Einkünfte der Grafen nie zu. Die zu große Familienvermehrung, die daraus entſpringende Zerſtückelung des Landes, der Verluſt der Reichsunmittelbarkeit, die mit vielem Aufwande verknüpften Ehrenſtellen, welche ſie an kaiſerlichen und königlichen Höfen bekleideten, und endlich

die

die vielen Kriege, und beſonders der dreißigjährige, während deſſen ſie ſelbſt ein großes Korps unterhielten, ſtürzten die Grafen nach und nach in ein Labyrinth von Schulden, aus denen ſie ſich nie wieder herausgefunden haben. Schon im Jahre 1570 fing die Sequeſtration über einen Theil des Landes an, und 1690 war ſie über das ganze, durch Preußen und Sachſen, angeordnet, während welcher jedes Familienglied, zu ſeinem Unterhalt, nur 1000 Fl. erhielt. Die ganze Schuldenlaſt belief ſich ſo hoch, daß die jährlichen Intereſſen allein 123,285 Fl. betrugen. Zwar bekam Graf Heinrich Franz I. von der Bordſtedtſchen Linie in demſelben Jahre das Fürſtenthum Fondi im Neapolitaniſchen vom Könige Karl II. von Spanien geſchenkt, was ihm auch die deutſche reichsfürſtliche Würde verſchaffte; allein es war, als ob ein widriges Geſchick über dieſem Geſchlechte waltete; denn auch um dieſe Beſitzung wurden ſie betrogen. Fürſt Heinrich Paul verkaufte ſie nemlich 1751, der Entlegenheit wegen, an das neapolitaniſche Haus Sangro für 200,000 Dukaten, hat aber nie einen Pfennig von der Kaufſumme ausgezahlt erhalten.

Von den beiden letzten Linien ſtarb die eine 1710, die andere 1780 aus. Die Zweige der letztern, der Bornſtedtſchen, lebten ſchon lange im Oeſterreichiſchen, wo ſie auch Beſitzungen hatten. Der letzte Graf und Fürſt von Mansfeld, Joſeph Wenzel, ſtarb auf eine ſchmähliche Art. Er wurde im Wagen eine jähe Tiefe hinabgeſtürzt und zerſchmettert. Man hat lange Zeit dieſe Todes-

SH

745

JUN 7 1963

Digitized by Google